

Richard van Emden

Mit dem Feind leben

Alltag im Ersten Weltkrieg

Hoffmann und Campe



Ein Fußballspiel zwischen den Frontlinien,
eine ungenehmigte Waffenruhe und gemein-
sames Feiern am Heiligen Abend 1914:
Deutsche und Alliierte begegneten sich im
Ersten Weltkrieg nicht nur als Feinde.

*»Ein Buch, das einen anders über den Ersten Weltkrieg
denken lässt. – Richard van Emden schließt eine kaum
erforschte Lücke, indem er die persönlichen Begegnungen
zwischen Deutschen und Engländern und ihr menschliches
Verhältnis zueinander aufdeckt.« Daily Mail*

978-3-455-50311-1 € 22,99 [D]



Welche Auswirkungen hatte der Erste Weltkrieg auf den Einzelnen, auf das Zusammenleben von Feinden im Alltag, hinter und abseits der Front? Was geschah etwa mit Engländerinnen, die mit Deutschen verheiratet waren? Oder mit den Menschen, die im plötzlich feindlich gewordenen Ausland lebten und arbeiteten?

Richard van Emden begibt sich mit unveröffentlichten Zeugnissen, Briefen und Tagebüchern auf die Suche nach unerwarteten Schicksalen und Momenten, in denen Gegner sich als Menschen gegenüberstehen.

»Richard van Emden erinnert daran, dass nicht alles höllisch war: Humor existierte genauso wie gegenseitige Hetze und manchmal völlig unbekümmerte Beziehungen.«

Spectator



Richard van Emden, britischer Historiker und Journalist, ist Experte für den Ersten Weltkrieg. Er führte Interviews mit über 270 Veteranen und forschte in deutschen und britischen Archiven. Seine Bücher *Boy Soldiers* und *The Last Fighting Tommy* waren in England große Bestseller-Erfolge. Als Autor mehrerer TV-Dokumentationen über den Ersten Weltkrieg war er u. a. für die BBC tätig. Er lebt mit seiner Familie in London.

Richard van Emden

Mit dem Feind leben

Alltag im Ersten Weltkrieg

Aus dem Englischen von
Gabriele Gockel und Barbara Steckhan,
Kollektiv Druck-Reif

Hoffmann und Campe

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
Meeting the Enemy. The Human Face of the Great War
bei Bloomsbury Publishing, London / New Delhi / New York / Sidney.

1. Auflage 2014

Copyright © by Richard van Emden

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2014 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

www.hoca.de

Redaktion: Boris Heczko

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Albertina

Druck und Bindung: C.H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-50311-1

**HOFFMANN
UND CAMPE**

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Eingelesen mit **ABBYY Fine Reader**

Für meine Mutter

Inhalt

Einleitung	9
1 Der Sieg der Unvernunft	21
2 Der Wettlauf zum Meer	67
3 Feindliche Ausländerinnen	111
4 IndenSchützengräben	151
5 Patriot oder Feind?	187
6 Mann gegen Mann	215
7 Luftkrieg	243
8 Gefangene und Vermisste	283
9 Ein letztes Aufbäumen	313
10 Der tiefe Fall	349
11 Vom Krieg zum Frieden	377
Danksagung	421
Quellen	423
Bildnachweis	432

Einleitung

Captain Robert Campbell waren die Hände gebunden. Im August 1914 war er während der Schlacht bei Mons schwer verwundet und gefangengenommen worden. Seit knapp zwei Jahren befand er sich nun schon im Kriegsgefangenenlager von Magdeburg. In dieser Zeit hatte er sich mehrerer äusserst schmerzhafter Operationen im Gesicht und am Arm unterziehen müssen. Jetzt hatte er zu allem Überfluss noch aus einem Brief seiner Schwester Gladys in England erfahren, dass ihre Mutter Louisa Campbell im Sterben lag.

Der Lagerkommandant in Magdeburg war ein prima Kerl, sofern man das von einem Mann mit einem solchen Posten sagen konnte. Trotz der Umstände hatte Campbell ihn ein wenig kennengelemt. Als er von den schlechten Nachrichten erfuhr, gewährte er dem gefangenen Briten mehr als nur sein Mitgefühl. Er schlug dem Briten vor, an den deutschen Kaiser zu schreiben und ihn um Sonderurlaub zu bitten; dann könne er heimkehren und seine Mutter besuchen. Der Kommandant wollte den Antrag nach oben weiterleiten und sich dafür einsetzen, dass Campbell die Bitte gewährt werde.

Was niemand erwartet hatte, geschah: Es kam eine Antwort. Die höchsten Kommandostellen gestatteten Captain Campbell, das Kriegsgefangenenlager für zwei Wochen zu verlassen. Sofern er sich mit seinem Ehrenwort zur Rückkehr verpflichte, könne er durch Deutschland und Holland nach England reisen.

Campbell machte sich auf den Weg und traf am 7. Dezember 1916 in

Gravesend ein. Wie Louisa die überraschende Heimkehr ihres Sohnes aufnahm, kann man sich leicht vorstellen. Leider verstarb sie im darauffolgenden Februar.

Während sich Robert noch bei seiner kranken Mutter befand, erhielt das deutsche Reichsamt für Auswärtiges einen Brief von einem gewissen Friedrich Gastreich aus dem Städtchen Kirchhundem im Sauerland. Seine Frau Anna litt an Tuberkulose und einer akuten Lungenentzündung, und ihr Sohn sass wie Captain Campbell in einem feindlichen Kriegsgefangenenlager. Der fünfundzwanzigjährige Peter Gastreich war in Knockaloe auf der Isle of Man interniert. Ob es wohl möglich sei, fragte der Vater, für den Sohn eine Sondererlaubnis zu erwirken, damit er nach Deutschland kommen könne?

Das Kaiserliche Reichsamt für Auswärtiges leitete das Anliegen über die Vermittlung der Vereinigten Staaten nach Grossbritannien weiter. Die Deutschen appellierten mit Hinweis auf den Campbell gewährten Urlaub an den britischen Sinn für Fair Play. Doch die Briten gingen nicht darauf ein. «Entlassung von P. Gastreich kann nicht gewährt werden. Capt. Campbells Fall darf nicht als Präzedenzfall dienen», hielt der Beamte des britischen Aussenministeriums in einer Aktennotiz fest. Gastreich blieb, wo er war, und seine Mutter starb bereits eine Woche nach dem Antrag, was die britische Regierung jedoch nicht wusste, als sie ihre Entscheidung traf.

Wegen ihrer Weigerung, sich erkenntlich zu zeigen, blieb dies der einzige Versuch eines «kurzzeitigen Gefangenaustauschs». Im Oktober 1917 baten die Angehörigen des gefangenen Offiziers Captain Bushby Erskine wegen ähnlich gelagerter Umstände um eine zeitlich befristete Entlassung für ihn. Die Regierungsstellen antworteten der Familie höflich, aber ablehnend. «In einem einmaligen Fall gewährte Deutschland einem britischen Offizier Urlaub, um in sein Land zurückzukehren, jedoch ohne uns zuvor konsultiert zu haben. Seither beruft man sich auf diesen Fall, wenn deutsche Offiziere einen Besuch in Deutschland beantragen. Dem kann jedoch keinesfalls entsprochen werden.» Der Brief wurde Captain Erskines Vater von seiner Nichte weitergeleitet. Sie



Captain Robert Campbell

schrieb an das britische Aussenministerium: «Ich fürchte, die Enttäuschung wird ihm [Erskines Vater] schwer zu schaffen machen, wurde ihm von unverantwortlichen Leuten doch eingeredet, dass man seinen Sohn ‚auf Urlaub‘ heimkehren lassen werde.»

Zweifellos hatte Captain Campbell riesiges Glück gehabt. In der britischen Presse wurde über seine aussergewöhnliche Heimkehr nicht berichtet; das offenbar spontane Entgegenkommen des deutschen Kaisers passte 1916 nicht in die Kriegsnachrichten. Die Erskines konnten also nur durch private Kontakte von Campbells Fall erfahren haben.

Was Campbell betrifft, so hätte ihm wohl niemand einen Vorwurf gemacht, wenn er in England bei seiner kranken Mutter geblieben wäre. Er hielt jedoch Wort und kehrte pünktlich ins Kriegsgefangenenlager zurück. Nachdem er sein Ehrenwort eingelöst hatte, unternahm er im darauffolgenden Jahr einen Fluchtversuch, wurde jedoch an der holländischen Grenze wieder ergriffen. Darauf blieb er bis zum Kriegsende in Deutschland.

Vor Ausbruch des Krieges bestanden zwischen Grossbritannien und Deutschland ausserordentlich enge gesellschaftliche, kulturelle und militärische Beziehungen. Nach russischen Juden und Iren bildeten die Deutschen bis 1914 die drittgrösste Einwanderergemeinde in Grossbritannien, sie gründeten Handels- und Industrieunternehmen. Ausserdem hatten sie unter den Ausländern anteilmässig die meisten Studenten: Neben lediglich drei Franzosen legten 1912 dreiundvierzig Deutsche in Oxford ihre Abschlussprüfung ab. Unter den Angestellten der vornehmsten Hotels und Restaurants in London und gerade in den Servicebereichen befanden sich auffällig viele Deutsche (sie stellten zehn Prozent der Londoner Kellner). Deutsche heirateten englische Partner, liessen sich in England nieder und gründeten Familien. Und auch in Akademiker-, Musiker- und Schriftstellerkreisen bewegten sich viele Deutsche.

Bei den Streitkräften waren die Kontakte besonders eng. Kaiser Wilhelm war Ehrenoberst eines britischen Regiments, der 1st (Royal) Dragoons, in deren Paradeuniform er während eines Privatbesuchs 1894 in Aldershot fotografiert wurde. Durch den deutschen Militärattaché in London hielt er Kontakt mit dem Regiment, dessen Kommandeur, Colonel George Steele, ihm regelmässig Grüsse und Nachrichten aus seiner Einheit schickte. Noch am 3. Juni 1914 nahmen die Dragoons an einer Militärparade zur Feier des kaiserlichen Geburtstags teil. Jedes Jahr sandte Wilhelm II. «seinem» Regiment zum Andenken an die Schlacht von Waterloo einen Lorbeerkranz. Colonel Steele bedankte sich beim Kaiser für dessen «unerschöpfliche Güte» und schrieb: «Ich möchte im Namen aller Ränge des Regiments die Hoffnung ausdrücken, dass unser Ehrenoberst uns im nächsten Jahr [1915] anlässlich des hundertjährigen Jubiläums der Schlacht noch eine grössere Gunst zuteil werden lässt und höchstpersönlich unsere Standarte mit dem Kranz schmücken wird.»

Neben dem deutschen Kaiser aber gab es auch noch viele weitere Militärs, die von ihren britischen Kollegen eingeladen wurden. Einen Monat vor Kriegsausbruch verbrachte der deutsche Militärattaché in London ein Wochenende in den Kasernen der 4th (Royal Irish) Dragoon Guards. Und

Prinz Heinrich, ein jüngerer Bruder des Kaisers und Marineoffizier, wollte Ende Juli 1914 gemeinsam mit Admiral James Butler, dem 3. Marquess of Ormonde, die Cowes Week, eine Segelregatta vor der Isle of Wight, besuchen. Als sich die Vorkriegskrise immer weiter verschärfte, kablete er schweren Herzens eine Absage. «Au revoir, hoffe ich doch», schrieb er seinem Freund.

Aber die Briten reisten ebenfalls nach Deutschland. Für einen aufstrebenden britischen Geschäftsmann war es beinahe schon ein Muss, die Sprache und das Geschäftsethos dieser bedeutenden Handelsnation durch einen Aufenthalt in Deutschland kennenzulernen. Junge Briten studierten an so renommierten Universitäten wie Göttingen und Münster. Im Jahr 1911 gründete der Unternehmer Sir Ernest Cassel, ein in Köln geborener naturalisierter britischer Staatsangehöriger und enger Freund des britischen Monarchen, die «King Edward VII British-German Foundation». Sie ermöglichte jungen Briten und Deutschen ein einjähriges Studium im jeweils anderen Land, um ein besseres Verständnis zwischen den beiden Staaten zu fördern.

Die gesellschaftlichen Kontakte in den vornehmsten Kreisen waren eng, wie sich an den vielen Ehen erkennen liess. Kaiser Wilhelm II. war ein Enkelsohn von Königin Victoria, die selbst mit dem Deutschen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha verheiratet gewesen war und eine deutsche Mutter hatte (Victoire von Sachsen-Coburg-Saalfeld). In den Hofnachrichten in der *Times* las man immer wieder von England-Aufenthalten deutscher Prinzen und Grafen, die die Theater und die Oper in London besuchten. Der deutsche Kaiser reiste in der Zeit zwischen seiner Thronbesteigung 1888 und dem Kriegsausbruch mehrfach nach England, und sowohl Edward VII. als auch George V. erwiderten seine Besuche. König George kam sogar noch im Mai 1913 nach Deutschland.

Trotz dieser Nähe entwickelte sich allerdings auch ein gewisses Mass an Feindseligkeit. Dank der geschickten Führung Bismarcks, dem Gründervater des Deutschen Reichs, hatte Deutschland seit den 1870er-Jahren

einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt. Kaiser Wilhelm II. war jedoch von einem ganz anderen Schlag als seine Vorgänger. Bald nach seiner Thronbesteigung entliess er den in die Jahre gekommenen Reichskanzler und übte immer grösseren Einfluss auf die Regierung aus – vor

Der deutsche Kaiser (links) hoch zu Ross mit seinem Vetter, König George V, bei dessen Besuch in Potsdam im Jahr 1913.



allem auch auf Bismarcks Nachfolger, die bis zur Niederlage Deutschlands im Jahr 1918 allein dem Kaiser verpflichtet waren.

Der deutsche Kaiser – aufgeblasen, ehrgeizig und labil – empfand eine Hassliebe zu den Engländern, sein Neid war ebenso gross wie seine Bewunderung. Schliesslich war er der Sohn der ältesten Tochter Königin Victorias, auch wenn der bestimmende Einfluss auf seinen Charakter von väterlicher Seite kam und ihm die im preussischen Adel übliche höchst disziplinierende Erziehung mit der Betonung alles Militärischen zuteil wurde. Englische Einflüsse spielten keine grosse Rolle, und er gab seiner Mutter sogar die Schuld an einer körperlichen Behinderung, seinem verkrüppelten linken Arm. Um dies zu kompensieren, entwickelte er ein arrogantes Gehabe und ein übertriebenes Selbstwertgefühl, ausserdem trieben ihn eine innere Rastlosigkeit und das Bedürfnis, seinen Willen durchzusetzen – keine guten Eigenschaften für einen Mann, der, wenn auch nicht unbedingt den offenen Krieg, so doch die Konfrontation suchte. Seine öffentlichen Auftritte, bei denen er stets den Arm zu verbergen suchte, wirkten pompös und verrieten seinen Hang zu Grosstuererei. Percy Johnson erinnerte sich an einen Besuch des deutschen Monarchen in Grossbritannien, den er als zwölfjähriger Junge erlebte: König George ritt in London durch die Oxford Street, doch viel mehr Aufmerksamkeit erregte bei Percy der Mann an seiner Seite: «Wer sonst sollte ihn begleiten als der Kaiser? Er sticht hervor mit seinem prächtigen weiten Umhang, dem Helm und den wunderbaren Orden auf der Brust. Unser eigener König George, nun, er wirkte daneben unbedeutend.»

Der Kaiser gab sich keine Mühe, die Zuneigung der britischen Öffentlichkeit zu gewinnen. Im Gegenteil, er brachte die Presse gegen sich auf, als er sich etliche Schnitzer in der Aussenpolitik und diplomatische Entgleisungen leistete. So auch in einem Interview mit dem *Daily Telegraph* im Jahr 1908. Wilhelm II. wollte eine Einschätzung zur deutsch-britischen Freundschaft abgeben, was er letztlich aber sagte, war: «Ihr Engländer seid toll, toll, toll wie Märzhasen». Im selben Interview äusserte er sich beleidigend über Frankreich, Russland und Japan.

Allerdings war es in den fünfzehn Jahren vor Kriegsausbruch vor allem das Flottenwettrüsten, das dem britischen Volk vor Augen führte, von wem die Bedrohung in Europa ausging. Die britische Presse beobachtete den internationalen, vor allem den deutschen Schiffsbau mit Argusaugen, veröffentlichte Tabellen und eine jährliche Liste der im Ausland gebauten Schiffe mit Namen, Typ, Tonnage und Werft. 1910 galt das Deutsche Reich nach Grossbritannien als die zweitstärkste Seemacht der Welt und stellte somit eine echte Bedrohung für die Vorherrschaft der britischen Kriegsmarine und damit für die Wahrung der vom deutschen Kaiser so neidisch beobachteten kolonialen Besitzungen dar.

Das Flottenwettrüsten und die Befürchtungen, die es im Lauf der Zeit in Grossbritannien weckte, führten in den höchsten Kreisen der Gesellschaft jedoch nicht zum Bruch – man wahrte den Anstand. Pikanterweise war Edward VII. Ehrenadmiral bei der deutschen Marine, und während eines Besuchs in Kiel im Juni 1904 begrüßte man ihn nicht nur mit einer Demonstration der Flottenstärke, sondern auch mit 21 Salutschüssen. Der Kaiser trug zu diesem Anlass seine britische Marineuniform, denn ausser dem Titel des Ehrenoberst der 1st (Royal) Dragoons war ihm von Königin Victoria auch der eines Ehrenadmirals der britischen Flotte verliehen worden. Zur Begrüssung seiner königlichen Gäste hielt der Kaiser eine Ansprache, in der er darauf hinwies, dass die deutsche Flotte weltweit zwar die «jüngste hinsichtlich ihrer Schaffung» sei, nichtsdestotrotz aber «Ausdruck einer Krafterneuerung der Seemacht des Deutschen Kaiserreichs». Es war ein Menetekel. In jenem Jahr schloss Grossbritannien mit Frankreich die *Entente cordiale*, die in Deutschland als klarer Hinweis verstanden wurde, auf wessen Seite die Briten im Fall eines Krieges stehen würden.

Seit dem Krieg von 1870, nach dem die Franzosen die wirtschaftlich wichtigen Regionen Elsass und Lothringen an Deutschland hatten abtreten müssen, war das Verhältnis zwischen den beiden Ländern angespannt. Der Verlust dieser Gebiete war für Frankreich eine offene Wunde, weshalb ein erneuter Konflikt mit Deutschland nahezu unausweich-

lich schien. Schon lange vor 1914 erwartete der britische Generalstab eine Invasion der Deutschen in Frankreich über das neutrale Belgien.

Trotz des im Alltag freundlichen Umgangs zwischen deutschen und britischen Militärs gelangte der Generalstab in London mehr und mehr zu der Überzeugung, dass das Deutsche Reich den Krieg mit Grossbritannien wollte und nur auf den geeigneten Augenblick wartete, um seine Stellung als Weltmacht Nummer eins anzugreifen.

Der Generalstab erwartete den Angriff im Jahr 1915, nach Abschluss der Erweiterungsarbeiten am Kaiser-Wilhelm-Kanal – dem heutigen Nord-Ostsee-Kanal –, den dann auch die modernen Kriegsschiffe würden passieren können. Doch auch 1911 und 1913 grassierte schon die Angst vor einer deutschen Kriegserklärung. *Der Tag*, an dem das Reich angreifen werde, war als deutsches Lehnwort schon viele Jahre vor dem August 1914 in aller Munde. Als der junge Percy Johnson an dem erwähnten Sommermorgen 1911 von der Parade in der Oxford Street nach Hause kam, berichtete er seinem Vater, er habe den Kaiser in seiner ganzen Pracht gesehen. «Oh», sagte sein Vater, «es wird Krieg geben, und zwar schon bald. Der Kerl weiss, warum er hier ist.»

Mein Buch erzählt, was geschah, als diese beiden wirtschaftlich und gesellschaftlich so eng verbundenen grossen Nationen in den Krieg gerissen wurden. Kaum einer hatte vorausgesagt oder sich auch nur vorstellen mögen, welche Folgen ein echter Weltkrieg nach sich ziehen würde, von den unausweichlichen Opfern an Leib und Leben bis hin zu den drastischen langfristigen sozialen Umwälzungen. Daher werden in diesem Buch – immer mit Betonung auf den britisch-deutschen Beziehungen – neben anderem auch die gesellschaftlichen Auswirkungen des Krieges an der West- und an der Heimatfront untersucht.

In meinem letzten Werk *The Quick and the Dead* habe ich mich mit den gefallenen Soldaten des Ersten Weltkriegs und ihren trauernden Hinterbliebenen befasst. In *Mit dem Feind leben* beleuchtete ich in erster Linie die Erlebnisse jener, die die Last des Krieges mit all seiner grausamen Ungerechtigkeit zu tragen hatten.

Wie das Thema nahelegt, geht es hier um die Konfrontation mit vorgehaltenem Bajonett, die unter normalen Umständen zu Verwundung, Gefangennahme oder dem Tod eines Soldaten führte. Freunde, mit denen ich über mein Buch sprach, regten jedoch an, auch den berühmten «Weihnachtsfrieden» mit aufzunehmen. Das habe ich getan, aber ich schildere nicht nur die weihnachtliche Waffenruhe von 1914, sondern auch die weit weniger bekannte des Jahres 1915. Nimmt man die Agenten hinzu, die gelegentlichen befristeten Einstellungen der Kämpfe zur Bergung der Gefallenen und die Deserteure, die es wagten, das Niemandsland zu durchqueren, scheinen auf den ersten Blick die naheliegenden Aspekte abgedeckt zu sein.

Doch *indirekte* Kontakte waren ebenso bedeutsam wie direkte. Weit häufiger, als man erwarten würde, kam es vor, dass Soldaten an die Angehörigen Gefallener oder Verwundeter des feindlichen Lagers Briefe schrieben. Um ihnen die Hinterlassenschaften der Toten zurückzugeben, musste man sich nicht unbedingt persönlich treffen. Auf Regierungs- und Verwaltungsebene blieb die Kommunikation zwischen Grossbritannien und Deutschland zwangsläufig formell und geschäftsmässig, riss aber dank niederländischer, schweizerischer und amerikanischer Vermittler auch während des Krieges niemals ab: Man reichte Anträge auf Nachforschungen ein, legte Protest ein, schickte Antworten, handelte Übereinkünfte aus und gewährte Zugeständnisse. Die erhaltene Korrespondenz stellt eine faszinierende Lektüre dar und zeigt, dass es bei einem Grossteil der offiziellen Kommunikation um Einzelheiten des Alltagslebens ging. So bat etwa ein Heidelberger Professor um die Zusendung seiner Bücher, oder es wurde vorgeschlagen, den Kriegsgefangenen beider Seiten Brillen und Bruchbänder zukommen zu lassen.

Krieg bedeutet immer Widersprüchlichkeit, Irrsinn und Chaos. Er macht das Aussergewöhnliche und Besondere zur Norm und liefert die Bühne für die unwahrscheinlichsten Szenarien. Captain Campbells vorübergehende Entlassung aus einem deutschen Kriegsgefangenenlager, die es ihm ermöglichte, nach England zu reisen und seine kranke Mutter zu besuchen, ist nur ein Beispiel von vielen. Ebenso wie der Fall des bri-

tischen Professors, der sich 1915 als Kriegsfreiwilliger zum deutschen Heer meldete. Manches klingt seltsam und lässt sich doch recht einfach erklären.

Zugleich ist der Krieg aber auch immer wieder banal und trist. Wie erging es den vielen Tausend britischen, mit Deutschen verheirateten Frauen, die in Grossbritannien oder im Ausland lebten? Wie war das Schicksal der seit Jahrzehnten mit ihren Nachbarn in friedlicher Harmonie lebenden, loyalen, naturalisierten britischen Staatsbürger deutscher Herkunft? Welche Haltung nahmen ihre in Grossbritannien geborenen Kinder ein? Auf welcher Seite standen sie? Die Antwort auf diese Fragen ist oft überraschend, gelegentlich aber auch profan oder bedrückend.

Wie in den meisten meiner früheren Bücher habe ich, wann immer möglich, die chronologische Schilderung der thematischen vorgezogen, weil ich glaube, dass auf diese Weise die Entwicklung der Protagonisten und ihre Haltung im Verlauf des Krieges deutlicher wird.

Um die Geschichte des Ersten Weltkriegs neu zu erzählen, habe ich viele bislang unveröffentlichte Briefe und Tagebücher sowie noch nie gesichtete Regierungsdokumente herangezogen. Sie bewegt sich zwischen West- und Heimatfront, zwischen Kriegsgefangenen- und Internierungslagern, Schützengräben und Reihenhäusern, Granattrichtern und den englischen Salons der Mittelschicht. Ich untersuchte Fälle der Verbrüderung mit dem Feind, zeitlich befristete Waffenruhen, Vergeltungsaktionen und Mord. Und wie bei allen Kriegen erzählt auch diese Geschichte vom Tiefpunkt menschlichen Verhaltens wie auch vom Gegenteil, den edelsten Bestrebungen und intensivem Mitgefühl. Dabei befasse ich mich weniger mit Strategien, Generalen und Waffen als mit Menschen. Und weil es um Menschen in einem Krieg geht, wurde mir eines wieder deutlich vor Augen geführt: Nichts lässt sich wiedergutmachen!

1

Der Sieg der Unvernunft

Die trockene Sommerhitze war angenehm frischen Temperaturen gewichen, als Reverend Henry Williams zu seiner Wohnung in einer Seitenstrasse des berühmten Kurfürstendamms zurückschlenderte. Man schrieb den 26. Juli 1914, und der siebenunddreissigjährige Geistliche befand sich an diesem Sonntagabend auf dem Heimweg von der St. George's Church, wo er als Kaplan tätig war. Dass man im Jahr 1885 im Park des Schlosses Monbijou diese anglikanische Kirche errichtet hatte, zeugte von den engen Banden zwischen Grossbritannien und Deutschland. Sie war nämlich ein Geschenk der Princess und des Prince of Wales, dem späteren König Edward VII. und seiner Frau Königin Alexandra, zur Silberhochzeit von Edwards ältester Schwester Victoria, der Gemahlin des deutschen Kronprinzen Friedrich und späteren Kaiserin.

Das Kirchenbuch enthielt eine beeindruckende Reihe hochrangiger Namen: Königin Victoria, die die Kirche 1888 gemeinsam mit ihrer ältesten, gleichnamigen Tochter und deutschen Kronprinzessin besucht hatte. Ihre beiden Unterschriften empfand Williams als so ähnlich, dass man fast meinen konnte, sie stammten von ein und derselben Person. Edward und Alexandra hatten sich eingetragen, desgleichen ihr Sohn Albert und König George V. und Königin Mary anlässlich ihres letzten Staatsbesuchs in Deutschland im Jahr 1913. Doch am interessantesten war wohl der Name des deutschen Kaisers selbst, der sich – in Würdigung seiner Vorfahren mütterlicherseits – nicht mit «Wilhelm» eingetragen

hatte, sondern mit «William». Er hatte St. George's 1904 besucht, und zwar als Ehrengast bei der Hochzeit der Tochter des britischen Botschafters. Doch während man den Eintrag des Kaisers als diplomatisch würdigen konnte, liess sich nun wirklich nicht behaupten, dass er bescheiden wirkte, denn seine herrschaftlich schwungvolle Unterschrift füllte die ganze Seite.

Zehn Jahre später war von verwandtschaftlichen Gefühlen zwischen Grossbritannien und Deutschland nichts mehr zu spüren. Nach dem Attentat auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger zogen am Himmel Europas politische Unwetter auf. Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau Sophie waren im Juni 1914 bei einem Besuch der bosnischen Hauptstadt Sarajewo von einem serbischen Nationalisten erschossen worden. Darauf folgte eine diplomatische Krise auf die nächste, und was anfangs noch wie ein lokal begrenzter Konflikt auf dem ständig von Turbulenzen erschütterten Balkan erschienen war, verbreitete das Gift des Krieges auf dem gesamten Kontinent. Plötzlich gewannen die komplexen Systeme politischer Bündnisse und militärischer Garantien grosses Gewicht. Für den Fall eines Krieges würde sich Berlin bei Österreichs Konflikt mit Serbien auf die Seite Wiens stellen. Serbien würde sich hilfessuchend an St. Petersburg wenden, und St. Petersburg wiederum an Paris. Paris blickte fragend auf London. Am Nachmittag des 23. Juli stellte Österreich-Ungarn Serbien ein zehn Punkte umfassendes Ultimatum mit Forderungen, die für den Balkanstaat letztlich die Aufgabe seiner Souveränität bedeuteten hätten. Für die Antwort liess man den Serben 48 Stunden Zeit, ansonsten müssten sie mit einer kriegerischen Auseinandersetzung rechnen, was der Androhung einer Invasion gleichkam.

Reverend Williams hatte die Zeitungen gelesen, und die Aussicht einer kriegerischen Auseinandersetzung machte ihm Sorgen. «Woche für Woche hatte ich das drohende Unwetter heraufziehen sehen, glaubte jedoch nicht, dass es tatsächlich losbrechen könnte.» Der deutsche Kaiser befand sich auf einer Kreuzfahrt vor der Küste Norwegens, und solange er dort war, meinte Williams, brauche man nichts zu befürchten. Doch

der Kaiser brach seinen Urlaub ab und kehrte nach Berlin zurück. Und als sich Williams an diesem Sonntag auf dem Heimweg befand, konnte er im wahrsten Sinne des Wortes die Kriegstrommeln hören.

Ich hatte gerade die Schlossbrücke erreicht, [da] vernahm ich in der Ferne den Klang einer Kapelle, die sich näherte, und ich blieb stehen, um sie mir anzusehen. Ganz nach Brauch wurde der Kaiserlichen Garde, die im Stehschritt auf der Strasse Unter den Linden auf das Schloss zumarschierte, der Schellenbaum mit dem Reichsadler und seinem Federschmuck vorangetragen. Doch an diesem Sonntag spielte man nicht den munteren Regimentsmarsch, sondern «Deutschland, Deutschland über alles ...» Und das konnte nur eins bedeuten, nämlich dass es nun ernst wurde – der Krieg, von dem wir so oft hatten reden hören, an den aber niemand von uns hatte glauben wollen, schien nun wohl doch vor der Tür zu stehen!

So war es, und es ging alles sehr rasch. Zwei Tage später erklärte Österreich-Ungarn Serbien den Krieg und liess seine Truppen umgehend ins Land einmarschieren. Danach war es nur noch eine Frage der Zeit, wann sich Russland auf die Seite seines langjährigen Verbündeten schlagen würde.

Der Kaiser reiste über Kiel nach Potsdam und begab sich von dort unverzüglich in sein Stadtschloss in Berlin. Zur gleichen Zeit war Reverend Williams erneut zu Fuss unterwegs, um zu sehen, was vor sich ging. In den Strassen herrschte ein ungewohnter Trubel. Dann traf er auf den Kaiser.

Sein Wagen rollte die Linden entlang auf das Schloss zu. Die Menschen drängten sich so dicht, dass ich nur langsam vorankam. Plötzlich wurde ich so dicht an ihn herangeschoben, dass ich den vorbeierollenden kaiserlichen Insassen hätte berühren können. Ich sah, dass er den aus Messing gefertigten Kürassierhelm trug, der ihm nicht nur über die Stirn reichte, sondern auch weit in den Nacken hinein. Sein

Gesicht war gelb, wirkte blutleer, seine Augen starrten unbeirrt nach vorn und hatten einen harten und fast schon grimmigen Ausdruck.

Am Abend ging Williams noch einmal auf die Strasse. Der Kriegstau-
mel der Bevölkerung war nun konkret greifbar. «Berlin gleicht mittler-
weile einem Tollhaus», schrieb er.

Hinter dem Brandenburger Tor blieb ich in einer tobenden, nach vorn drängenden Meute stecken. Junge Männer, Arm in Arm grölten «Deutschland, Deutschland über alles» und liessen sich in den Strom menschlicher Leiber ziehen, der sich langsam voranschob und mich mit sich fortriss. Irgendwo nahe der Ecke Friedrichstrasse sah ich einen grossen Aushang mit den gedruckten schicksalsträchtigen Worten: «Ultimatum an Russland – Frage an Frankreich». Da wusste ich, was die Menge so toben machte. *Der Tag* war gekommen! Als ich schliesslich die Schlossbrücke am Ende von Unter den Linden erreicht hatte, war die Menge so dicht, dass an ein weiteres Vorankommen nicht mehr zu denken war – etwa gegen zehn Uhr brandete ein ganzes Stück vor mir Jubel auf, und daraus schloss ich, dass der Kaiser im Schloss auf den Balkon getreten war, auch wenn ich ihn kaum sehen konnte. Seine Worte gingen in dem Lärm mehr oder weniger unter, aber er soll gesagt haben: «An diesem Abend steht unser geliebtes Vaterland am Rande des Krieges. Ich bitte euch alle, geht nach Hause und betet. Gott sei mit uns!» (...) «Deutschland!», riefen die jungen Männer wieder und wieder. Und die Menge brüllte: «Deutschland über alles!»

In diesem Augenblick überkam mich eine der seltsamsten Empfindungen meines Lebens – ich meinte, über der riesigen tobenden Menge, die die breite Allee Unter den Linden von einem Ende bis zum anderen füllte, eine dunkle, geflügelte Kreatur schweben zu sehen. «Wie viele dieser Jubelnden werden vom Tod dahingerafft worden sein, ehe dieser Krieg, den sie so lautstark zu begrüessen, zu Ende ist?»



Eine grosse Menschenmenge begrüsst auf der Strasse Unter den Linden den Kriegsausbruch.

Auf meinem drei Kilometer langen Heimweg, vorbei an Esslokalen mit weit geöffneten Türen und brechend vollen Bierlokalen, in denen man wild gestikulierende, Ansprachen haltende Männer mit jubelndem Applaus bedachte, fühlte ich mich eigentümlich bedrückt und allein. Denn offenbar hatte nur ich den unheimlichen Todesengel gesehen, der an diesem Abend wartend über einer grölenden, dem Untergang geweihten und geblendeten Menschenmenge in Deutschlands Hauptstadt schwebte. Und nur ich hatte das Rauschen seiner Flügel gehört.

Zu dieser Zeit weilte Harry Miles 390 Kilometer entfernt in Köln als Gast bei der Familie Hahn. Das in Deutschland für seine liberale und lebensfrohe Gesinnung berühmte Köln befand sich ebenso in Aufruhr wie die Hauptstadt. Harry schilderte seinem Vater in einem Brief vom 29. Juli die aufkommende Krise. Der Kontinent stehe vor dem Ausbruch eines

Krieges, wie man ihn «noch nie erlebt hat und dessen Bilanz so schrecklich sein wird, dass man es sich gar nicht ausmalen mag.»

All jene, die den Krieg wollen, vertrauen darauf, dass England «neutral» bleibt und tatenlos zusieht, wie Deutschland – was es im Fall von Russlands Eingreifen tun wird – Unheil über die Welt bringt (...) Und jene, die den Frieden wollen, hoffen, dass sich England mit der für unser Land typischen Gelassenheit und eiserner Entschlossenheit für den Frieden in Europa einsetzt. (...)

Die vergangenen Abende waren wirklich aufregend in dieser Stadt. Die Menschen haben sich vor den Zeitungsredaktionen versammelt, so gespannt warten sie auf Depeschen von Sir Edward Grey und anderen – es bilden sich ganze Prozessionen, die mit Flaggen durch die Strassen ziehen und patriotische Lieder singen. In den Cafés stimmen Orchester die Nationalhymne an, und darauf folgt dann der gewohnte Heidenlärm. Bitte entschuldige, wenn ich Dich langweile, aber für mich ist all dies, da ich es doch direkt mitbekomme, ausgesprochen spannend.

Heute ist Karl [Hahn], der Sohn, der gerade seine Soldatenausbildung macht, zurückgekehrt. Angesichts der «Unruhe» hatten wir nicht damit gerechnet, dass er Ausgang bekam. In den Kasernen hätten sich unbeschreibliche Szenen abgespielt, als die Nachricht bekannt wurde, berichtet er. Er aber stellt sich nur die Frage, wie lange er wohl daheim bleiben darf!!

Drei Tage später, am Samstag, dem 1. August, schrieb Harry Miles seinem Vater eilig eine Karte.

Lieber Papa

(...) wie aussergewöhnlich die Umstände sind, unter denen ich dies schreibe. Kaum zu glauben, welche Szenen sich hier abspielen. Deutschland hat die allgemeine Mobilmachung verkündet! Die offiziellen Verlautbarungen sind heute Abend bekannt geworden! Natürlich hat sich damit die Spannung gelöst, die Deutschland in den vergange-

nen Tagen erfasst hatte. Traurig, diese Kriegserklärung (...). Es betrifft hier jede Familie, und alle sind betrübt... aber dennoch!

Die meisten Deutschen begrüßten den Krieg, stellten britische Beobachter fest, doch naturgemäss drängte es die Befürworter eher in die Strassen als diejenigen, die niedergeschlagen und betrübt waren. Nicht anders war es in Grossbritannien. Die *Times* berichtete, dass es Urlauber nach London zog, erfüllt von dem Wunsch, in «diesem Augenblick der schweren Krise in der Hauptstadt zu sein. Sie lechzten nach Nachrichten und konnten es kaum erwarten, zu erfahren, welche Rolle England spielen werde. Kleine Union Jacks und Trikoloren wurden in den Strassen feilgeboten und waren rasch verkauft. (...) Die Zurschaustellung von Patriotismus und Untertanentreue nahm fast schon hysterische Züge an.»

Auf der gesamten Länge der Pall Mall und vor dem Buckingham Palace wartete eine wogende Menge auf das Erscheinen des Königspaares. Es war Dienstag, der 4. August, der Tag, an dem Grossbritannien dem Deutschen Reich den Krieg erklärte. Man sang «Rule, Britannia» und «God Save The King» und sogar die «Marseillaise» – und das schon bevor die britische Regierung offiziell Stellung bezogen hatte.

«Wir hören von allen Seiten: ‚Wir müssen Frankreich beistehen‘ [wenn es zum Krieg kommt]. Kaum jemand bezweifelt noch, dass wir in den Krieg ziehen werden, und niemand hegt Zweifel, dass wir ihn dann auch gewinnen», berichtete die Gesellschaftsreporterin und Schriftstellerin Dorothy Peel. «Dennoch hoffen wir, dass der Frieden gewahrt bleibt. ‚In drei Monaten ist alles vorüber, lautet eine Behauptung, die die Einbildungskraft der Menschen bewegt, doch offenbar kann niemand sagen, warum gerade drei Monate reichen sollen, um Deutschland zu besiegen.»

Nun war er da, dieser Krieg, mit dem man seit Langem gerechnet hatte, und es schien, als würden sich überall in Europa die aufgestauten Emotionen entladen. «Keinen hielt es noch zu Hause. (...) Man hatte das Ge-

fühl eines innerlichen Brodelns, das sich hin und wieder in einer gewaltigen Erregung Luft machte», schrieb eine Frau in London. Eine andere Engländerin, lediglich als Miss Waring bekannt, erlebte in Freiburg ähnlich starke Gefühlswallungen. «Die Stadt war übervoll von Soldaten und deren Familien, die der Abschiedsmesse beiwohnen wollten», schrieb sie. «Am Ende sangen sie ‚Grosser Gott, wir loben dich!‘ Der Choral ist schon unter normalen Umständen ergreifend, doch in dieser Situation überwältigte er mich vollkommen.»

Ausländer fühlten sich angesichts dieser massiven Demonstrationen nationaler Einigkeit isoliert und bedroht. Miss Waring kehrte in ihre Wohnung zurück, wo man um 17 Uhr eine Verlautbarung anbrachte, dass alle englischen Staatsbürger angewiesen seien, Freiburg unverzüglich zu verlassen.

Die britische Staatszugehörigkeit war demnach für die Deutschen offenbar Grund genug, um jemanden hinter Schloss und Riegel zu bringen, vor allem, wenn dieser Jemand jung und männlich war. Im Gegensatz zu anderen musste Reverend Henry Williams als Geistlicher nicht seine Internierung fürchten, aber er sorgte sich um das Schicksal seiner geliebten Kirche.

Ich hatte bekanntgeben lassen, dass wir am folgenden Morgen ausser der Reihe einen Fürbittegottesdienst abhalten würden. Auf das Schlimmste gefasst, machte ich mich auf den vier Kilometer langen Weg von meiner Wohnung in Charlottenburg bis zur Kirche. Zu meiner Überraschung berichtete mir der Küster, dass nicht mal eine halbe Stunde vor meinem Eintreffen ein Offizier mit einer persönlichen Mitteilung des Kaisers aus dem Schloss gekommen sei. Darin teilte man mir mit, die Kirche solle geöffnet bleiben, um die Gottesdienste weiterhin wie gewohnt abhalten zu können, und wenn wir irgendwelche Hilfe bräuchten, werde man sie uns gewähren. Diese gute Nachricht war ebenso unerwartet wie ermutigend und stand in krassem Gegensatz zu einem anderen Schritt, zu dem sich Seine Kaiserliche Majestät etwa zur gleichen Zeit entschlossen hatte und den er vielleicht sogar



Reverend Henry Williams, Kaplan der St. George's Church in Berlin

von demselben Boten ausführen liess. Es handelte sich um ein in der Britischen Botschaft abgegebenes, nachlässig in braunes Papier eingeschlagenes Päckchen mit all seinen britischen Orden und Auszeichnungen und der Notiz, dass er sich bisher zwar durch deren Verleihung geehrt gefühlt habe, sie aber nun nicht mehr gebrauchen könne.

Warum behandelte der Kaiser unsere anglikanische Kirche, der er zu keinem Zeitpunkt angehört hatte, mit diesem ausserordentlichen Wohlwollen? Ich kann mir dafür nur einen Grund vorstellen, nämlich dass ihm seine Mutter auf dem Totenbett das Versprechen abgenommen hat, ihre geliebte Kirche immer unter seinen Schutz zu stellen, und dass er jetzt Wort hielt.

Williams blieb in Freiheit. So konnte der Kaplan seine Beziehungen nutzen, um den in den kommenden Tagen und Wochen in Deutschland gestrandeten britischen Staatsbürgern zu helfen, aber auch, um die rasch anwachsende Gemeinde britischer Kriegsgefangener zu besuchen, die in Lagern in ganz Deutschland interniert wurden.

Ein Engländer wollte so rasch wie möglich aus Berlin abreisen: der einundfünfzigjährige Sprachlehrer Henry Hadley aus Cheltenham, ein ehemaliger Offizier des West India Regiment. Als die Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Russland begannen, hielt er den Zeitpunkt für gekommen. Rasch brachte er seine Angelegenheiten in der deutschen Hauptstadt in Ordnung, packte in seiner Mietwohnung die Koffer und brach am nächsten Morgen in aller Frühe auf, um mit dem Zug nach Paris zu fahren.

Selbst in der aufgeheizten Atmosphäre jener Tage konnte ein Engländer mittleren Alters davon ausgehen, auf einer Reise quer durch Deutschland ungeschoren zu bleiben. Begleitet von seiner Haushälterin Mrs. Elizabeth Pratley nahm Henry Hadley am Bahnhof Friedrichstrasse den Elf-Uhr-Zug. Da man jeden Augenblick Deutschlands Kriegserklärung an Frankreich erwartete, drängten sich im Bahnhof Soldaten mit Einberufungsbefehl, die von ihren Familien verabschiedet wurden. Hadley und seine Haushälterin hatten zweifellos Glück, dass sie in dieser Menge von Infanteristen überhaupt noch einen Sitzplatz fanden.

Ihr Ziel war Köln, wo Henry in einen Anschlusszug nach Paris umsteigen wollte. Es gab keine besonderen Vorfälle, bis sich Henry und Elizabeth kurz vor Gelsenkirchen in den Speisewagen begaben. Dort liess man sich mit der Bedienung Zeit. Henry ärgerte sich über den Kellner, und vor den Augen speisender deutscher Offiziere kam es zu einer erregten Auseinandersetzung. Henry und seine Haushälterin verzichteten auf ihr Mittagessen und kehrten wieder zu ihren Plätzen zurück. Kurz darauf erklärte Henry Mrs. Pratley, sie möge aufs Gepäck aufpassen, er werde nicht lange fortbleiben, und verliess das Abteil.

In Bad Schwalbach hätte Hilda Pickard-Cambridge ebenfalls gern die Heimreise angetreten, doch in ihrem Fall gestaltete sich das nicht so einfach. Anfang Juli war sie mit ihrem Gatten in Deutschland eingetroffen; sie wollte sich in dem Kurort erholen, während ihr Mann anderswo seinen Geschäften nachging. Ende Juli hatte sie die Unruhe bemerkt, die überall spürbar war – man munkelte, auf dem Bahnhof werde Munition

ausgeladen, und an den Bäumen hingen plötzlich Anschläge, in denen man die Bevölkerung über die ernstesten Spannungen zwischen Österreich und Serbien informierte. «Am Samstag, dem 1. August, malte sich Betroffenheit auf den Gesichtern, und nach dem Abendessen sah ich, wie vor dem Landratsamt eine grosse rote Tafel aufgestellt wurde. Ich lief hin und las, Russland habe Deutschland den Krieg erklärt,* am nächsten Morgen beginne die Mobilisierung.» Hilda war nun in einer heiklen Lage. Wenige Stunden später bekam sie ein Telegramm von ihrem Mann. Anstatt sofort aufzubrechen, bat er sie dringend, an Ort und Stelle zu bleiben. Er werde sie holen.

Wer konnte schon wissen, was das Richtige war! An jenem Morgen packte ich alles zusammen, um kurzfristig für die Abreise gerüstet zu sein. (...) Überall herrschte Verwirrung. Aus allen Hotels strömten die Gäste zum Bahnhof. Sämtliche Droschken Schwalbachs fuhren ständig zur Bahn und wieder zurück. Menschen mit Handgepäck standen in Grüppchen in den Strassen und riefen den Fahrern zu, sie sollten als nächstes zu ihnen kommen.

Eigentlich wäre Hilda am liebsten abgereist, doch ihre Anweisung lautete nun mal zu bleiben. Das Hotel, in dem sie am Morgen noch Franzosen, Amerikaner, Niederländer und Russen gesehen hatte, war zur Mittagszeit praktisch leer, bis auf zwei kleine Gruppen. Da war eine «amerikanische Familie, völlig aufgelöst, weil sie kein Benzin für ihren Kraftwagen auf-treiben konnte.» Doch kaum hörten sie, in Wiesbaden sei Benzin zu bekommen, waren sie auf und davon. Und dann gab es eine «furchtbar un-glückliche und verängstigte» französische Familie, die aufbrach, als sie erfuhr, dass sie am Abend einen Zug nach Basel bekommen könne.

Daraufhin war Hilda Pickard-Cambridge allein. Am Abend stellte sie sich vor das Hotel, weil sie auf das Eintreffen ihres Mannes wartete. Doch er kam nicht. Er hatte die Fahrt nicht antreten können.

* In Wirklichkeit hat Deutschland am 1. August 1914 Russland den Krieg erklärt.

Am nächsten Morgen wurde Hilda in aller Frühe durch ein nicht enden wollendes Hufgetrappel geweckt. Auf allen Einfallstrassen brachte man Pferde in die Stadt, um sie ans Heer zu verkaufen. Einmal übernommen, wurden die Rösser in Dreierreihen zusammengespannt und zum Kriegseinsatz fortgebracht. «Welch aussergewöhnlicher Anblick, als sich auf sämtlichen Alleen nun Pferde drängten anstatt der Gäste, die Heilwasser tranken», schrieb Hilda.

Während Hilda in Bad Schwalbach festsass und wartete, befanden sich Henry Hadley und seine Haushälterin nicht mehr weit von der holländischen und belgischen Grenze. Allerdings stand ihr Zug noch immer in Gelsenkirchen. Nach der Auseinandersetzung im Speisewagen waren sie zwar in ihr Abteil zurückgekehrt, doch Henry war wieder in den Gang hinausgetreten. Nach ungefähr einer Minute hörte Elizabeth Lärm und dann Geräusche einer Rauferei. Als sie hinausstürmte, sah sie Henry auf dem Boden liegen. «Sie haben auf mich geschossen, Mrs. Pratley. Mit mir ist es aus», röchelte er. Ein deutscher Offizier, später als Leutnant Nicolay identifiziert, hatte aus nächster Nähe seinen Revolver auf Henry abgefeuert und ihn in den Bauch getroffen. Anschliessend nahmen sich die Deutschen Mrs. Pratley vor.

Mehrere Männer packten mich und riefen: «Das dein Mann? Das dein Mann?» Ich schrie vor Angst. Zwei Polizisten kamen hergelaufen; sie führten mich aus dem Zug in einen Raum ganz in der Nähe. Ihnen folgte ein Offizier in Militäruniform. Sie gingen zurück, kamen mit Mr. Hadley wieder und legten ihn auf eine Bahre. Dann telefonierten sie nach einem Arzt. Nachdem sie sich Dokumente angesehen hatten, die Mr. Hadley in seinen Taschen bei sich führte, brachte man ihn mit einer Ambulanz in das [Gelsenkirchener] Krankenhaus. Ich fuhr mit ihm. Zwar war es Mr. Hadleys inständiger Wunsch, dass ich dort bei ihm bliebe, aber es wurde mir nicht erlaubt.

Elizabeth Pratley sollte ihren Arbeitgeber nicht mehr wiedersehen. Man holte sie fort, um sie zu befragen, während er noch weitere vierundzwanzig Stunden mit dem Tode rang. Henry Hadley starb am 5. August 1914 um 3.15 Uhr, nur wenige Stunden nach dem britischen Kriegseintritt. Er war das erste britische Opfer des Ersten Weltkriegs und der Erste, der vom Feind getötet wurde.

Als die Regierung in London vom Tod Hadleys erfuhr, verlangte man eine Erklärung. Über die Vermittler teilten die Deutschen jedoch mit, dass sie alle Anschuldigungen eines unrechtmässigen Vorgehens zurückwiesen. Der Schütze, Leutnant Nicolay, behauptete, Hadley habe sich verdächtig gemacht. Auf die Frage nach seinem Reiseziel habe er ausweichend geantwortet, er habe im Zug reisende deutsche Offiziere beleidigt, und als man ihn ansprach, habe er sich aggressiv verhalten und Leutnant Nicolay mit dem Stock bedroht. Schliesslich habe man ihn wiederholt aufgefordert, die Hände zu heben, um sich zu ergeben. Und als man ihn aus dem Zug weisen wollte, habe er sich «mit aller Macht gewehrt». Die Deutschen sahen Leutnant Nicolay von allen Vorwürfen entlastet und beförderten ihn in der Folge zum Hauptmann. Für die britische Regierung jedoch war der Vorfall nichts anderes als Mord.

Im weiteren Verlauf des Augusts breitete sich in der kleinen britischen Gemeinde in Deutschland Angst aus. In den Strassen und entlang der Bahnlinien patrouillierten Soldaten. Hilda Packard-Cambridge beobachtete durch ihr Fenster, wie vier Wachposten in der Nähe ihres Hotels Stellung bezogen. Die Männer hielten mit Gewehren im Anschlag jeden herannahenden Wagen an. Hilda hatte bereits gehört, dass Unschuldige von übereifrigen Staatsdienern erschossen worden seien, und Gerüchte von gefassten und sogar hingerichteten Spionen machten die Runde.

Ich sah vier Männer, die ein Knie auf der Strasse aufsetzten und ihre Gewehre auf einen Kraftwagen richteten, der den Berg hinunterkam. Ein Offizier gab zwei scharfe Anweisungen, und ich hielt die Luft an, denn ich wartete auf den Schiessbefehl. Da hörte ich jemanden brüllen.

«Halt! Halt!» Direkt vor den Gewehrläufen blieb das Auto stehen, und die Soldaten zogen einen ihrer eigenen Offiziere daraus hervor! Aber schon begannen sie wieder zu brüllen. Die Wachen machten auf dem Absatz kehrt und richteten ihre Waffen in die Gegenrichtung. Wieder hielten sie einen Kraftwagen an, und diesmal stieg eine Gruppe Franzosen aus, zwei Damen und ein kleiner Junge, die in eins der anderen Hotels gebracht wurden. Wie ich sah, durchsuchte man ihr Auto peinlichst genau, ehe man es fortfuhr.

In Deutschland wurde die britische Kriegserklärung mit Wut aufgenommen – mit Wut und dem tief empfundenen Gefühl, aufs Übelste getäuscht worden zu sein. Vor dem Krieg, schrieb Reverend Williams, habe England «die Deutschen geradezu überschüttet mit kontinuierlichen Zusicherungen seiner guten Absichten und der Bitte, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu stärken». Das Resultat war häufig eine bemühte, künstliche Atmosphäre. «Wir hatten in Berlin Lord Haldane und zahlreiche Abgesandte von Vereinigungen zur Förderung von Frieden und Völkerverständigung zu Besuch.» Der Ruf nach Völkerverständigung wurde von den Deutschen falsch verstanden: Sie meinten, sie bedeute «Freundschaft unter allen Umständen und Frieden um jeden Preis.» William wunderte es daher nicht, dass die Deutschen England nach dem Kriegsausbruch vorwarfen, ihr Vertrauen in seine Freundschaft missbraucht zu haben, und dass man «König George V. auf einer besonders verunglimpfenden Postkarte als den Judas von England’ titulierte».

Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland war seit Langem erwartet und sogar herbeigefiebert worden. Beide Länder hatten für den Konfliktfall detaillierte Pläne für die Mobilmachung und den Transport von Millionen Soldaten in der Schublade. Der Operationsplan XVII der Franzosen sah einen direkten Angriff und die Rückeroberung der umstrittenen Gebiete Elsass-Lothringen vor, und die Deutschen hatten den Schlieffenplan, der von einem französischen Angriff ausging. Man wollte darauf mit einer relativ kleinen deutschen Streitmacht antworten, um

die französischen Einheiten in Gefechte zu verwickeln und sie auszubluten, während ein weit grösseres Heer von Norden durch das neutrale Belgien nach Süden auf Paris zu marschieren sollte. Die französischen Truppen sollten zwischen den südöstlich vordringenden deutschen Einheiten und den bereits in Elsass-Lothringen kämpfenden eingeschlossen werden, sodass man das französische Heer rasch aufreiben konnte.

Was der Schlieffenplan nicht in Betracht zog, war die zügige Stationierung einer britischen Streitmacht auf dem linken Flügel der 5. französischen Armee, die rasch von der Ostgrenze Frankreichs abgezogen wurde, um den Vormarsch der Deutschen in Belgien stoppen. Allerdings schickten die Briten lediglich vier Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision auf den europäischen Kontinent, gemessen an den riesigen Heeren der Wehrpflichtigen Frankreichs und Deutschlands eine verschwindend geringe Zahl. Zwei weitere britische Divisionen sollten innerhalb von Tagen folgen. Dennoch war die Versendung von 70'000 Mann mit der erforderlichen Artillerie ein wahres Meisterwerk an Logistik und Planung. Und obwohl in der Minderzahl, waren die Berufssoldaten der Britischen Expeditionstreitkräfte (BEF) doch ausgesprochen gefürchtet.

Obwohl Deutschland seinen Angriff auf Frankreich vom Boden des neutralen Belgien aus führte, glaubten die meisten Deutschen, dass sich Grossbritannien wegen der Probleme in Irland aus dem Konflikt heraushalten werde. Da sich Deutschland bereits mit Russland und Frankreich im Krieg befand, gewann man nun in Berlin den Eindruck, England habe die Gunst der Stunde genutzt, um dem «Freund» in den Rücken zu fallen. Schon bald wandelte sich diese Sichtweise zur Überzeugung, England sei der eigentliche Auslöser des Krieges. Reverend Williams wurde von einer «sicheren Quelle» zugetragen, die britische Kriegserklärung habe den deutschen Kaiser derart überrumpelt, dass er zusammengebrochen wäre, hätte man nicht eilends ein Glas Champagner herbeigebracht. Ob das nun der Wahrheit entsprach oder nicht, der amerikanische Botschafter in Berlin, James Gerard, bemerkte jedenfalls in der Reaktion der Öffentlichkeit

einen nahezu ungezügelten «Zorn». Eine Menschenmenge attackierte die britische Botschaft und warf nahezu alle Fensterscheiben ein. Die berittene Polizei unternahm nur halbherzige Versuche, um die Unantastbarkeit von Gelände und Gebäude zu wahren. Einige Aufgebrachte riefen «Gott strafe England».

Die deutsche Presse liess ihrem Zorn freien Lauf.

Lady Harriet Jephson versuchte, ihre Abreise aus Altheim zu organisieren, doch da sie weder über Geld noch über eine Fahrkarte verfügte, sass sie fest. Seit ihr eine junge Angestellte «buchstäblich zugezischt» hatte, England habe Deutschland den Krieg erklärt, und die Hinweisschilder «Wir sprechen Englisch» aus den Schaufenstern verschwunden waren, hielt sie die Entwicklung des Krieges in regelmässigen Tagebucheinträgen fest.

Als nächstes kamen die Zeitungsartikel: «England, das sich als Hüter der Moral und aller Werte aufspielt, schlägt sich auf die Seite Russlands und der Attentäter». Und dann die Attacken auf Sir Edward Grey, unsere Regierung und alles Englische ... Die deutsche Presse bedenkt England mit den übelsten Begriffen: «Verräter», «Heuchler», «verlogener», «feige», «überheblich», kein Schimpfwort, das man nicht auf uns anwendet! Russland, Frankreich und Belgien werden nicht mit einer solchen Flut von Zorn, Wut und Hass überschüttet wie England!

Der dreiundzwanzigjährige Edward Sibbe arbeitete in der Industriestadt Chemnitz. Ein älterer Ladenbesitzer, der bislang immer freundlich zu ihm gewesen war, hielt ihn auf der Strasse an.

Er fragte mich, ob England wahnsinnig geworden sei, und ich erklärte ihm, bei meinem Aufbruch zu Hause hätte ich keinerlei Hinweise auf Geisteskrankheiten bemerkt. Daraufhin wollte er wissen, warum wir Deutschland den Krieg erklärt hätten, und ich machte ihm klar, dass ich persönlich damit nicht viel zu tun hätte.

Er regte sich auf und erklärte mir, sollte er mich je mit Sir Edward

Grey die Strasse entlangkommen sehen, werde er den Mann am nächsten Laternenpfahl aufhängen. Überhaupt würde er gern den einen oder anderen britischen Staatsmann aufknüpfen. Als ich jedoch keine Angst um die Sicherheit der britischen Kabinettsminister zeigte, beruhigte er sich langsam wieder. Schliesslich äusserte er die Hoffnung, dass wir, was immer auch geschehe, für alle Zeiten Freunde blieben. Darauf bemerkte ich, das sei der einzige vernünftige Satz, den ich von ihm gehört hätte.

Als Reverend Williams am 5. August in die Botschaft kam, traf er in der grossen Eingangshalle eine ganze Schar unrasierter britischer Journalisten und Korrespondenten an, die auf Anordnung der deutschen Polizei dort die Nacht verbracht hatten. Es war «ein seltsamer Anblick», erinnerte er sich. Sofort fiel ihm auf, dass eine aufgeregte und furchtgeladene Stimmung herrschte. «Bestimmt wollen sie uns erschliessen», meinte einer. Ein Botschaftssekretär, «der unter Stottern litt, tat sein Bestes, um etwas Dringendes ins Telefon zu sprechen, brachte jedoch nur unverständliche Laute heraus».

Aber die Furcht war unbegründet. Die Botschaftsangehörigen sowie die Journalisten und Korrespondenten verliessen Berlin am Morgen des 6. August mit dem Zug. Von nun an sollten die britischen Interessen von der amerikanischen Botschaft unter Gerard vertreten werden. Dazu gehörte auch die Betreuung der vielen verzweifelten britischen Staatsbürger, die in der deutschen Hauptstadt gestrandet waren und denen jetzt Verhaftung und Internierung drohte. Manche waren bereits auf ihrem Weg zur britischen Botschaft festgenommen worden, und nun hielt man sie auf, wenn sie sich zur amerikanischen Vertretung begaben. Gerard protestierte bei den Deutschen, als er erfuhr, dass britische Staatsbürger «ohne Ansehen von Alter und Geschlecht» zum Verhör in die Festung Spandau gebracht wurden.

Nach dem Tod Henry Hadleys war Elizabeth Pratley zur Befragung mitgenommen worden. Hatte Mr. Hadley irgendwie geartete Postkarten oder Porträts mit sich geführt? Hatte er sich in Berlin mit anderen Herren getroffen? Elizabeths Antworten wurden offenbar als ausweichend oder

zögerlich empfunden, denn man überstellte sie nach Münster in ein «Militärgefängnis», wo sie von einem Offizier verhört wurde. «Mr. Hadley habe doch wohl hoffentlich nicht ihre Schiffe ausspioniert [sic]. Das habe er ganz gewiss nicht, antwortete ich. Man hatte einen Dolmetscher hinzugezogen, der mir ein Dokument vorlas und sagte, ich werde als Agentin verhaftet.»

Elizabeth beteuerte ihre Unschuld. Nachdem man aufs Gründlichste ihre Koffer durchsucht hatte, liess man sie schliesslich frei und teilte ihr mit, man verfüge über alle notwendigen Informationen. Elizabeth war von dem Ganzen so erschüttert und geschwächt, dass sie in ein katholisches Krankenhaus gebracht wurde.

Doch nicht jeder Engländer, der aus Deutschland ausreiste, berichtete von Drohungen und Schikanen oder von kriegerischer Arroganz des Feindes. Erstaunlicherweise veröffentlichte die *Times* Leserbriefe, in denen Einzelne die freundliche Behandlung lobten, die sie genossen hätten. Eine Dame namens Florence Phillips etwa tadelte den Bericht eines Korrespondenten, der «bis zum Überdruß» und «in drastischen Worten den Leidensweg von Reisenden in Deutschland in den vergangenen Tagen» geschildert hatte. Sie sei mit einer Freundin von Baden-Baden nach Berlin gefahren und habe keine derartigen Erfahrungen gemacht, betonte sie.

Wir trafen auf mehr als die gewohnte Höflichkeit gegenüber alleinreisenden Frauen. Ich war tief beeindruckt von der Herzlichkeit und Ritterlichkeit, mit der uns deutsche Männer bei drei verschiedenen Anlässen ihre Plätze überliessen, damit wir nicht in den überfüllten Gängen auf unseren Taschen sitzen mussten. Sie machten sich sogar die Mühe, uns im Bahnhof etwas zu essen zu besorgen. (...) Ich möchte festhalten, dass wir in diesen äusserst aufgeregten Stunden, als eine Nation ihre Männer zu den Waffen rief, keinen einzigen Augenblick grob behandelt wurden.

In einem Brief, datiert auf den 8. August und abgedruckt unter der Überschrift «Deutsche Freundlichkeit», berichtet eine Person mit dem ausgefallenen Namen Bampfylde Fuller von einer Autoreise durch Deutschland, die sie Anfang August unternahm. «Wir haben nur Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft erfahren. Bewaffnete Patrouillen hielten uns alle paar Meilen an, prüften unsere Papiere und liessen uns gelegentlich die Truhen öffnen, aber niemals erlebten wir die geringste Unhöflichkeit.» Diese Richtigstellungen sind sicherlich aufschlussreich, doch vom historischen Standpunkt aus viel interessanter ist die Frage, warum sich die *Times* für deren Veröffentlichung entschied. Grossbritannien war offenbar noch nicht so aufgebracht über Deutschland wie die Deutschen über Grossbritannien. Doch das sollte sich bald ändern

Hilda Pickard-Cambridge fasste in ihrem Hotel in Schwalbach allmählich wieder ein bisschen Mut. Nach einer Woche wagte sie sich wieder hinaus, denn sie hatte die Zusicherung erhalten, dass man Engländern nichts antun werde, weil sie ja irgendwie auch Amerikaner sein könnten – eine etwas groteske Begründung. Sie lebte unter aussergewöhnlichen Bedingungen. Da es keine Hotelgäste mehr gab, hatte man die Zimmermädchen nach Hause geschickt, und abgesehen von den Besitzern stand das Haus leer. Hilda wusste nicht, wer sie letztlich abholen würde, ihr Mann oder die Deutschen. Sie versuchte, Informationen über den Kriegsverlauf zu erhalten, doch alles, was sie erfuhr, war von aggressiver Propaganda gefärbt. So hiess es, Grossbritanniens Kriegserklärung sei *vor* dem deutschen Einmarsch in Belgien erfolgt oder England habe den Mord an dem österreichischen Thronfolger in Auftrag gegeben, um einen Erstschlag führen und Deutschland vernichten zu können. Dann kamen die ersten Berichte von der Front. Die Deutschen errangen einen Sieg nach dem anderen, demnächst werde Paris fallen und kurz danach auch London. Alles in allem keine erbauliche Lektüre.

Nach dem Kriegseintritt Grossbritanniens verabschiedete das Parlament den Defense of the Realm Act (DORA), der die Sicherheit der Nation garantieren sollte. Das umfassende und in der Folge häufig abgeänderte Gesetz räumte der Regierung weitreichende Macht gegenüber Öffentlichkeit und Presse ein. Sie erhielt das Recht, Eigentum und Land zu beschlagnahmen und das Verkehrsnetz zu kontrollieren, vor allem die Eisenbahn und die Hafenanlagen. Wer gegen das Gesetz versties, konnte vor ein Kriegsgericht gestellt und zu Geld- oder Haftstrafen oder sogar zum Tode verurteilt werden.

Insbesondere untersagte das DORA-Gesetz alle Kontakte, die in irgendeiner Weise «den Erfolg der Manöver der Streitkräfte Seiner Majestät» gefährden könnten. Da die Deutschen unter den Einwanderern die drittgrösste Bevölkerungsgruppe stellten, brauchte man eine konkrete Rechtsgrundlage, um die Bewegungen und Aktionen von Staatsbürgern ausländischer Herkunft und vor allem von feindlichen Ausländern zu kontrollieren – also jener Gruppe, die die Presse so rasch und lautstark als Bedrohung darstellte.

Am 5. August legte Innenminister Reginald McKenna von der Liberalen Partei dem Unterhaus einen Gesetzentwurf vor (Aliens Restriction Act), der Ausländern jegliches Reisen untersagte. Es stiess bei Abgeordneten aller Parteien auf grosse Zustimmung. Die Parlamentsprotokolle belegen auch den lautstarken Zuspruch während der Rede des Ministers. McKenna versicherte den Parlamentsmitgliedern, man habe Vorkehrungen getroffen, um den Alltag von Personen aus dem befreundeten Ausland (also jener Ausländer, die nicht gerade aus Deutschland, Österreich oder Ungarn stammten) unter den gegebenen Umständen so wenig wie möglich zu behindern, gleichzeitig aber gefährliche Spione aufzuspüren (laute Zustimmung und die Rufe: «Erschiessen soll man sie!»). Auch in diesem Zusammenhang bewies McKenna seine übliche Besonnenheit, denn er erklärte, ihm sei daran «gelegen, schon lange in unserem Land lebende Deutsche zu schützen». Die Abgeordneten hatten dazu ihre Fragen.

Mr. [Joseph] King (Somerset, North): Wegen meiner Bekanntschaft mit zahlreichen deutschen Staatsbürgern, die zum Teil schon seit Jahren in unserem Lande leben und sich weit eher als Engländer fühlen denn als Deutsche (Hört! Hört!), würde ich von unserem Innenminister gern zugesichert bekommen, dass diese Personen mit Respekt behandelt werden. Unter ihnen herrscht gegenwärtig grosse Furcht (Mehrere Rufe: «Recht so!»).

Mr. McKenna (Monmouth, North): Bürger aus dem feindlichen Ausland, bei denen keine geheimen, gegen unser Land gerichteten Handlungen zu befürchten sind, werden sich lediglich registrieren lassen müssen und unterliegen dem Vorbehalt, nicht in den verbotenen Gebieten wohnen zu dürfen.

In diesen ersten Kriegstagen wurde längst nicht alles, was deutsch oder österreichisch war, einhellig und unbedacht abgelehnt. Zeitungen wie der einflussreiche *East London Observer* gaben sich noch den Anschein, auf die Haltung der Öffentlichkeit einzuwirken anstatt sich von ihr beherrschen zu lassen. Am 8. August, also am selben Tag, an dem die *Times* die Leserbriefe von Florence Phillips und Bumpfylde Fuller abdruckte, wandte sich der *East London Observer* in ebenso massvollen wie besonnenen Worten an seine Leser.

Eine Gemeinde wie die der Deutschen in East London zu haben, ist ein Gewinn und eine Ehre. Ihre Mitglieder haben sich nach Kräften ein Leben lang eine Existenz und von gegenseitigem Respekt geprägte Verbindungen zu den einheimischen Engländern aufgebaut. Daher wäre es in unseren Augen eine wahre Schande, sollte jemand in Worten, Taten oder Andeutungen seine persönlichen Vorbehalte gegenüber unseren Freunden und Nachbarn ausdrücken und damit ihre Gefühle verletzen. Sie hassen und verabscheuen den Krieg ebenso wie alle anderen. (...) Auf's Nachdrücklichste bezeugen wir die Redlichkeit, den Fleiss und die Ehrlichkeit der Gemeinde der Deutschen in East London. Dass sich unsere beiden grossen Nationen im Krieg be-

finden, erfüllt uns mit tiefem Kummer. Doch vergessen wir in der Empörung des Augenblicks nicht, uns anständig und wie Gentlemen und Freunde zu benehmen.

Von der liberalen Tradition Grossbritanniens vor dem Krieg, in der eine Massnahme wie die Registrierung von Ausländern undenkbar gewesen wäre, war weit und breit nichts mehr zu spüren, und von der Linken kam kaum oder gar kein Protest. Umso lauter gebärdete sich die radikale Rechte, die der Regierung mit Hilfe der Presse vorwarf, nicht genug zu unternehmen, um die Bedrohung durch Englands Feinde einzudämmen. Offenbar aus Furcht vor der Nachlässigkeit der Regierung liess sich die Öffentlichkeit von denen überzeugen, die nach schärferen Gesetzen riefen, und die relative Gelassenheit im Parlament wurde durch die scheinbar unwiderstehliche Stimme des Volkes hinweggefegt. Nachdem auf dem Schlachtfeld die ersten Schüsse gefallen waren, war eine souveräne Haltung wie die von McKenna oder Joseph King nicht mehr gefragt, und die Zeitungen forderten schärfere Regelungen für Personen aus dem feindlichen Ausland.

Dabei war McKennas Anliegen, «gefährliche Spione aufzuspüren», im Grunde überflüssig. Vor dem Krieg hatten die Deutschen mit Hilfe eines in Grossbritannien geborenen Deutschstämmigen ein lächerlich dilettantisches Spionagenetz aufgebaut. Der Mann hiess Karl Ernst und betrieb in der Londoner Caledonian Road einen Friseursalon, über den die Kontakte zwischen Deutschland und seinen gerade einmal 22 Agenten liefen. Pech für ihn, dass die Handvoll von Beamten der britischen Spionageabwehr, die es vor dem Krieg gab, davon wussten. Nach Aussagen eines Geheimdienstoffiziers namens Dunlop wurden alle Aktivitäten Ernsts genauestens überwacht.

Seine Aufgabe bestand vorwiegend darin, sämtliche Briefe, die man bei ihm abgab, in einen Briefkasten in seiner Nähe zu werfen. Seine Bezahlung war mit etwa 12 Pfund pro Jahr nicht gerade üppig. Alle Briefe wurden geöffnet, gelesen und dann mit möglichst geringer Verzögerung weitergeschickt. Auf diese Weise bekamen wir eine voll-

ständige Liste der Namen und Adressen aller deutschen Spione, sodass uns nach der Kriegserklärung nur ein Agent der Deutschen entkam.

Die britische Spionageabwehr erlebte während des Krieges einen Aufschwung und behielt weitgehend die Oberhand über die kleine Schar der nach England gesandten Spione. Wie wirksam die britischen Sicherheitsdienste gegen feindliche Agenten vorgingen, lässt sich auch daran ablesen, dass kein einziger feindlicher Sabotageakt auf britischem Boden nachgewiesen wurde.

Im Gegensatz zu den raschen und effizienten Verhaftungen deutscher Spione in der Vorkriegszeit gab es nun Spionagevorwürfe, für die man nur höchst magere Beweise vorbringen konnte. Am ersten Kriegstag berichtete die Presse, man habe Deutsche oder Sympathisanten der Deutschen in so weit voneinander entfernten Küstenorten wie Sheerness, Portsmouth, Falmouth, Penarth, Swansea und Barrow-in-Furness angeklagt. Entsprechende Festnahmen waren nur ein Vorgeschmack auf den paranoiden antideutschen Wahn, in den sich die Öffentlichkeit hineinsteigerte. Die Angst vor deutschen Spionen wurde hauptsächlich durch Reden parlamentarischer Hinterbänkler und durch Journalisten von Tages- und Wochenzeitungen geschürt. Dieses Anheizen des «Spionagefiebers» durch die Presse veranlasste die Regierung zu immer strengeren Kontrollen von Personen aus dem feindlichen Ausland: Massnahmen, die in keinem Verhältnis zur wahren – im Gegensatz zur gefühlten – Bedrohung standen. «Es ist bemerkenswert, wie viele Menschen vom ‚Spionagefieber‘ angesteckt sind», schrieb Dunlop. «Niemand, der eine offene Flamme brennen liess oder eine Schreibmaschine benutzte, die sich wie ein Funksender anhörte, konnte sich sicher fühlen. Und jeder dieser Denunziationen, selbst der albernsten, musste nachgegangen werden, denn die Nerven der Bevölkerung lagen blank.»

An sämtlichen Stränden Grossbritanniens betätigten sich Pfadfinder und wohlmeinende, oft aber übereifrige Bürger ehrenamtlich bei der Kü-

stenwache. Sie patrouillierten auf den Wegen und Pfaden am Meer und hielten Ausschau nach dem Feind auf See und nach Spionen an Land.

Harry Siepman, Sohn von Otto Siepman und Grace Baker, verbrachte im August 1914 ein langes Wochenende in Cornwall, um sich von einer arbeitsreichen Woche in London zu erholen. An einem Abend, als er gerade in sein Ferienhaus zurückkehren wollte, kam plötzlich dichter Nebel auf, und er zündete eine Laterne an, um den Weg zu beleuchten. Nach wenigen Schritten trat eine Gestalt aus dem Nebel hervor, richtete eine doppelläufige Flinte auf Harrys Brust und fragte ihn, was er hier mache.

Ich schluckte meinen Ärger hinunter und stellte mich vor.

«Verstehe», meinte er, offenbar beruhigt. «Für meinen Bericht nehme ich aber trotzdem besser Ihren Namen und Ihre Adresse auf.»

Das war Pech. Ein Name mit deutschem Hintergrund weckte im Jahr 1914 nicht unbedingt Vertrauen. Ich sah im Licht der Laterne, wie sich der Gesichtsausdruck des Mannes veränderte, und erneut richtete er sein Gewehr auf mich.

«Dann muss ich Ihnen wohl die Laterne abnehmen», sagte er.

Das erschreckte mich dermassen, dass mir die Luft wegblieb.

Ungläubig hörte ich mir an, wie er mir erklärte, ich werde der Spionage verdächtigt und sei wahrscheinlich auf die Klippen gegangen, um einem Schiff oder eher noch einem U-Boot mit der Laterne Signale zu geben. Er nahm mich auf der Stelle fest.

Harry Siepman wurde nach Falmouth Castle gebracht, jedoch bald wieder freigelassen. Niemand fragte, wie man bei Nebel mit einer Sichtweite von nur wenigen Metern einem U-Boot Lichtsignale geben konnte.

Zum ersten Mal wurde sich Harry seines Namens und der Feindseligkeit der Briten gegen alles Deutsche bewusst. Er fühlte sich als Engländer, hatte die renommierte Rugby School besucht, sich während des Studiums dem Officers' Training Corps angeschlossen und anschliessend

am New College in Oxford studiert. Nach seinem Abschluss 1912 war er in den öffentlichen Dienst eingetreten und arbeitete im Schatzamt. Und nun stand er plötzlich unter Verdacht. In London waren schon vor der Kriegserklärung am Haus seines Vaters Fensterscheiben eingeschlagen und Parolen an die Mauern geschmiert worden, Dummheiten, die, wie Harry glaubte, bald wieder ein Ende haben würden. Doch als sich nach dem Vorfall in Cornwall Freunde erbost und rachsüchtig von der Familie abwandten, wurde Harry klar, dass sein Optimismus unbegründet war. Er beschloss, in die Armee einzutreten. «Dann könnte mein Vater wenigstens auf diese mildernden Umstände hinweisen, wenn wieder mal ein Pflasterstein auf dem Wohnzimmerboden landet.»

Als der Alien Restriction Act, nach dem sich alle Ausländer bei der Polizei registrieren lassen mussten, im Parlament verabschiedet wurde, ahnte noch niemand, welche Ausmasse die öffentliche Empörung annehmen würde. Das Gesetz wurde landesweit in der Presse bekanntgegeben, und am 10. August berichtete der *Manchester Guardian* von einer bunt gemischten Menschenschlange vor der Polizeiwache in der Tottenham Court Road, darunter «viele gefasst wirkende ältere Damen, vielleicht Lehrerinnen, junge deutsche Studentinnen, Touristen, die ohne Geld aufgegriffen worden waren, Friseure, Börsenmakler, Expedienten, Kellner, Bankangestellte und andere mit weniger angesehenen Beschäftigungen».

In einer solchen Schlange stand auch ein in London wohnhafter Deutscher unbekanntem Namens, der nicht ahnte, was ihn erwartete.

(...) Gestern Morgen [8. August] ging ich direkt zur Polizeiwache, um mich registrieren zu lassen, und dachte eigentlich, dass es nicht länger als ein bis zwei Stunden dauern würde. Ich stellte mich um 9.10 Uhr draussen vor der Wache an und kam um zwanzig vor sieben am Abend hinein. Es war eine schreckliche Erfahrung, zehn Stunden in diesem furchtbaren Gedränge zu stehen. Es regnete den ganzen Morgen, und ich hatte seit dem Frühstück nichts gegessen.

Grund für die unendliche Verzögerung waren nicht die vielen anstehenden Menschen, sondern die komplizierten Formulare der Regierung und ratlose Polizeibeamte, die an derart detaillierte Fragen nicht gewöhnt waren. Immer wieder kam es zu Fehlern, weil man nicht wusste, worauf das Gesetz letztlich abzielte. Der unbekannt Deutsche fuhr fort:

Aber ich musste es einfach hinter mich bringen. Um 20.45 Uhr abends kam ich mehr tot als lebendig wieder heraus. (...) Wie sich in meinen Papieren nachlesen lässt, befinde ich mich nun als Deutscher hier in London in einer höchst prekären Lage: Zwar verspüre ich nicht den geringsten Wunsch und keinerlei Neigung, irgendetwas gegen dieses Land zu unternehmen – wovon man doch wohl hoffentlich überzeugt ist –, aber trotzdem muss ich damit rechnen, auf Verdacht hin festgenommen zu werden. (...) Ich Sorge mich nicht um mein eigenes Wohlbefinden und meine Sicherheit, sondern denke an all den Kummer und das Leid, das dieser schreckliche, durch die Torheit meiner Landsleute ausgelöste Krieg mit sich bringen wird!

Die Registrierten mussten Angaben zu ihrer Staatsangehörigkeit und Tätigkeit, zu ihrem Äusseren und ihrem Wohnort und zum «abgeleiteten Dienst für eine fremde Regierung» machen. Verständlicherweise untersagte man Ausländern den Besitz von Schusswaffen und Geräten zur Nachrichtenübermittlung sowie die Haltung von Brieftauben zur Übermittlung geheimer Nachrichten. Ausserdem durften sie weder Kameras noch See- oder militärische Landkarten besitzen. Deutsche mussten sich bis zum 17. August registrieren lassen, Österreicher hatten eine Woche länger Zeit. Wer der Aufforderung nicht nachkam, riskierte ein Bussgeld von 100 Pfund oder sechs Monate Gefängnis – eine harte Strafe für all jene, die von dem Gesetz nicht erfahren hatten oder sich aus Angst vor den Nachbarn bedeckt halten wollten. Allerdings liess man in der Praxis den meisten eine Verspätung durchgehen, wenn sie Erklärungen dafür vorbringen konnten.

Julia Jacobitz war eine der «gefasst wirkenden alten Damen», die sich in Bournemouth auf einer Polizeiwache in ihrer Nähe registrieren liessen. Die ehemalige Lehrerin hatte sechzehn der 23 Jahre, die sie in England lebte, in dem beliebten Badeort an der Küste gewohnt. Sie war ausgesprochen gesetzestreu und hatte ein gutes Verhältnis zu den örtlichen Polizeibeamten. Ein paar Jahre zuvor war bei ihr zu Hause eingebrochen worden, und die Diebe hatten grosse Verwüstungen angerichtet. Daher teilte sie der Wache stets mit, wenn sie fortfuhr, und hinterliess dort für den Notfall ihren Schlüssel.

Bei der Registrierung erhielten alle Personen aus dem feindlichen Ausland genaueste Anweisungen, wo sie wohnen und wohin sie – oder, wichtiger noch, wohin sie nicht – fahren durften. Der Alien Restriction Act untersagte Deutschen den Aufenthalt in Küstennähe. Julia Jacobitz' rückhaltlose Zusammenarbeit mit der Polizei war, wie sie später betonte, «wohl kaum das, was man von gefährlichen Subjekten erwarten würde, die etwas zu verbergen hatten». Nun fürchtete sie, fortziehen zu müssen. Sie war zwar Deutsche, wollte aber in England bleiben und einfach nur ihre Ruhe haben.

Das wünschten sich auch viele Deutsche, die seit einer Generation oder länger in England lebten und nun darauf hofften, dass Reginald McKennas Zusicherung, gesetzestreue Bürger aus dem feindlichen Ausland würden mit Respekt behandelt, eingehalten wurde. Andere packten jedoch ihre Koffer. Am 6. August wurde der deutsche Botschafter von bewaffneten Soldaten der Rifle Brigade zum Hafen eskortiert und stieg am Parkstone Quay in Harwich auf ein Schiff, das ihn in seine Heimat brachte. Mit ihm reisten zahlreiche Botschaftsmitarbeiter und ihre Familien mitsamt umfangreichem Gepäck einschliesslich Kinderwagen. An diesem und auch an den folgenden Tagen durfte jeder ausreisen, denn das neue Gesetz gestattete allen Deutschen, bis zum 10. August Mitternacht von dreizehn ausgewiesenen Häfen aus das Land zu verlassen.

Evelyn Fürstin Blücher von Wahlstatt, geborene Stapleton-Brether-ton, gebürtige Britin und Gattin von Gebhard Fürst Blücher von Wahlstatt, reiste mit dem Tross des Botschafters. Die Fürstin und ihr Mann hat-

ten in ihrem Londoner Haus einen steten Strom von Freunden und Verwandten empfangen, die beim Packen helfen und sich verabschieden wollten – darunter auch ihr Bruder Vincent, einer ihrer vier Brüder, die als Offiziere in der britischen Armee dienten. Man brachte die Fürstin zum Londoner Bahnhof Liverpool Station.

Selbst zu dieser frühen Stunde sahen wir auf unserem Wege nach der Liverpool Street überall Anzeigen und Zettel mit Ankündigungen deutscher Unglücksfälle; 3'500 Deutsche wären bereits gefallen. Des Bildes auf dem Bahnhof werde ich stets eingedenk bleiben. 250 Deutsche standen dort, dicht aneinandergedrängt, ihr Gepäck in den Händen, vor dem zur Abfahrt bereitstehenden Zuge. (...)

Das Botschafterpaar (...) langte im letzten Augenblick an und bestieg sofort den Zug; die Botschafterin war ganz gebrochen und machte keinen Hehl aus ihrem Kummer. Unter tiefer Stille dampfte der Zug aus der Halle. Die Versammelten weinten, die Männer standen in ernstem Schweigen, den Hut in der Hand. Es war, als würde ein toter Monarch zu Grabe getragen, (...) dass uns der Gedanke schwer fiel, dieses Land verlassen zu müssen, um sein bitterster Feind zu werden (...).

Ich konnte es nicht ertragen, das Schiff abfahren zu sehen, und verbarg mich in der Kabine. Es war mir nicht möglich, die Küste meines schönen England langsam vor meinem Blick entschwinden zu sehen.

Auf dem offenen Meer stieß ihr Schiff auf eine Flottille britischer Torpedoboote, von denen eins einen Warnschuss abgab. Die Granate landete nur knapp dreissig Meter vom Schiff entfernt im Meer. Das Schiff war eigentlich nicht nur mit der deutschen Flagge am Hauptmast, sondern auch mit dem Union Jack am Heck beflaggt, doch der Union Jack war offenbar zu klein, um gesehen zu werden. Damit sich so etwas nicht wiederholte, holte der englische Kapitän die deutsche Flagge ein, und die Flottille entfernte sich.

«Wir befreundeten uns sehr mit dem Kapitän», schrieb Fürstin Blücher in ihr Tagebuch.

Als er herausbekam, dass ich eine geborene Engländerin bin und Schwägerin eines Admirals, den er gut kannte, wurde er sehr freundlich, sass lange in unserer Kabine und teilte uns seine Ansichten über den Krieg und die ganzen Verhältnisse mit. Er wollte auch einige Briefe von mir nach England mitnehmen und meinen Angehörigen eine drahtlose Depesche des Inhalts senden, dass wir glücklich in Hoek angelangt seien. (...)

Wir unterhielten uns sehr angeregt während der Fahrt. Es berührte mich eigenartig zu sehen, mit welcher Trauer und Bitterkeit diese Deutschen England verliessen. Nun sitzen wir da, sagten sie, werden aus dem Lande gejagt, das uns jahrelang eine Heimat war, um gegen unsere besten Freunde zu kämpfen. Allseits tadelte man die hohen Berliner Beamten, die, wie sie meinten, die Verhandlungen ungeheuer ungeschickt geführt hätten.

Nach heutigen Massstäben wirkt die Zahl von einigen Tausenden Ausreisewilligen, die während der sechstägigen «Gnadenfrist» das Land verliessen, verschwindend gering. Die meisten waren bereits nach den deutschen Kriegserklärungen an Russland und an Frankreich aufgebrochen. Nach dem Kriegseintritt Grossbritanniens hatte es keinerlei Anweisung gegeben, Deutsche in wehrfähigem Alter an der Heimreise zu hindern; allerdings wurden am Morgen des 11. August 200 junge Männer in Folkestone aufgehalten und später interniert. Dennoch hatten wehrfähige Deutsche, wie es in einem Regierungsbericht hiess, «ausreichende Möglichkeiten, in die Heimat zurückzukehren, wenn sie es wünschten.» Nach dem 10. August aber bekamen nur noch deutsche Männer über 45 und Frauen und Kinder unter siebzehn eine Ausreisegenehmigung.

Die Anforderungen für eine Reiseerlaubnis erfüllten in Grossbritannien und in Deutschland nur wenige. Im Deutschen Reich galt die Vorschrift, dass Zivilisten aus dem feindlichen Ausland grundsätzlich über

Berlin reisen mussten, aber viele Ausländer fürchteten die deutsche Hauptstadt. Hilda Pickard-Cambridge «entkam» Ende August, indem sie sich einer amerikanischen Familie anschloss, mit der ihr die Reise nach Rotterdam gelang. Elizabeth Pratley blieb in dem Krankenhaus, bis ihr über die Vermittlung einer Hilfsorganisation Ende November 1914 die Abreise gestattet wurde. So konnte sie die Regierung in London über den Mord an Henry Hadley informieren.

Nach einem Zwangsaufenthalt von mehreren Wochen bekam Miss Waring schliesslich Ende September 1914 die Erlaubnis, in die Schweiz auszureisen. Zu Kriegsbeginn noch in Freiburg, hatte man sie bald darauf in den berühmten Kurort Baden-Baden am Fusse des Schwarzwalds gebracht. Diese Stadt, schrieb sie, «ist sicherlich einer der lieblichsten Orte der Welt, und wir hätten uns kein schöneres ‚Gefängnis‘ wünschen können. Dass man uns die Freiheit genommen hat, verdirbt jedoch alles.» Dann erschienen in den deutschen Zeitungen die ersten Siegesmeldungen. Kirchenglocken läuteten, Flaggen wurden aufgezogen, und in den Strassen spielten Kapellen. «Die Deutschen sind schlechte Sieger; sie werden dadurch zu Rüpeln», stellte Miss Waring fest. Und die Nachrichten waren natürlich über jeden Zweifel erhaben. «Eine Deutsche erklärte mir, die Zeitungen könnten nur die Wahrheit schreiben, weil die Zensur so streng sei!»

«Schlechte Sieger» war ein Begriff, den auch eine junge Engländerin namens Dorothy hätte verwenden können, stammte sie doch aus einem Land, das die Kunst der Untertreibung aufs Vollkommenste beherrschte – also etwas, was andere vielleicht «falsche Bescheidenheit» nennen würden. Dorothy erhielt überraschend einen Brief von ihrer deutschen Freundin Lotte aus Görlitz, datiert auf den 14. September. Die Nachrichten von dem ersten schweren Rückschlag bei der deutschen Offensive in Frankreich hatten die sächsische Presse noch nicht erreicht. Lotte prahlte also voller Stolz von den deutschen Siegen, zudem äusserte sie die Überzeugung, dass sich hinter der Kriegserklärung Englands nichts anderes verbarg als kalter Opportunismus. Ihr Brief ist es wert, in voller Länge zitiert zu werden:

Meine liebe Dorothy (...)

Ich will Dir jetzt schreiben, um Dir von unseren Siegen zu berichten, denn auch wenn Du das denkst, haben wir keine einzige Niederlage erlitten. Dorothy, ich möchte Dir mit all dem nicht wehtun, aber wir wissen, dass Du nicht die Wahrheit über den Krieg, die Schlachten und unser Volk kennst und stattdessen nur von Grausamkeiten unserer Soldaten und viel über unsere Niederlagen hörst. Aber, ich hoffe Du glaubst mir, all das ist nicht wahr. Deine Regierung ist zu feige, die Wahrheit zu sagen, und hofft, uns durch all die Lügen noch weiter zu verfeinden. Aber bislang sind wir die Sieger, und wir werden sie vernichten. (...) Ich könnte Dir so viele grausame Dinge über unsere Feinde berichten, es ist einfach schrecklich. Die Franzosen und Belgier haben unseren verwundeten Soldaten die Zungen heraus- und die Arme und Hände abgeschnitten und sie geblendet!

Aber wenn Du Deutschland in die Knie zwingen willst, oh, dann wirst Du scheitern. Wir sind stark, viel stärker, als Du Dir vorstellen kannst. Wir müssen siegen, wir wollen siegen, und wir werden siegen. Wenn Du die Begeisterung unseres Volkes sehen könntest, die Entschlossenheit, alles für unser Land zu geben, und die Soldaten, mit welcher Freude sie in die Krieg ziehen, würdest Du Dich wundern. (...)

Ach, Dorothy, was habt ihr alle nur so grosse Furcht vor unserem teuren Deutschland. In nur vierzehn Tagen haben wir sieben Kriegserklärungen bekommen, darüber aber nur gelacht. Die achte war von Japan – und das war euer Werk! Dorothy, früher habe ich Dir einmal gesagt, dass ich Frankreich hasse und England mag. Heute begegne ich Frankreich mit Gleichgültigkeit, aber ich verachte England! Warum hat uns eure Regierung den Krieg erklärt? Weil wir die Neutralität Belgiens missachtet haben. Dann lass Dir sagen, dass Frankreich sie schon lange vor uns missachtet hat, denn unsere Soldaten sind in Liège auf französische Offiziere gestossen. Eure Regierung hat es gewusst, aber kein Wort gesagt. Das war also nur ein Vorwand für den Krieg. Ihr wolltet gegen uns Krieg

führen, weil ihr die Feinde unserer Marine und unserer Macht seid. Aber jetzt fühlt Ihr euch nicht mehr stark genug, ganz allein gegen uns auf dem Meer zu kämpfen. (...) Ihr habt uns hintergangen.

Aber nicht nur das, ihr kämpft auch nicht mit ehrenhaften Waffen; unsere Soldaten haben bei der französischen und eurer Armee unmenschliche Geschosse entdeckt, die die schlimmsten Wunden hervorrufen, die Du Dir vorstellen kannst. Sir Edward Grey streitet es ab, aber er ist ein Lügner. Ich schicke Dir ein Bild von diesen Geschossen. Hoffentlich bist Du so anständig und stellst die Handlungsweise Deiner Regierung in Frage, jetzt, wo Du das alles weisst. Alle in Deutschland lebenden Engländer stellen seine [Greys] Politik in Frage. Eure Marine hat vielleicht einige unserer Schiffe zerstört, aber wir haben kein bisschen Angst; es wird sich zeigen, wer der Stärkere ist. Du weisst es vielleicht nicht, aber auch ihr habt mehrere Schiffe verloren. Und sicher ist Dir bekannt, dass ihr eins unserer Schiffe zerstört habt, als es in einem neutralen Hafen lag. Das war ebenfalls unmenschlich, und vielleicht schämst Du Dich ja dafür ...

Ich muss jetzt zum Abendessen gehen, also beende ich den Brief. Bitte erzähl Deinen Freundinnen alles, was ich Dir geschrieben habe. Viele Grüsse an Dich, Deinen Vater und Deine Schwester

Lotte

Lottes Brief fehlt zwar jegliches Feingefühl, doch er bringt aufs Trefflichste die vorherrschende Stimmung in der deutschen Bevölkerung zum Ausdruck: das Gefühl, von Grossbritannien hintergangen worden zu sein, und die Euphorie angesichts des bevorstehenden Siegs.

Drei Wochen zuvor, am 22. August, waren deutsche und englische Truppen vor den Toren der belgischen Stadt Mons aufeinandergetroffen. Eine Vorhut der Britischen Expeditionstreitkräfte stiess auf vorrückende deutsche Verbände aus Generaloberst Alexander von Klucks 1. Armee.

Im ersten «Schusswechsel», einem Gefecht zweier Kavallerieeinheiten, überwältigten britische Dragoner deutsche Kürassiere, fügten ihnen Verluste zu und machten Gefangene. Letztere wurden gemeinsam mit ihren Pferden und einem Karren voller Lanzetten einem erregten Publikum vorgeführt, darunter auch Soldaten der Queen's Bays, einem weiteren Kavallerieregiment. Private Alfred Tilney von den 4th (Royal Irish) Dragoon Guards, der an der Schlacht teilgenommen hatte, erinnert sich:

Als wir im Hauptquartier des Regiments eintrafen, fragte Colonel Mullens [der Oberkommandeur der Dragoons]: ‚Wer hat die hier gefangengenommen?‘ Ich warf mich in die Brust und antwortete: ‚Das war ich, Sir!‘ Er meinte, ich sei wohl von allen guten Geistern verlassen.

Die Deutschen hätten nicht gefangengenommen werden sollen. Mullen hatte den Befehl erteilt, jeder, der sich ergebe, müsse durchsucht, entwaffnet und zurückgeschickt werden. Gefangene würden das Vorankommen einer Kavallerieeinheit nur behindern, besonders in ihrer wichtigen Rolle als Vorhut der britischen Expeditionsstreitkräfte. Nun aber müsse man die Deutschen die ganze Befehlskette hinaufschicken. Bevor man sie fortbrachte, verband Captain Arthur Osborn, Sanitätsoffizier bei den Dragoons, ihre Wunden.

Ackerknechte in deutscher Uniform – nichts anderes waren sie. (...) Als ich sie sah, wunderte es mich nicht, dass einige dieser jungen Bayern die Flucht ergriffen hatten. Da ich ein paar Worte Deutsch sprach, fragte ich sie, was sie vom Krieg hielten. Sie wüssten es nicht, antworteten sie, und auch nicht, worum es dabei ginge. Man habe sie nur wenige Wochen vor Kriegsbeginn einberufen und mit ihrer Ausbildung begonnen. (...) Ich bat einen der Gefangenen um einen Knopf, den er mir auch abschnitt – mein erstes Andenken! Unter Tränen erklärte er mir, sein Bruder sei in München erschossen worden, weil er sich der

Einberufung widersetzt habe. Er selbst sei sehr froh über seine Gefangennahme und darüber, dass er nicht weiter am Krieg teilnehmen

In seinem Einsatzbefehl gratulierte Brigadier General de Lisle, Kommandeur der 2nd Cavalry Brigade, den Beteiligten zu ihrem «beherzten Einsatz», der «gleich zu Beginn die moralische Überlegenheit unserer Kavallerie über die deutsche sichergestellt» habe – was auf dieses ausgesprochen kurze und heftige Gefecht durchaus zutrif.

Am folgenden Tag wurde es dann ernst. Britische Infanteriebataillone bezogen Stellung am Mons-Condé-Kanal, um von diesem mehr als gelegentlich kommenden Hindernis aus die Stadt Mons zu verteidigen. Lance Corporal Alfred Vivian war mit dem 4th Middlesex Regiment daran beteiligt, und gemeinsam mit anderen hatte man ihn als Wache zu einer Bauernhütte geschickt. Nach ihrer Morgentoilette sassen Vivian und seine Kameraden an eine Wand gelehnt in der Sonne, als ein Posten heranstürmte.

«Verflix! Corporal, schnappt euch euer vermaledeites Schiessgewehr und werft mal einen Blick auf die Leibwache des Kaisers. Die kommt nämlich gerade die Strasse rauf. Aber seht euch, verdammt noch mal, vor.» (...)

Was da aus knapp achtzig Yards so unbekümmert auf uns zu ritt, war eine Patrouille von Ulanen, sieben oder acht an der Zahl. Wir waren so überrascht, dass uns der Atem stockte und das Hirn den Dienst versagte. Mit offenem Mund standen wir da, platt wie die Flundern.

Da Vivian und seine Freunde einfach stehenblieben und starrten, gab einer der feindlichen Offiziere den ersten Schuss ab. Seine dreiste Handlung brachte die Männer des Middlesex Regiments wieder zur Besinnung; sie erwiderten das Feuer mit der tödlichen Präzision von Berufssoldaten und löschten die deutsche Vorhut «mit verblüffender Leichtigkeit» aus.

Entsetzt über das Ungeheuerliche unserer Tat blieben wir wie erstarrt stehen. Ohne sie richtig zu warnen, hatten wir diese prächtigen, starken, gesunden Männer voller Lebensfreude und in der Blüte ihrer Jugend ins Jenseits befördert. Wir alle, so glaube ich, waren überwältigt, als wir das begriffen. Ohne es mir erklären zu können, wurde mir körperlich schlecht, [und] ich empfand eine ganz eigene Furcht vor den Folgen, als mir klar wurde, dass wir eins der grundlegendsten Gesetze der Zivilisation gebrochen hatten. (...)

Gemeinsam mit einem Freiwilligen ging ich langsam und mit äußerster Vorsicht auf den Schauplatz des Schreckens zu. Dort angekommen sahen wir, dass sie alle ohne Zweifel tot waren; bei den meisten fanden sich mindestens zwei Belege für die Treffsicherheit unserer Schützen. Entgegen aller Vorsichtsregeln blieben wir stehen und sahen hinunter auf das traurige Ergebnis unseres ersten Zusammentreffens mit dem Feinde. Der Anblick dieser toten Männer übte eine gruselige Faszination auf mich aus, der ich mich nur schwer entziehen konnte. Doch ich schüttelte diesen unheilvollen Einfluss ab, riss mich zusammen, und wir sammelten die eigentümlichen Kopfbedeckungen der armen Männer ein.

Die Gefechte bei Mons waren an diesem Tag kurz, aber heftig. Die Männer des 4th Middlesex Regiment und der benachbarten Bataillone fügten dem Feind bei ihrer Verteidigung des Kanals schwere Verluste zu. «Meine Gefühle während meiner Feuertaufe waren so vielfältig und widersprüchlich, dass ich sie mir kaum erklären konnte», schrieb Vivian. «Ich erinnere mich aber deutlich, dass ich mich irgendwann auf einen Zustand übermässigen Schwitzens reduziert sah. Der Schweiss rann mir in solchen Mengen übers Gesicht und in die Augen, dass ich zeitweise nichts mehr sehen konnte. Ganz allmählich wurde ich abgebrühter, und als einzige Empfindung konnte ich nur noch ein grimmiges und immer grösseres Interesse am Geschäft des Niedermetzeln ausmachen.»

Das Entsetzen über dieses Tun aber war verfliegen, oder es wurde ver-

drängt. «Letztlich waren wir zu Mördern geworden», musste Vivian bitter feststellen, als die Felder vor ihm von gefallenem feindlichen Soldaten übersät waren. Erst als der Kampf abebbte und die Männer des Middlesex Regiment das Schreien und Stöhnen der Verwundeten hören konnten, kehrten ihre menschlichen Empfindungen zurück. Doch gerade als sie sich vorwagen wollten, um zu helfen, griffen die Deutschen erneut an. Und wieder mussten sie ihre Gefühle zurückdrängen.

Gruppen von Sanitätern des Feindes traten auf den Plan, sehr zu unserer Erleichterung und gänzlich ohne unser Zutun, und man liess sie ungehindert ihr barmherziges Werk tun. (...) Es war nicht zu vermeiden, dass sich einige von ihnen bis auf knapp dreissig Meter der Hecke näherten, hinter der unser Graben verlief, und wir waren ungemein neugierig auf sie, besonders als uns einer oder zwei von ihnen in unserer Sprache etwas zuriefen. Daraus entstanden lebhaft gegenseitige Frotzeleien, die auf beiden Seiten mit viel Humor geäussert und aufgenommen wurden.

Ein Witzbold auf unserer Seite war ausgesprochen taktlos und konnte es sich nicht verkneifen, sie ohne grosses Mitgefühl zu fragen, «wie sie ihre Eier denn gern gebraten hätten». Darauf kam die überaus klägliche Antwort, dass wir sie mit ein bisschen zu viel Pfeffer gewürzt hätten. Und als sie sich nach getaner Arbeit zurückzogen, rief uns einer der Deutschen mit einem breiten Grinsen zu: «Das nächste Mal seid ihr unsere Gäste.»

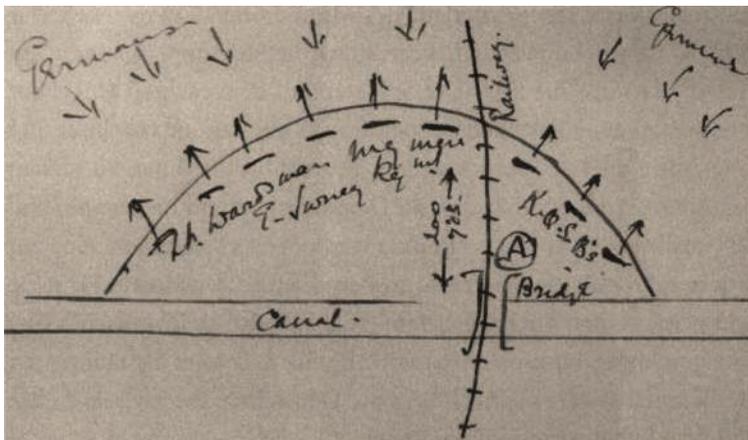
Wegen der heftigen Angriffe und der Gefahr, von den zahlenmässig überlegenen Deutschen von den Flügeln her eingekreist zu werden, waren die britischen Stellungen nicht länger zu halten. Zum Erstaunen vieler, die lediglich die Resultate ihrer Schiesskünste sehen konnten, ordnete man den Rückzug an, die Soldaten durchquerten Mons und marschierten auf den heissen, staubigen Strassen Richtung Süden.

Um eine Eisenbahnbrücke zu verteidigen, war Captain William Morritt mit seinem Bataillon, dem 1st East Surrey Regiment, auf der deutschen

Seite am Vorderlauf des Mons-Condé-Kanals, etwa viereinhalb Kilometer westlich von Mons, in Stellung gegangen. Im Verlauf des Gefechts suchte er Soldaten auf dem rechten Flügel auf, musste bei seiner Rückkehr jedoch feststellen, dass sie von ihrer Stellung zum Kanal hin zurückwichen. Morritt brüllte ihnen zu, stehen zu bleiben, erfuhr jedoch, dass die Deutschen hinter ihnen waren und sie Gefahr liefen, abgeschnitten zu werden. Der Feind hatte eine zur Brücke führende Uferböschung erobern können. Da Morritt für seine Kompanie keinen Rückzugsbefehl erhalten hatte, griff er rasch zu der einzigen Massnahme, die ihm möglich schien: Er wies die Männer an, die Bajonette aufzupflanzen und die Deutschen, die zwischen ihm und dem Kanal standen, anzugreifen.

Ich zog meinen Revolver, um ihn zu laden. Kaum war das geschehen, traf mich etwas am rechten Handgelenk, und er wurde mir aus den Fingern gerissen. Ich war nicht in der Lage, meinen Säbel zu ziehen, weil ich im rechten Arm keine Kraft mehr hatte. Als ich nach vorn stürmte, traf mich eine Kugel in die Wade und eine andere kurz über dem rechten Knie, und ich stürzte zu Boden. Dann sah ich zu meinem Entsetzen 20 Meter vor mir einen Deutschen, der genau auf mich zielte. Ein Wunder rettete mich: Der Schuss traf genau in der Mitte auf den soliden Griff meines Säbels, verbog ihn und brach ihn in zwei Teile, doch die Kugel, die ansonsten durch mich hindurchgefahren wäre, wurde auf diese Weise abgelenkt. Die Wucht des Aufpralls riss meinen Körper hoch, und der Deutsche, der sah, dass er mich getroffen hatte, nahm an, ich sei tot und kehrte mir den Rücken.

Morritt blieb den Rest des Tages und die ganze Nacht dort liegen. «Zum Glück war ich auf meinen verwundeten Arm gefallen, und da er leicht angewinkelt war, hatte das Gewicht meines Körpers wohl die Blutung gestillt und mich gerettet.» Er und sieben weitere Verwundete wurden nicht von den Deutschen gefunden, sondern von Zivilisten, die sie zur Behandlung in ein Franziskanerkloster brachten.



Eine von Captain Morrill während seiner Genesung im Kloster gezeichnete Karte. Sie zeigt das Gelände, auf dem er einen Bajonettangriff führte. Man sieht hier, wie aussichtslos die Stellung des East Surrey Regiments während der Kämpfe bei Mons war.

Aus dem Zurückweichen wurde ein Rückzug. Zwei Tage nachdem die Dragoner ihre «Überlegenheit» über die feindliche Kavallerie unter Beweis gestellt hatten, beteiligten sich dieselben Soldaten gemeinsam mit Ulanen und Husaren an einem entschlossenen Angriff auf deutsche Maschinengewehrstellungen und Geschütze, um zu verhindern, dass die feindliche Infanterie die britischen Expeditionstruppen an der linken Flanke einkreiste. Nun wurde der Erfolg in den Stunden gemessen, die die schwer unter Druck stehende britische Infanterie ausschlagen konnte. Allerdings geschah das auf Kosten von de Lisles 2nd Cavalry Brigade, die zeitweise völlig aufgerieben wurde. Diesmal hatten sie dem Granaten- und Kugelhagel nichts entgegenzusetzen.

Lieutenant Alexander Gallaher von den 4th (Royal Irish) Dragoon Guards wurde bei diesem Angriff aus dem Sattel gerissen. Sein Pferd stürzte und begrub ihn unter sich. Nachdem er sich unter Schmerzen hatte freikämpfen können, kroch er zu einem Kuhstall, in dem bereits drei an-

dere Soldaten Zuflucht gefunden hatten. Ohne eine Möglichkeit zu fliehen, warteten sie auf das Eintreffen des Feindes.

Durch die Tür kamen ein deutscher Offizier und zwei deutsche Gefreite mit Bajonettgewehren. Der Offizier hielt eine kleine Pistole in der Hand, mit der er nacheinander auf jeden von uns zielte, während er von einem zum anderen ging. Bei mir blieb er stehen und nahm mir meinen Revolver und meine Kartentasche ab. Darin befand sich ein Notizbuch mit ein oder zwei Einträgen, bei denen ihm die grossen blauen Augen übergehen würden.

Als er dann meine Taschen durchsuchte, stiess er auf eine Börse mit sieben Pfund in Goldmünzen. Er schob sie zurück in meinen Waffenrock, dann ging er nach draussen, um im verbliebenen Tageslicht mein Notizbuch zu begutachten. Gleichzeitig brachte man weitere Verwundete herein, während man die nur leicht Verletzten heranzog, um die Toten und Verwundeten vom Schlachtfeld aufzusammeln, ganz gleich ob Freund oder Feind.

Die Schwerverwundeten wurden in ein Kloster im Dorf verlegt. Ein Sergeant und ich waren die Letzten, die man fortbrachte. Mich legte man zum Transport auf die Stalltür. Zuvor aber kam der deutsche Offizier, der kein Englisch sprach, noch einmal zu mir und gab mir erst etwas Wasser und dann etwas Milch zu trinken. Steif und ungeschickt beugte er sich dann herunter und schüttelte mir zum Abschied die Hand. Ich sah ihn nie wieder. Offenbar war er kein übler Kerl. Wahrscheinlich meinte er es gut mit mir.

Ein paar hundert Meter von der Stelle, wo Gallaher in Gefangenschaft geriet, versammelte man sich zu einer Bestattung. Zwei Männer sollten beerdigt werden: Captain Ernest Jones und ein Trommler namens Edward Hogan, beide aus dem 1st Cheshire Regiment, einem jener Bataillone, die die Kavalleristen hätten unterstützen sollen. Einige Infanteristen hatten entkommen können, viele aber nicht, so etwa der junge Corporal Walter Crookes und sein Sergeant Arthur Raynor.

Man ergriff sie im selben Feuergefecht, in dem ihre beiden Kameraden Jones und Hogan fielen. Crookes hatte nach einer leichten Verletzung das Bewusstsein verloren, und als er wieder zu sich kam, goss ihm jemand Wein in die Kehle. Als er sich umsah, erblickte er überall nur deutsche Soldaten, wie er noch ganz benommen an den Abzeichen auf ihren Uniformen erkannte. Dann entdeckte er Sergeant Raynor, der leise mit den Deutschen sprach.

Der deutsche Kommandeur interessierte sich für die Bänder des Sergeants. «Wofür stehen die Ordensbänder?», erkundigte er sich. «Südafrika», antwortete der Sergeant.

Daraufhin begegneten ihm die Deutschen allseits mit Neugier und grossem Respekt. Sie hatten gesehen, wie tapfer er unter ihrem Beschuss um seine Freiheit kämpfte; wie er im Kugelhagel zurückging, um einem Kameraden zu helfen; wie er sich zähneknirschend ergab, als ihm die Munition ausging und er sich angesichts ihrer immensen zahlenmässigen Übermacht geschlagen geben musste. Sie sahen in ihm einen altgedienten und erfahrenen Soldaten. Er machte mit ein paar Deutschen die Runde, sammelte seine Leute und erklärte seine Truppe für vollständig, obwohl der Späher des Zugs versteckt hinter einem Heuhaufen auf die Dunkelheit wartete, um sich davonzustehlen.

Die Deutschen hoben an der Strassenböschung ein flaches Grab aus und machten sich daran, die beiden Männer zu bestatten.

Plötzlich hörten wir einen Befehl, und die Deutschen sammelten sich, die Infanterie auf der Strasse, die Kavallerie auf dem Feld dahinter. Unser Sergeant salutierte vor dem deutschen Kommandeur, dann kam er zu mir und einem Hauptgefreiten. «Angetreten!», befahl er. Ich stand auf und nahm neben dem Sergeant Haltung an. Im Graben lagen der Captain und der Trommler. Ich war völlig apathisch und folgte der Zeremonie teilnahmslos. Der deutsche Kommandeur nahm auf der anderen Seite des Grabens, gegenüber von unserem Zugführer,

Haltung an. Hinter ihm standen der Kompaniechef und ein weiterer deutscher Offizier. Ich stellte mich neben unseren Zugführer, und zu seiner Rechten war der Lance Corporal. Der Sergeant verlas einige Stellen aus der Liturgie.

Dann kam ein deutsches Kommando, das Bataillon und die Schwadron salutierten, und der deutsche Kommandeur und die beiden Offiziere präsentierten zum Salut den Säbel. Klar und entschieden kam die Antwort von der britischen Seite des Grabes, wie bei einer Wachablösung. Ich bewunderte die Disziplin der Deutschen, so gut gedrillt, wie sie waren. Dann betrachtete ich unseren Zugführer, wie gerade und aufrecht und adrett er dastand. Soldat durch und durch, präsentierte er sich den Deutschen mit dem Stolz und der Unverfrorenheit eines Gleichrangigen und nicht wie ein Gefangener. Ich richtete mich auf, tat es meinem Sergeant gleich und blickte den Deutschen direkt ins Gesicht. «Cheshires, Achtung!»

Auf dieser Seite des Grabes standen die Vertreter unseres Regiments und des britischen Heeres. Nach einem weiteren Befehl des deutschen Kommandeurs wurden drei Schuss Salut abgegeben. Der Tag ging zu Ende, unser erstes und letztes Gefecht war geschlagen und beendet. Das Grab wurde zugeschüttet, und man führte unseren Sergeant, den Lance Corporal und mich zu anderen Gefangenen auf der gegenüberliegenden Strassenseite.

Man liess Grabmarkierungen anfertigen, die Namen der Toten und die Worte «Treu bis in den Tod» einprägen. Später, vermutlich nach Kriegsende, verlegte man die beiden Gefallenen auf den Friedhof Witheries, wo Jones anstelle des Holzkreuzes einen Grabstein der Commonwealth War Graves Commission erhielt. Seine Familie liess auf eigene Kosten unter seinem Namen den Satz eingravieren: «Wegen seiner Tapferkeit bestatteten ihn die Deutschen mit militärischen Ehren.»

In diesen Tagen des Bewegungskriegs kam es immer wieder zu Kontakten zwischen den feindlichen Truppen, wenn sie auch nur kurz waren.

Während sich die Briten zurückzogen, drängten die Deutschen erschöpft, aber siegestrunken nach vom und sammelten dabei versprengte feindliche Soldaten ein. Die angeschlagene britische Infanterie kämpfte, wenn der Befehl dazu kam. Ansonsten wich sie zurück im Schutz der extrem beweglichen Kavallerieeinheiten, die wiederholt und in der Regel ohne grosse Vorbereitung zum Einsatz kamen.

In dem Durcheinander wurden Soldaten oft von ihren Verbänden abgeschnitten. Von vorrückenden Deutschen überrannt, beschloss eine kleine Gruppe englischer Soldaten, lieber ein Versteck zu suchen als sich zu ergeben, und fand Unterschlupf in den Wäldern, in Scheunen oder bei mutigen Zivilisten. Sie hofften auf eine Wende des Kriegs, die sie befreien würde.

Wegen seiner Verwundung schenkten die Deutschen Captain William Morritt anfangs keine Beachtung, sodass er gemeinsam mit sieben Männern aus seinem Regiment in dem nahegelegenen Franziskanerkloster gepflegt werden konnte. Nach drei Wochen waren sie immer noch dort. «Leider sind wir an allen Seiten von Deutschen eingekreist», schrieb Morritt an seine Mutter in einem Brief, den er heimlich an sie weiterleiten lassen wollte, «und sie wissen, dass wir hier sind. Hoffentlich bin ich in einer Woche in der Lage zu fliehen. (...) Ich darf nicht warten, bis mich die Deutschen holen lassen.»

Drei im Kloster aufgenommene Fotos von Morritt sind erhalten geblieben. Auf einem zeigt er den Säbel, dessen Griff durch die feindliche Kugel in zwei Stücke geteilt wurde. Es scheint ihm gut zu gehen, und er trägt die Uniform, in der er verwundet wurde, obwohl man ihm, wie er sagte, bereits Zivilkleidung gebracht hatte, die ihm die Flucht leichter machen sollte. Leider meldeten sich die Deutschen, ehe er richtig genesen war, und brachten ihn nach Deutschland in ein Kriegsgefangenenlager.

Schwerverwundete hatten beim Rückzug von Mons jedoch kaum eine Möglichkeit zu fliehen, und so liess man sie dort, betreut von Sanitätern des Royal Army Medical Corps, die genau wussten, dass ihre eigene Ge-

fangennahme unausweichlich war. Corporal Samuel Fielding von der 8th Field Ambulance kroch an Gräben entlang und durch Hecken, um sich abzusetzen, erhielt aber dann den Befehl, mit anderen Kameraden bei Verwundeten in der Nähe einer Kirche zu bleiben. Innerhalb einer Stunde wurden sie von einer deutschen Patrouille entdeckt. Der befehlshabende Offizier musterte die Gruppe, liess sie dann aber in Ruhe. Später erschienen einige Stabsoffiziere, und man rief Fielding zu einem der deutschen Offiziere.

Captain William Morrith als Gefangener in dem belgischen Franziskanerkloster



Ich muss sagen, er schien wirklich anständig zu sein und sprach gut Englisch. Sagte, er habe einige Jahre in England gelebt und finde es schrecklich, dass England und Deutschland gegeneinander Krieg führten, wo sie doch eigentlich Freunde sein sollten. Ich erwiderte, die Deutschen hätten die Engländer schon immer gehasst. Das komme daher, meinte er, dass wir ein Heer von Freiwilligen seien und uns zum Kampf gegen Deutschland aus freien Stücken gemeldet hätten. (...)

Während wir uns unterhielten, sah ich, wie ein deutscher Soldat sein Gewehr anlegte und auf mich zielte. «Was hat der Kerl dort vor?», fragte ich. «Will er etwa auf mich schiessen?» Der Offizier wandte sich um und sah ihn mit dem Gewehr im Anschlag stehen. Er brüllte ihn an, dann befahl er ihm, herzukommen. Er hielt ihm offenbar eine saftige Standpauke und zeigte dabei auf das Rote Kreuz an der Kirche und das auf meinem Arm. Dann schlug er ihm mit seiner Gerte ins Gesicht und auf den Kopf und schrie ihn gleichzeitig an. Der Soldat wandte sich zu mir und begann zu reden, auf deutsch, wovon ich natürlich nichts verstand. Er hatte ein paar hässliche Striemen im Gesicht und am Hals, und Tränen liefen ihm über die Wangen. Der Offizier erklärte mir: «Ich habe dafür gesorgt, dass er sich entschuldigt und Ihnen sagt, wie falsch sein Tun war.»

Man liess Fielding und seine Kameraden zurück, damit sie sich um die Verwundeten kümmern konnten. Die Deutschen versprachen, irgendwann zurückzukehren. Es sollte zwei Wochen dauern.

Die Begegnung mit Versprengten war für die meisten Deutschen die erste Gelegenheit, den Feind in Fleisch und Blut zu sehen. Walter Bloem, der die Kämpfe in Mons in seinen Memoiren ausführlich geschildert hat, beschreibt, wie die Kavallerie «englische Nachzügler und Versprengte in ganzen Trupps aus Bauernhäusern und Scheunen» herausholte. Diese britischen Soldaten waren «stramme Jungs, geradezu vorzüglich ausgerüstet, gelassen und verwegen». Bloem stiess auf zwei «etwas troupiermässig herb, aber recht wacker aussehende» Offiziere, einer ein Oberst,

der andere ein Major. «Sehr korrekt, unter Zusammenraffung alles meines Primaner-Englisch begrüßte ich sie und eröffnete ihnen, dass ich die Ehre hätte, sie als meine Gefangenen zu betrachten. Sie fanden sich mit geschäftsmässiger Gelassenheit in diese Wendung des Unternehmens».

Einer jener Gefangenen gehörte zu den Gordon Highlanders und trug eine Uniform mit einem Kilt, was die deutschen Soldaten ungeheuer faszinierte. Sie mutmassten, dass diesem Schotten die Hosen von seinen eigenen Leuten gestohlen sein mussten, eine Annahme, die Bloem amüsierte. Es war ein älterer Mann mit einer Schussverletzung an der rechten Schulter, ausserdem humpelte er, nachdem ihn ein Querschläger am Knie getroffen hatte. Als er so hilflos dastand, bot ihm Bloem seinen Arm, und die beiden Männer kehrten unter den verblüfften Blicken der Soldaten zur deutschen Kompanie zurück. «Dann liess ich aus einem nahen Bauernhause einen Wagen mit Pferd und Bauer requirieren und bat den Oberst einzusteigen. Dem Major stellte ich mein drittes Pferd zur Verfügung, den kleinen Falben Werner. So nett waren wir damals noch zu den Engländern.»

2

Der Wettlauf zum Meer

Nach der Schlacht von Mons legten die Deutschen in der Nähe des Dorfs St. Symphorien einen Soldatenfriedhof als gemeinsame Ruhestätte für ihre eigenen Toten und die der Briten an. Auf diesem Friedhof, heute in der Obhut der Commonwealth War Graves Commission, befinden sich drei von den Deutschen errichtete Denkmäler: eins für die Toten beider Heere, eins für die Gefallenen der Royal Fusiliers und schliesslich eins für das Middlesex Regiment, das fälschlicherweise ebenfalls mit dem Zusatz «Royal» versehen wurde.

Vermutlich nahm man an, alle britischen Regimenter wären mit diesem Attribut versehen.

Der gemeinsame Soldatenfriedhof war ein Zeichen grossen Respekts vor Gefallenen. Walter Bloem weist in seinen Erinnerungen darauf hin, dass bei diesen ersten Gefechten zwar heftig, aber ehrenhaft und ohne Verbitterung gekämpft wurde. Colonel Mullens Befehl, Gefangene nach der Durchsuchung wieder zurückzuschicken, zeigt anschaulich, dass von Hass keine Rede sein konnte. Doch das blieb nicht so: Schon bald gingen beide Seiten mit mehr Härte vor. Lieutenant Gallaher, der nach dem Kavallerieangriff bei Élouges am 24. August in Gefangenschaft geraten war, berichtete, die Arme seines Sergeant seien schwarz und blau gewesen von Schlägen mit einem Gewehrkolben, «die ihm ein Hunne aus dem einzigen Grund beigebracht hatte, dass Hynes als Einziger unter einer Handvoll Verwundeter noch die Kraft besass, sich aufzusetzen». Zwar

hatten die Soldaten ein gewisses Verständnis für Misshandlungen im Kampf oder kurz danach, wenn die Nerven noch blosslagen, doch das hiess nicht unbedingt, dass sie sie auch billigten.

Schuld an dieser wachsenden Grausamkeit auf dem Schlachtfeld waren die «schmutzigen Tricks». Lance Corporal Alfred Vivian schildert kameradschaftliches Geplänkel zwischen deutschen Sanitätern und dem Feind, berichtet aber, wie ein britischer Sanitäter, «obwohl offenkundig bei einem Rettungseinsatz», beschossen und ein Unteroffizier getötet wurde. «Flüche und Schwüre, den unglücklichen Kameraden zu rächen, erfüllten die Luft», schrieb er, und die Gelegenheit dazu bot sich beim nächsten Angriff der Deutschen. Nun wurden wiederum deren Sanitäter angegriffen, nicht «direkt, aber die Schüsse fielen so nah, dass sie zurückeilen mussten, um Deckung zu finden». Ob die Deutschen das Feuer auf die britischen Sanitäter nun absichtlich eröffnet hatten oder nicht, ist dabei zweitrangig. Bitterkeit nistete sich in den Herzen und Köpfen der Soldaten ein, wenn sie glaubten, was ihnen lediglich gerüchteweise zuge tragen wurde. Und dies war nicht selten der Fall.

Der Einsatz Grossbritanniens wie Deutschlands war hoch, und so war es lediglich eine Frage der Zeit, bis sich die Soldaten beider Länder gegenseitig unfaires Verhalten vorwarfen. Eine der ersten und hartnäckigsten Anschuldigungen betraf den Einsatz von Dum-Dums, jenen «unmenschlichen Geschossen», die Lotte in ihrem Brief erwähnt hatte. Dum-Dums, benannt nach dem Ort ihrer Erfindung durch die Briten in einer Munitionsfabrik in Dum Dum bei Kalkutta, waren Teilmantelgeschosse, bei denen der weiche Kern freilag. Beim Eintritt in den Körper spreizte dieser sich auf und rief schreckliche innere Verletzungen hervor. Die Deutschen hatten bereits 1899 und 1907 bei den Haager Friedenskonferenzen gegen deren Einsatz protestiert. Diese Konferenzen waren der erste internationale Versuch, Gesetze für den Krieg zu formulieren und Kriegsverbrechen zu definieren. Letztlich wurde der Einsatz von Dum-Dum-Geschossen im Krieg geächtet.

Vor 1914 war nicht allgemein bekannt, was eigentlich genau ein Dum-



Erschöpfte britische Soldaten schlafen während des Rückzugs aus Mons in einer provisorischen Unterkunft. Während der Kämpfe sind sie innerhalb von zwei Wochen über 300 Kilometer marschiert. Anfang September konnten sie den deutschen Vormarsch an der Marne aufhalten.

Dum-Geschoss war. Als Lieutenant Aubrey Herbert von den 1st Irish Guards beim Rückzug nach der Schlacht von Mons von Deutschen umzingelt wurde, führte er Flachkopfgeschosse bei sich, die seiner Meinung nach keine Dum-Dums waren, aber «natürlich keine so saubere Wunde wie Spitzgeschosse verursachen» würden. Wie viele seiner Kameraden warf er sie wenige Augenblicke vor der Gefangennahme weg. Dass das eine kluge Entscheidung war, wurde ihm erst klar, als er hörte, wie «sich Deutsche wütend über die Flachkopfgeschosse unterhielten, die sie im Wald aufgelesen hatten, und darüber, wie sie mit jedem verfahren würden, bei dem sie solche Patronen finden würden».

Aber schon bald erhoben die britischen Soldaten ähnliche Vorwürfe. Die Deutschen, so behaupteten sie, drehten ihre Geschosse in der Patronenhülse um, sodass die flache Bleibasis vom liege. Sie hatten so viele davon

gefunden, dass es sich nicht um Eigenbauexemplare handeln konnte. Man nahm an, dass die «umgedrehten» Geschosse in Deutschland hergestellt und an die Front geschickt wurden. Doch was auch immer ihr Zweck sein mochte – es gibt Hinweise darauf, dass sie aus der Nähe abgefeuert sehr wirkungsvoll gegen die Grabenschilder von Scharfschützen waren –, allein schon aus aerodynamischen Gründen konnten sie im normalen Grabenkrieg keine Verwendung finden. Henry Kaye, Arzt beim Royal Army Medical Corps (RAMC) fragte sich, was ein Waffenexperte vom Umdrehen des Geschosskerns in der Hülse halten mochte, schliesslich war die Reichweite einer solchen Munition nur kurz und die Flugbahn zudem unberechenbar. Wie auch immer: Allein durch den Verdacht, dass sie im Nahkampf eingesetzt wurde, verdüsterte sich die allgemeine Stimmung.

Missbrauch der weissen Flagge war ein weiterer oft gehörter Vorwurf, und auch hier war es schwierig, zwischen Tatsachen und Gerüchten, blosser Behauptung und Wirklichkeit zu unterscheiden. Dies musste auch John Harrison, ein einfacher Soldat des 1st Cheshire Regiment, erkennen. Am 24. August 1914 hatte er von einer Gastwirtschaft aus geschossen, war jedoch eingekreist, verwundet und gefangengenommen worden. Man beschuldigte ihn, unter einer weissen Flagge gefeuert zu haben, und misshandelte ihn schwer. Er konnte froh sein, dass er nicht auf der Stelle erschossen wurde. «Es gab keine weisse Flagge an meinem Haus, aber am Nachbarhaus hing eine», erklärte er im Verhör einem deutschen Offizier. Auch George Allen, ein Soldat der Rifle Brigade, der um dieselbe Zeit gefangengenommen wurde, erzählte später, ein deutscher General sei mit seinem Wagen vorgefahren, habe auf Deutsch und Englisch Schmähungen ausgestossen und «uns vorgeworfen, trotz der weissen Flagge zu schiessen». Dies aber bestritten die Briten.

Während beide Seiten einander weiterhin Fehlverhalten vorwarfen, ging Anfang September eine deutsche Infanterieeinheit, die schon im Begriff war, sich zu ergeben, doch wieder zum Angriff über, als sie die zahlenmässige Unterlegenheit des Feindes erkannte. Zumindest stellte es die

britische Seite so dar, wobei sie sich auf Soldaten des 2nd Royal Sussex Regiment berief. Die Deutschen hingegen behaupteten, ihre Soldaten seien beschossen worden, ohne dass sie die Gegenseite provoziert hätten. Auf diese Vorwürfe und Gegenvorwürfe folgte angeblich eine Reihe von Übergriffen gegen britische Soldaten, die am folgenden Tag gefangengenommen wurden. Einer dieser Kriegsgefangenen war Private John Cooper von den 1st Coldstream Guards.

Wir wurden zu einem Offizier geführt, ich glaube, er war General. Er zeigte sich äusserst zornig über einen Vorfall, bei dem es um den Einsatz der weissen Flagge ging. Er sprach sehr gut englisch. Wir wussten nichts darüber, aber offensichtlich hatte das Sussex Regiment etwas damit zu tun. Der General sprach davon, dass die Soldaten erschossen und die Offiziere gehängt werden sollten. Schliesslich erteilte er einen Befehl, woraufhin sich zwei oder drei deutsche bewaffnete Bataillone zu beiden Seiten einer Strasse aufstellten. Wir mussten etwa 400 Meter weit zwischen den beiden Reihen hindurchlaufen, während sie uns mit ihren Gewehren und grossen Stöcken beharkten.

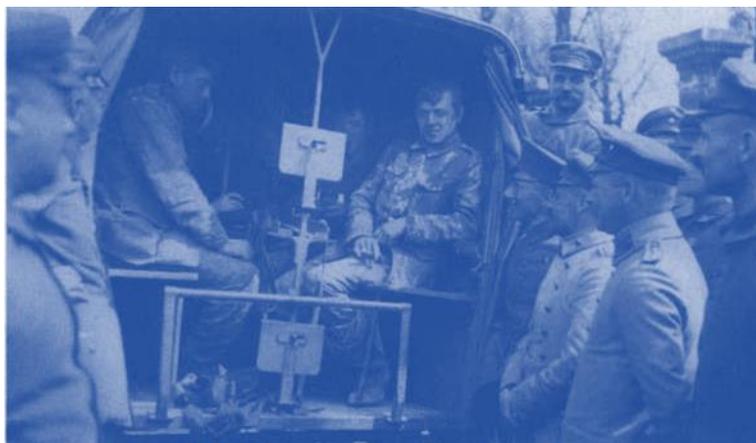
Für die Presse waren solche Vorfälle ein gefundenes Fressen. Britische Zeitungen berichteten nicht nur über den Missbrauch der weissen Flagge, sondern warfen den Deutschen auch vor, Gefangene vor ihren eigenen vorrückenden Truppen herzutreiben. Ausserdem hätten deutsche Infanteristen Armbinden des Roten Kreuzes getragen. Derartige Anschuldigungen erschwerten zwangsläufig das Leben von Menschen in Grossbritannien, die aus dem feindlichen Ausland stammten, insbesondere wenn sie deutscher Herkunft waren. Umgekehrt schilderte die deutsche Presse Gräueltaten britischer und französischer Truppen, was in der Zivilbevölkerung Hass hervorrief und zu einer Welle von Übergriffen auf Kriegsgefangene führte. Die Kriegspropaganda wurde insgesamt schärfer, und beide Regierungen verbreiteten vermeintliche «Zeitungslügen» der ande-

ren Seite in verkürzter Form im eigenen Land und an der Westfront. Ein deutsches Büchlein mit dem Titel «Die Lügennachrichten unserer Feinde» wurde sogar sinnigerweise auf «Abort-Papier» gedruckt.

Noch bevor der erste Schuss gefallen war, hatten die Deutschen Grossbritannien ein falsches Spiel vorgeworfen, da es aus Opportunismus die Allianz mit Frankreich und Russland geschlossen habe. Verbunden mit der weitverbreiteten Ansicht, die britischen Berufssoldaten unterschieden sich kaum von Söldnern, die nur dem Willen eines Politikers verpflichtet seien, ergab dies eine explosive antibritische Stimmung. Einmal, so berichtete ein britischer Soldat, habe ein Deutscher ihnen zugerufen: «Ihr kämpft für Geld, wir aber kämpfen für das Vaterland»; ein anderer hörte, wie die britischen Soldaten als «gedungene Mörder» bezeichnet wurden. Doch die Deutschen begriffen nicht, warum viele britische Soldaten in den Krieg zogen. Hätten sie es gewusst, hätten sie wohl eher gesagt: «Ihr kämpft für Essen und ein Dach über dem Kopf.»

Für die Deutschen war es völlig normal, dass Männer eingezogen wurden, um ihr Land zu verteidigen. Deshalb gab es auch keine vergleichbaren Schmähungen französischer Soldaten: Schliesslich hatte Deutschland Frankreich den Krieg erklärt, und in Frankreich galt seit der Revolution ebenfalls die Wehrpflicht. Corporal Samuel Fielding vom RAMC und seine Kameraden bekamen den Unterschied zu spüren, als sie in ein deutsches Gefangenenlager gebracht wurden.

Sobald sie [die Deutschen] merkten, dass wir Engländer waren, schlugen sie mit ihren Peitschen auf uns ein. Die Franzosen interessierten sie nicht. (...) An einer Station stieg ein kräftiger grosser deutscher Unteroffizier auf unseren Laster, er schien halb betrunken. Er ging an den französischen Soldaten vorbei und rief «Engländer!» Wir befanden uns alle an einem Ende der Ladefläche. Er baute sich vor einem Burschen neben mir auf, schüttelte ihn, schlug seinen Kopf an die Seitenwand des Lastwagens und schleuderte ihn zu Boden. Dann kam er auf mich zu, musterte mich von oben bis unten und packte meinen



Britische Kriegsgefangene vor ihrem beschwerlichen Abtransport von der Westfront nach Deutschland. 1914 sahen sie sich noch häufig Beschimpfungen oder gar körperlichen Übergriffen ausgesetzt, doch im Lauf der Zeit war die deutsche Zivilbevölkerung viel zu sehr mit dem Mangel an Lebensmitteln und Brennstoff beschäftigt, um ihren Unmut an den Soldaten des Gegners auszulassen.

Arm. Dabei fiel sein Blick auf die Rotkreuzbinde, die ich immer noch trug. Er liess von mir ab, ging zu anderen Kameraden und schlug wahllos mit der Faust auf sie ein.

Bei Befragungen ausgetauschter britischer Kriegsgefangener berichteten Offiziere und einfache Soldaten immer wieder von verbalen oder tätlichen Angriffen an den Bahnhöfen auf der Strecke zwischen der deutschen Front und den Kriegsgefangenenlagern. Captain Thomas Sotherton-Estcourt von den 2nd Dragoons (Royal Scots Greys), der am 12. September 1914 in Gefangenschaft geriet, beklagte, dass «auf dem ganzen Weg bis Magdeburg eine organisierte Demonstration gegen uns stattfand. Fast an jedem Bahnhof stellten sich die Leute auf das Trittbrett, drohten mir mit der Faust oder schrien Worte wie ‚Dum-Dum‘». Ein anderer Offizier, Captain Peskett, gefangengenommen am 2. September, berichtete: «Jemand hatte fürsorglich auf Deutsch ‚Englische Gefangene’

auf unseren Viehwaggon geschrieben, das aber brachte den Pöbel erst recht gegen uns auf, und man verfluchte uns, unseren König, unser Land und unsere Eltern und wünschte uns auf Deutsch und Englisch zur Hölle.»

Zusätzlich geschürt wurde die öffentliche Empörung durch bewusst falsche Beschreibungen feindlicher Waffen. Wie vielfach der Presse zu entnehmen, war das Reizthema bei den Deutschen der spitze Marlspieker (zum Einspleissen von Seilen), ein Teil des Taschenmessers, das alle britischen Soldaten und Marineinfanteristen bei sich trugen. So harmlos es war, es wirkte unheimlich. Der Schütze George Winkworth, der kurz nach der Schlacht von Mons in Gefangenschaft geriet, erinnerte sich später daran, wie ein deutscher Wachposten ein solches Messer in die Hand bekam. «An jedem Bahnhof hielt er es hoch und erklärte, damit würden wir den Verwundeten die Augen herausschneiden. Und jedesmal kamen die Leute an die Türen [des Zugs], spuckten und brüllten uns an.»

Die britische Presse stand der deutschen in der Diffamierung des Gegners in nichts nach. Man zeigte sich «entsetzt» über das deutsche Sägebajonett mit seiner grausamen, aber praktischen gezähnten Klinge, das die Pioniere trugen. Die Journalisten wussten nicht oder vergassen geflissentlich, dass dies eine Erfindung der Briten aus dem Krimkrieg war. Der Feind wurde ständig für dessen Gebrauch gezeißelt, bis die Deutschen 1917 dem internationalen Druck nachgaben und die Sägezähne abschleifen liessen. Auch erregten sich die Engländer über die Peitsche, angeblich eine neunschwänzige Katze, die deutsche Offiziere bei sich trugen. Mit ihr, so wurde behauptet, würden sie die eigenen Soldaten schlagen; tatsächlich aber benutzten die Offiziere sie dazu, Dreck von ihren eigenen Uniformen zu klopfen. Anscheinend legten beide Seiten mehr Wert auf eine gute Geschichte als auf die Wahrheit.

Jeder Kriegsgefangene war erleichtert, dem Schlachtfeld unverseht entronnen zu sein, fühlte sich aber ohne Waffe der Willkür und Gnade des Feindes ausgeliefert. In den folgenden Jahren erzählten zahlreiche

entlassene britischer Kriegsgefangene grausame Geschichten von Bedrohungen und Misshandlungen. Daher ist anzunehmen, dass sie wohl zu einem beträchtlichen Anteil der Wahrheit entsprachen.

Als der Zug mit Fielding schliesslich im Bahnhof von Münster einfuhr, erhielten die Gefangenen den Befehl auszusteigen. «Dort standen zwei Frauen in Trauerkleidung. Eine brach beim Anblick der Verwundeten in Tränen aus. Die andere zeigte weniger Erbarmen und beschimpfte uns als englische Schweinehunde. Als ich mit einem Verwundeten auf dem Rücken an ihr vorbeiging, spuckte sie ihm ins Gesicht.»

In jenem Herbst hatte Reverend Williams beobachtet, wie erbeutete britische Artillerie im Triumphzug durch das Brandenburger Tor und die Strasse Unter den Linden entlanggeführt wurde. Kapellen spielten, Trommelwirbel begleiteten das Stampfen der Pferdehufe und das Rattern der Wagenräder. Die gesamte Strecke säumte eine erregte Menge von Zivilisten. Eine Woche zuvor waren russische und französische Kanonen mit weitaus weniger Pomp eingetroffen. «Den Trophäen, die für das britische Heer standen, schien man eine besondere Ehre zu erweisen»; man präsentierte sie wirkungsvoll vor dem Berliner Schloss. Auf einem Kanonenrohr stand mit Kreide geschrieben: «Diese Kanone gehörte dem Regiment des englischen Kronprinzen – Hurrah!»

Den britischen Kanonen war besondere Aufmerksamkeit ebenso sicher wie den britischen Kriegsgefangenen. Allerdings liess man dann doch nicht, wie in der deutschen Presse angekündigt, britische Gefangene neben den Kanonen hermarschieren.

Für Reverend Williams war das Ziel dieser deutschen Propagandaaktion, England in den Augen der Menschen herabzuwürdigen.

In allen Städten, die ich besuchte, lag in den Schaufenstern nahezu sämtlicher Buchhandlungen dieselbe Art von Literatur aus. Besonders fiel mir ein Titel ins Auge, auf dessen Umschlag sich ein hässliches

Bild von Kitchener in einem schottischen Kilt befand, der mit einem Sack Gold in den Händen durch ein Meer von Blut watete. Darin schwammen die Leichen von Kindern und Frauen. Wo ich auch hinging, stiess ich auf ein grosses Plakat, das einen grinsenden, betrunken wirkenden britischen Soldaten zeigte, auch er in einem Kilt, eine Pfeife zwischen den vorstehenden Zähnen und einer Bulldogge zwischen den O-Beinen. Über ihm stand die Zeile «Wer ist schuld?». Und darunter: «Er».

Es dauerte nicht lange, bis die Diffamierung feindlicher Ausländer in der britischen Presse auch die Regierungspolitik beeinflusste. Innerhalb weniger Wochen meldeten Schlagzeilen, gegen deutsche und österreichische Zivilisten werde härter vorgegangen. Die Fleet Street prägte mit ihren erschreckend stereotypen Berichten und Kommentaren die Stimmung. «Der Öffentlichkeit scheint der Ernst dieser Angelegenheit immer noch nicht richtig bewusst zu sein», schrieb ein Journalist der *Times* über die vermeintliche Spionagegefahr und nannte die offiziellen Zahlen von 50'000 feindlichen Ausländern, die im Vereinigten Königreich auf freiem Fuss lebten. 34'000 befänden sich allein in der Hauptstadt, darunter 7'000 deutsche und österreichische Männer im wehrfähigen Alter. Weiter schrieb er:

Tausende in unserem Land ansässige Deutsche – Kellner, Friseure und dergleichen – haben seit Kriegsbeginn ihre Stellung verloren; natürlich kommt einem dabei das Sprichwort vom Müssiggang als dem Anfang aller Laster in den Sinn. Viele Deutsche aus dem East End sind den Behörden als einschlägige Kriminelle bekannt, manche gelten sogar als gefährlich. (...) Dem Beobachter fällt auf, dass sich die deutschen Läden oft in grosser Nähe zu empfindlichen Punkten des Londoner Verkehrsnetzes wie etwa Eisenbahnbrücken befinden. Manche dieser ausländischen Geschäftsleute wurden bereits umgesiedelt. Der deutsche Friseur scheint wenig Zeit für Sabotage zu haben. Er ist vor allem damit beschäftigt, seinen Landsleuten den kaiserlichen Schnurrbart zu entfernen.

Sie können sich jedoch nicht ganz der Zeichen ihrer Nationalität entledigen, denn das verräterische Haar des Teutonen zeigt der ganzen Welt, dass der neue Mr. Smith der alte Herr Schmidt in neuem Gewände ist.

War dies dieselbe deutsche East-End-Gemeinde, die der *East London Observer* noch drei Wochen zuvor so begeistert geschildert und als ehrlich und tüchtig gelobt hatte?

Die Regierung witterte überall deutsche Spione und Helfershelfer der Deutschen, die nur darauf lauerten, Anschläge auf wichtige Einrichtungen wie Hafenbecken, Kraftwerke, Wasserwerke, Bahngleise und Brücken verüben zu können. Daher patrouillierten Soldaten entlang der Bahnstrecken und auf den Bahnsteigen, Zivilisten betätigten sich als Hilfspolizisten und bewachten andere für gefährdet gehaltene Einrichtungen. «Wahrscheinlich durchkreuzte diese nahtlose Überwachung durch Polizisten, Hilfspolizisten und Soldaten die längst ausgearbeiteten Pläne der feindlichen Agenten», schrieb ein ehemaliger Mitarbeiter in einer 1920 veröffentlichten Geschichte der Londoner Hilfspolizei. Vielleicht gab es aber gar keine Angriffspläne, jedenfalls keine systematischen. Die Hauptstadtpolizei erhielt im ersten Kriegsmonat fast 9'000 Berichte über mutmassliche Spione, doch in weniger als 100 Fällen wurde jemand festgenommen, geschweige denn vor Gericht gestellt. Trotz aller Ängste der Öffentlichkeit gab es während des ganzen Kriegs nicht einen einzigen echten Fall feindlicher Sabotage.

In London hielt Dorothy Peel fest, welche Blüten die Spionagehysterie trieb:

Man munkelte, deutsche Offiziere würden in Belgien die Maggischilder aus emailliertem Blech, die dort an Reklamewänden hingen, abschrauben, um die auf der Rückseite von Spionen heimlich hinterlassenen Botschaften zu lesen. Ob das stimmte oder nicht, viele Leute glaubten es, und in den Londoner Vororten zogen Grüppchen mit Schraubenziehern umher, um die Rückseiten von Emailleschildern zu untersuchen.

Verdächtig waren natürlich alle, die nicht den engstirnigen Massstäben der Normalität entsprachen. Reverend Andrew Clark, der bei Braintree in Essex lebte, berichtete in seinem Tagebuch von den vielen kleinen Ängsten des Alltagslebens. Im September wurde in Little Waltham eine ältere Frau mit deutschem Akzent, die Spitze verkaufte, festgenommen. Sie musste eine Nacht in einer Gefängniszelle verbringen, während ihre Behauptung, die Frau eines Arztes zu sein, überprüft wurde. Vier Wochen später ergriffen übereifrige Bürger einen amtlichen Vermesser, der auf dem Land unterwegs war. Als ein Hilfspolizist den Unglücklichen verhaftete, suchte dieser in seiner Not beim nächsten Friedensrichter Hilfe. In Braintree begegnete man Ortsfremden mit allergrösstem Misstrauen, so etwa Mitgliedern der Royal Commission on Ancient Sites and Monuments, einer staatlichen Historikerkommission, die auf entlegenen Bauernhöfen Recherchen anstellte. Und im Rahmen einer Jagd auf Spione wurde ein Landstreicher festgenommen, der sich im Schatten eines Heuhaufens ausruhte. Im Dezember schliesslich wurde ein «fremd aussehender» Einheimischer Opfer einer älteren Dame, die mit einem Ziegelstein nach ihm warf, weil sie ihn für einen Spion hielt. «Sie traf ihn nicht richtig», schrieb Clark, «brachte dem Mann jedoch immerhin einen ziemlichen Kratzer an der Schläfe bei.»

Die Angst ging im ganzen Land um. Manchmal nahm sie beinahe komische Züge an – wären da nicht die ernsten Folgen gewesen. Die deutsche Gemeinde in Grossbritannien wurde nahezu völlig an den Rand gedrängt. In den Londoner Golfclubs debattierte man darüber, wie mit den deutschen und österreichischen Mitgliedern zu verfahren sei, und hoffte schliesslich, diese «Fremden» würden von sich aus begreifen, dass sie unerwünscht waren. So könne man sich den formellen Ausschluss ersparen. Bei einem Kongress britischer Musiker, an dem auch der musikalische Berater der Londoner Stadtregierung teilnahm, war man sich zwar einig, dass es schwierig sei, die deutschen Komponisten zu ignorieren, doch man müsse deutsche Musiker boykottieren. «Jahrelang haben ausländische Musiker die Posten, die eigentlich Engländern zustanden, an

sich gerissen und britische Musiker brotlos gemacht», hiess es beim Abschluss der Veranstaltung. Daher hielt man es nur für gerecht (sprich nützlich), den Krieg als Vorwand zur Wiederherstellung vermeintlich früherer Verhältnisse zu nutzen, und forderte Theater und Restaurants auf, nur heimische Talente zu beschäftigen.

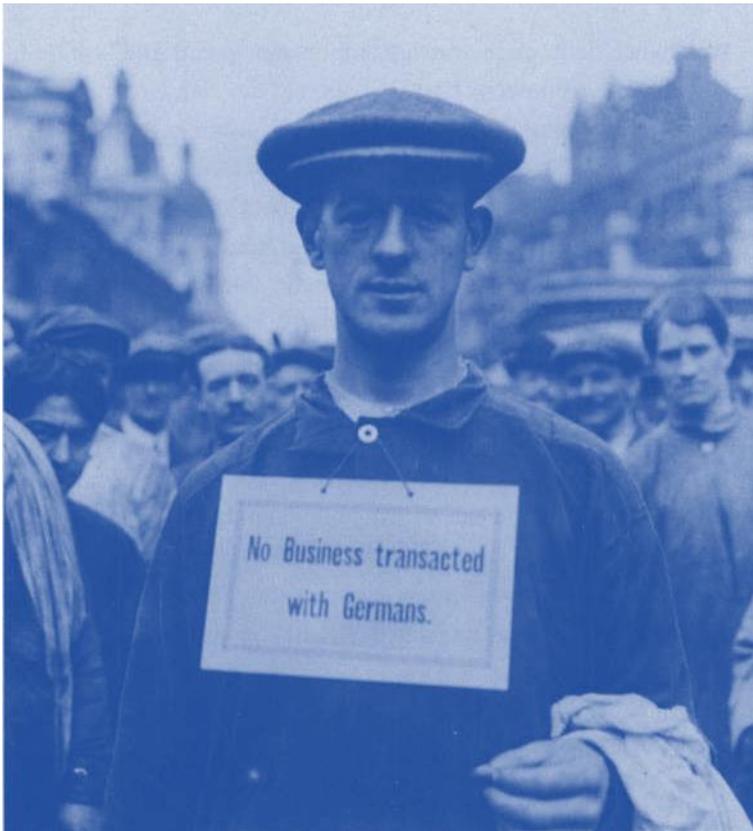
Die Musik deutscher Komponisten verschwand aus den Konzertprogrammen, weil man in den Kirchen- oder Konzerthausverwaltungen fürchtete, das Publikum werde die Veranstaltungen sonst boykottieren. Einer, der sich gegen diese Tendenz aussprach, war Charles Eshbom, der als Sohn deutscher Eltern in Manchester aufgewachsen war. Ende September schrieb er empört an den Herausgeber des *Manchester Guardian*:

Was haben denn diese armen Komponisten getan? Die Familie Ludwig van Beethovens lässt sich, worauf der Name schon hinweist, bis zu einem Dorf in der Nähe von Louvain in Belgien verfolgen. Er lebte zu einer Zeit, als England und Deutschland einander unterstützten, und sein Ruhm in England war für ihn oft ein grosser Trost, besonders, als er später erkrankte und die London Philharmonie Society ihm half, während ihm in Deutschland jede Unterstützung verweigert wurde. Wagner ging zeitweise ins Exil und dirigierte 1855 mit grossem Erfolg Konzerte der Philharmonie Society. Händel verliess Deutschland bereits in jungen Jahren und erhielt bekanntlich die englische Staatsbürgerschaft. Bach, Gluck, Haydn, Mozart und Mendelssohn – sie alle lebten zu einer Zeit, als England Deutschland in hohem Masse unterstützte. Abgesehen davon – was ist durch das Verbot solch grossartiger Musik wie der der genannten Komponisten gewonnen? Wahrscheinlich glauben die meisten derer, die den Ausschluss dieser Komponisten fordern, dass einige von ihnen deutsche Regimenter befehligen, die historische Kirchen zerstören und Frauen und Kinder umbringen.

Der *Manchester Guardian* brachte den Artikel, strich jedoch den letzten Satz. Angesichts der allgemeinen Hysterie unterzeichnete Charles Eshborn den Artikel mit dem Pseudonym «Thomas Lorei».

Der Ausschluss Deutscher aus dem Leben der Briten setzte sich unvermindert fort. Im Oktober 1914 erschienen Anzeigen der Hotels Savoy, Claridge's und Berkeley, des Strand Palace Hotel und des legen-

Nach den ersten Meldungen über Grausamkeiten des Feindes an der Westfront gerieten 55'000 in Grossbritannien lebende deutsche Zivilisten ins Visier der Öffentlichkeit und wurden zu Unrecht stigmatisiert. Auf dem Schild: «Keine Geschäfte mit Deutschen.»



dären Restaurants Palmerston, in denen versichert wurde, dass dort keine Deutschen oder Österreicher arbeiteten. Des Weiteren hiess es in einer Pressemeldung: «In den Hotels Carlton, Ritz sowie im Princess und dessen Restaurant werden keine Deutschen oder Österreicher mehr beschäftigt, ob eingebürgert oder nicht.» Restaurantbesucher konnten also sicher sein, dass die Speisen nicht durch feindliche Hände verunreinigt wurden, ihre Ohren von ausländischen Musikern verschont blieben und ihre Gespräche nicht mehr von Spionen belauscht wurden.

Auch Richard Noschke, ein Deutscher, der im Londoner Stadtteil Newham wohnte, bekam den eisigen Wind, der jetzt wehte, zu spüren. Er lebte bereits 25 Jahre in der britischen Hauptstadt und hatte in den 1890er-Jahren eine Engländerin geheiratet. Noschke war ein Musterbeispiel für die eingewanderten Deutschen, von denen der Unterhausabgeordnete Joseph King einmal gesagt hatte, sie «fühlten sich eher britisch als deutsch». Sein Englisch war so perfekt, dass abgesehen von seinem Werksleiter niemand von seiner Herkunft erfuhr. Als sich Noschke nach Kriegsausbruch pflichtgemäss bei der Polizei des Londoner Bezirks Limehouse meldete, beschied man ihm, er dürfe sich ohne Sondererlaubnis nicht weiter als acht Kilometer von seinem Wohnort entfernen. Ausserdem galt für ihn nun eine Ausgangssperre ab 21 Uhr. Doch trotz dieser Einschränkungen arbeitete er weiterhin in dem pharmazeutischen Unternehmen, in dem er bereits seit vielen Jahren beschäftigt war.

«Schon bald begannen die Zeitungen eine Hasskampagne gegen alle Deutschen in England», schrieb Noschke. «Jeder galt als Spion, und die Arbeitgeber wurden davor gewarnt, Deutsche einzustellen, da sie alle Spione seien.» Laut Noschke nahm diese Hetze solche Ausmasse an, dass sein Chef ihn aus Furcht entliess. Seine nächste Stelle behielt er nur vier Tage, dann wurde er erneut gefeuert.

Ich sah mich nach Arbeit um und war fast erschrocken über die Haltung der Menschen. Es war nicht leicht, da bei den meisten Firmen Aushänge angebracht waren, dass sich Deutsche gar nicht erst zu bewerben brauchten, und in den meisten Ladenfenstern hingen Zettel mit der Aufschrift «Hier werden Deutsche nicht bedient». Die einfachen Leute waren so aufgehetzt, dass man fürchten musste, sie würden einen vom Oberdeck des Busses oder aus dem fahrenden Zug stossen, wenn sie merkten, dass man Deutscher war. Am Ende erhielt ich bei einer Arbeitsvermittlung in Canning Town eine Karte, und man schickte mich zu einer Firma, die jemanden [für die Lackherstellung] suchte. Der Beamte schrieb meinen Namen auf die Karte und sagte: «Ihr Name klingt russisch.» Ich erwiderte: «Ja, ist er auch.» Und er schrieb quer über die Karte «russischer Staatsbürger».

Der siebenunddreissigjährige Richard Druhm hatte ähnliche Probleme. Der gebürtige Deutsche lebte seit 15 Jahren in London, hatte hart gearbeitet, um einen eigenen Friseursalon zu eröffnen, und war, als sein Geschäft florierete, von Camden nach Hampstead gezogen. Im April 1905 hatte er die Londonerin Ethel Norris geheiratet, die im September 1910 die gemeinsame Tochter Elfreda zur Welt brachte. Von ihr stammt folgender Bericht:

Mein Vater war um die Jahrhundertwende hergekommen und hatte sich äusserst gut geschlagen. Da es ihm hier gefiel, war er nie nach Deutschland zurückgekehrt. Dann lernte er meine Mutter kennen, und sie heirateten. Beide arbeiteten im Friseursalon. Meine Grossmutter Elizabeth Norris war mit dieser Partie nicht einverstanden. Sie und meine Tanten missbilligten die Verbindung und kamen nicht zur Hochzeit. Das heisst, es gab gar keine richtige Feier, denn alles musste heimlich vonstattengehen, weil niemand wollte, dass sie einen Deutschen heiratete.

Schon wenige Wochen nach Kriegsausbruch wurde unser Geschäft zertrümmert, und wir mussten wegen der grossen Feindseligkeit weg-

ziehen. Ich habe es miterlebt, kann mich jedoch an das Geschehen nicht genau erinnern, weil ich im Bett lag. Aber ich weiss noch, dass wir ganz plötzlich das Haus verliessen. Vater wurde abgeholt und interniert, und am selben Tag ging auch meine Mutter fort. Wir wussten nicht, wohin, und mussten rasch in einer Pension unterschlüpfen. Mutter sprach kaum über jene Nacht, weil dies eine sehr schmerzliche Erinnerung für sie war. Sie musste alles zurücklassen. Es gab einen Verwandten, der uns unterstützte. Der Mann einer meiner Tanten half uns, bestimmte Dinge loszuwerden, die Möbel und den Mietvertrag für den Laden. Er verkaufte die Möbel, bekam dafür aber nur sehr wenig. Meine Grossmutter und eine Tante wohnten in der Nähe, aber sie halfen uns kaum, was jahrelang für schlechte Stimmung sorgte.

Bei Gewaltausbrüchen im ganzen Land wurden Ladenlokale wie der Friseursalon der Druhms zerstört.



Meine Mutter versuchte, Arbeit zu finden. Sie war ehrlich und sagte, wer sie war, warum sie eine Stelle suchte und wo sich ihr Mann befand. Niemand half ihr, weil sie einen Deutschen geheiratet hatte, obwohl sie durch und durch Engländerin war und nur ein einziges Mal die Grenzen des Landes überschritten hatte. Deshalb nahm sie ihren Mädchennamen wieder an. Sobald sie sich mit Miss Norris vorstellte, bekam sie eine Anstellung in einem Salon in der Oxford Street.

Die Zeitungsberichte über Grausamkeiten auf dem Schlachtfeld sorgten nicht nur dafür, dass die Zahl der Rekruten im September, Oktober und November hoch blieb, sie hetzten auch die Menschen gegen in Grossbritannien lebende Deutsche und Österreicher weiter auf. Einer der wenigen, die die Presse mit nüchternerem Blick lasen, war der siebzehnjährige Charles Carrington, Mitglied der Freiwilligenarmee von Kitchener. Wie viele Burschen seines Alters konnte er es nicht abwarten, ins Heer einzutreten, und hatte deshalb sein Alter falsch angegeben. Aber er besass die Reife, manche Gräuelerichte aus Frankreich und Belgien mit gesundem, skeptischem Verstand zu betrachten – etwa, dass belgische Babys mit Bajonetten an Kirchentüren aufgespiesst worden seien. «Es ist grotesk, wie ernst man die Berichte von den angeblichen Grausamkeiten der Deutschen nimmt, und ich werde fürchterlich beschimpft, wenn ich die Leute daran erinnere, dass zu unseren Verbündeten auch die Sklaventreiber im Kongo [eine Anspielung auf einen viel beachteten Bericht, in dem die Grausamkeiten der Belgier in der afrikanischen Kolonie angeprangert wurden], sowie die Kosaken und die Serben gehören.»

Carrington schrieb an seine Mutter, dass «verzweifelte Flüchtlinge und betrunkene ‚Tommies‘ alle möglichen Geschichten erzählen» und er noch keinen authentischen, glaubhaften Bericht über eine Gräueltat gehört habe.

Doch Personen aus dem feindlichen Ausland waren nicht ganz auf sich gestellt. Im August 1914 gründete die Society of Friends, auch als

Quäker bekannt, das «Emergency Committee for the Assistance of Germans, Austrians and Hungarians in Distress» (FEC). Das Hilfskomitee warb landesweit um Spenden und brachte für den Anfang 5·500 Pfund zusammen. Spenden kamen unter anderem vom Erzbischof von Canterbury, Randall Davidson, von Sir Edward Goschen, dem letzten Botschafter in Berlin vor Kriegsausbruch, und von Viscount Richard Haldane, dem Lordkanzler und einstigen Kriegsminister. Haldane wurde 1915 wegen angeblicher Sympathien für die Deutschen aus dem Amt entlassen.

Das FEC mietete Büros im St. Stephen's House, einem Gebäude mit Blick auf die Themse und so nah am Parlament, dass es der Schatten von Big Ben streifte. Groteskerweise befand sich im selben Haus auch der gerade erst gegründete parlamentarische Rekrutierungsausschuss, aber es kam kaum zu Reibereien, obwohl immer mehr Deutsche Schutz und Hilfe beim FEC suchten. Im Jahr 1920 wurde ein Bericht über die Arbeit des FEC im St. Stephen's House veröffentlicht, verfasst von einem führenden Mitglied der Organisation, von dem nur die Initialen ABT bekannt sind. Er gibt einen offenen und detaillierten Einblick in ihre Arbeit:

Hunderte entlassener Kellner auf der Suche nach Arbeit bestürmten uns. Viele von ihnen hatten hervorragende Referenzen und konnten jahrelange Arbeit in den besten Londoner Hotels vorweisen. Jetzt waren sie wegen des allgemeinen Gezeters brotlos geworden. Viele hatten nicht nur ihre Stelle, sondern auch ihre Unterkunft verloren und schliefen in den Parks. Glücklicherweise war der August des Jahres 1914 schön und warm, doch schon bald setzte der Herbstregen ein, dem ein aussergewöhnlich feuchter Winter folgte – eine Qual für diese armen Menschen. Wir richteten eine Suppenküche ein und bemühten uns, ihnen auch auf andere Art und Weise zu helfen.

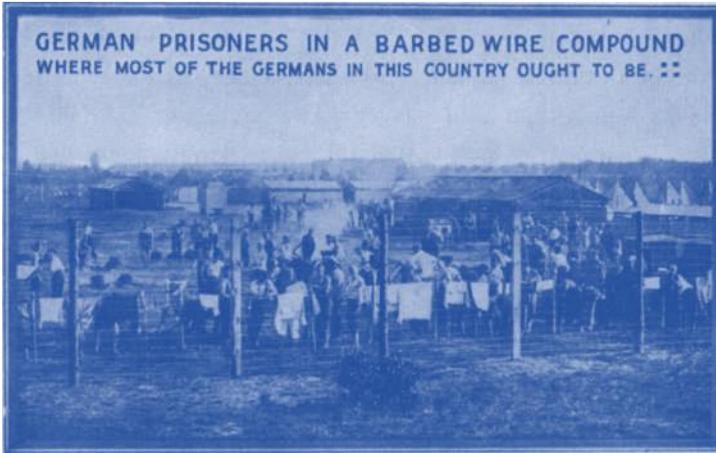
Auch ganze Familien kamen zu uns, Väter, Mütter und Kinder. Manche konnten sich vor Hunger kaum auf den Beinen halten, denn viele hatten nicht um Hilfe bitten wollen, solange sie noch ein Stück

Brot besaßen. Wir sahen Leute, die quälenden Hunger litten – Leute, die ohnmächtig wurden, während man sie befragte – Leute, die uns mit traurigem, verzweifeltem Blick ansahen und beim ersten freundlichen Wort in Tränen ausbrachen. Man stellte sorgfältige Untersuchungen an, um den Wahrheitsgehalt ihrer Aussagen zu überprüfen. Für Unterstützung, die über eine Nothilfe hinausging, verlangten wir mindestens zwei seriöse Referenzen.

Für die Befriedigung der unmittelbaren Bedürfnisse erhielten wir eine beträchtliche Anzahl von Unterkunftsangeboten, und viele Freunde und andere nahmen diese verzweifelten Menschen tage-, wochen- oder sogar monatelang bei sich auf. Die Organisation stellte zwei möblierte Häuser als Herbergen zur Verfügung, und eine Dame richtete für manche derjenigen, die in London auf ihre Reiseerlaubnis warteten, eine geräumige Garage als vorübergehende Unterkunft her.

Viele Personen, denen das FEC half, waren Urlauber, die von der Kriegserklärung überrumpelt wurden, und Teilnehmer oder Lehrer von Sommerkursen. Als die deutschen Banken in London ihre Tore schlossen, standen viele Deutsche ohne Geld da und mussten untergebracht werden, bis die Reiseerlaubnis eintraf. Wie die Briten, die in Deutschland festsaßen, wurden auch diese Touristen Opfer irrationaler Ängste. Sie hörten, die Eisenbahngleise in Frankreich und Belgien seien zerstört, und sie würden ganze Strecken zu Fuss laufen müssen. Gerüchte gingen um, dass Frauenhändler junge Mädchen aus holländischen Zügen entführten. Glaubwürdiger waren Drohungen von Betrügern, wie sie auch dem FEC zugetragen wurden. So schrieb beispielsweise ein Mann an verzweifelte Deutsche, er sei von ihren Familien zu Hause beauftragt worden, sie zurückzubringen; allerdings müssten sie eine Gebühr in Höhe von 10 £ im Voraus bezahlen, wenn er ihnen helfen sollte.

Weit zahlreicher als die Unglücklichen, die sich nur zu einem Besuch in Grossbritannien befanden, waren die Menschen, die – wie Richard



«Deutsche Gefangene hinter Stacheldraht – Der richtige Ort für die meisten Deutschen in unserem Land». Um die Ängste der Bevölkerung vor dem «unsichtbaren Feind» einzudämmen, wurden Personen aus dem feindlichen Ausland interniert.

Noschke und Richard Druhm – einen dauerhaften Wohnsitz in London oder in der Provinz hatten. Die Personen, die vom FEC Hilfe erhielten, lebten durchschnittlich seit 18 Jahren in der britischen Wahlheimat.

Das FEC war nicht die einzige Wohltätigkeitsorganisation, die Menschen aus dem feindlichen Ausland half. Auch der Central Council of United Relief Societies, das International Women's Relief Committee und die Prisoners of War Relief Agency waren verdienstvolle Einrichtungen, die sich den öffentlichen Ressentiments und Animositäten entgegenstellten. Sie milderten die schlimmsten Auswirkungen der Regierungspolitik, insbesondere für Familien, deren Ernährer in einem Internierungslager einsaßen.

Leider machte sich die Regierung bei ihrer Internierungspolitik wenig Gedanken darüber, wie die Inhaftierung Tausender feindlicher Ausländer durchzuführen sei. Nachdem man eine Zeitlang allen Deutschen die Gna-

de erwiesen hatte, aus Grossbritannien ausreisen zu dürfen, wurden im August 1914 alle Männer aus dem feindlichen Ausland im wehrfähigen Alter zwischen 17 und 42 Jahren interniert. Ende des Monats gab es bereits 4'300 Internierte, und die Zahl stieg weiter an, als Nachrichten von den militärischen Rückschlägen der britischen Armee in Belgien und Frankreich die Insel erreichten und die Öffentlichkeit beunruhigten. In der zweiten Septemberwoche erreichte sie 6'600, und nach weiteren sieben Tagen verdoppelte sie sich fast auf 11'000. Während die Presse über diese Zunahme berichtete, fanden die Behörden schon keine Unterbringungsmöglichkeiten mehr. Als dann die Zahl der Internierten und Kriegsgefangenen am 23. September die Marke von 14'000 erreichte, setzte das War Office die Inhaftierung von Zivilisten aus.

So paradox es klingen mag: Für die «feindlichen Ausländer», die Wohnung und Arbeit verloren hatten, war die Internierung die beste und

In besseren Internierungslagern sorgte man dafür, dass die Männer Beschäftigung hatten. Einlegearbeiten waren ein beliebter Zeitvertreib.



praktikabelste Lösung. Und sicher war es sinnvoller, diese Personen an einem bestimmten Ort mit Lebensmitteln und Kleidung zu versorgen und ihren mittellosen Familien Beihilfe zu gewähren, als sie innerhalb einer feindseligen Gesellschaft ihrem Schicksal zu überlassen.

Charles Carrington, der Rekrut in Kitcheners Armee, besichtigte eines der ersten Lager, das sich in Deepcut, Surrey, befand. Allerdings glaubte er irrtümlicherweise, es sei ausschliesslich für deutsche Spione eingerichtet worden.

Es waren mehrere Hundert [Deutsche] dort. Sie leben in Zelten auf einem grossen Areal im Hochmoor mit der besten Luft Englands und einem der schönsten Ausblicke. Das Lager ist durch zwei Stacheldrahtzäune gesichert. Der innere Stacheldrahtzaun ist 3 Meter hoch und schliesst oben mit einem Elektrodraht ab. An jeder Ecke befinden sich Wachtürme, und hinter dem äusseren, eineinhalb Meter hohen Zaun, einem dicken Geflecht aus Stacheldraht, sieht man Bogenlampen und Pfähle. Dahinter stehen die Zelte und ein paar Schuppen, und es ist viel Platz vorhanden, wo die Männer Fussball spielten. Manche der Deutschen aus der gehobenen Klasse wirkten ziemlich niedergeschlagen. Wir durften frei herumgehen und uns überall umschaun.

Als Anfang Oktober schauerliche und weitgehend haltlose Schilderungen von Gräueltaten des Feindes die Öffentlichkeit erregten, kam es zu einer neuen Internierungswelle. Unterbringungsprobleme zwangen jedoch die Behörden, schon nach wenigen Tagen zurückzurufen, und die Polizei wurde wieder einmal aufgefordert, sich mit Festnahmen zurückzuhalten, bis neue Plätze gefunden waren. Das Kriegsministerium würde Bescheid geben, sobald genügend Unterkünfte zur Verfügung stünden. Aber die Regierung nahm sich der Frage der Internierungen erst wieder beim nächsten Ausbruch antideutscher Paranoia im folgenden Mai an. Bis dahin

hatte man 3'000 Personen aus dem feindlichen Ausland wieder entlassen, um das Platzproblem zu lösen.

Die logistischen Schwierigkeiten der Regierung waren vorwiegend hausgemacht. In Friedenszeiten zählte das reguläre britische Heer 250'000 Mann, von denen jedoch weit über die Hälfte als Garnissonssoldaten in Übersee stationiert waren, beispielsweise in Indien und Südafrika. Die nationale Sicherheit sah Grossbritannien durch seine Marine gewährleistet, die Landstreitkräfte waren im Vergleich zu den Heeren der europäischen Gegner klein. Bei Kriegsausbruch kündigte der neue Kriegsminister Lord Kitchener die Bildung einer Freiwilligenarmee an. Innerhalb von fünf Monaten meldeten sich fast 1,2 Millionen Männer. Weder die Unterbringungskapazitäten noch die Ausbildungsplätze und vorhandene Ausrüstung reichten für so viele Soldaten aus. Im Herbst wurden 800'000 Mann in privaten Unterkünften und Hunderttausende weitere in bereits bestehenden oder hastig errichteten Lagern einquartiert. Viele Soldaten lebten in Zelten statt in festen Unterkünften, was im Sommer vielleicht noch hinnehmbar war. Im feuchten und kalten Herbst jedoch wurden aus den einst begeisterten Zivilisten missmutige Soldaten, die knietief im Schlamm waten.

Angesichts der erbärmlichen Lebensbedingungen von Kitcheners Armee verspürten die Behörden wenig Motivation, für die feindlichen Gefangenen und Internierten einigermaßen erträgliche Unterkünfte bereitzustellen. So wurden Zivilisten untergebracht, wo immer es ging. Entsprechend gross waren die Unterschiede. So requirierte das Kriegsministerium neun grosse Passagierschiffe für 75'000 £ pro Monat. Die Schiffe behielten die Einteilung in drei Klassen, und die Deutschen, die sich das Privileg einer Erste-Klasse-Suite leisten konnten, durften sich glücklich schätzen. Wenn sie bereit waren, sechseinhalb Schilling extra zu zahlen, bekamen sie sogar zusätzliches, von einem Kellner serviertes Essen. Welten trennten sie von den 700 Zivilisten, die sich mit Unterkünften in einer alten Waggonfabrik begnügen mussten. Der Boden aus Holzplanen war voller Dreck, es gab keine Heizung und keine Lampen und nur

wenige Betten oder andere Möbel. Die sanitären Einrichtungen waren unzureichend, und auch das Trinkwasser war knapp. An der Rennbahn von Newbury schliefen Internierte zu sechst oder acht nebeneinander in Pferdeboxen. Licht lieferte nur die Sonne, die Ställe waren unbeheizt und der Boden ein einziger Morast. Erst als in Knockaloe auf der Isle of Man ein grosses Lager errichtet wurde, verbesserte sich die Lage für die Internierten.

Thomas Hughes, ein Rekrut im 1/28th London Regiment (Artists Rifles), wurde zusammen mit Kameraden zur Wache ins Olympia-Ausstellungszentrum geschickt. Ähnlich wie auf den Passagierschiffen spielten auch hier die soziale Stellung und das Vermögen der Internierten eine gewisse Rolle.

Die armen Deutschen sind in einem Anbau in Ställen zusammengepfercht. Am hinteren Ende befindet sich ein grosser Verschlag mit etwa zwanzig Männern, der wegen ihres Geblüts und ihres Reichtums House of Lords genannt wird. [Diese Männer werden] getrennt von den anderen gehalten, haben Stühle zum Sitzen und können zusätzliche Lebensmittel kaufen – über den halben Liter Tee und die zwei Scheiben Brot mit Butter hinaus, die dem Proletariat zugestanden werden, das nur einmal am Tag eine Mahlzeit bekommt. Fünf dieser Männer waren so blaublütig oder hatten so dicke Geldbeutel, dass sie eine Stunde am Tag mit einem Wächter auf den Hof hinaus durften. Die anderen gehen immer nur jeden Nachmittag zu viert eine Stunde lang in der Haupthalle im Kreis herum, eine traurige Prozession verlorener Seelen.

Hier und andernorts wurden die Internierten zur Zielscheibe von Demütigungen und sogar physischer Gewalt, was Private Hughes mit Abscheu beobachtete:

Ein Mann, ein irischer Wächter, war ein richtiger Schuft, er schlug und schubste die Gefangenen herum, aber immer nur die Kleinsten, bei denen er nicht mit Gegenwehr rechnen musste. Sie erfuhren jede Art von Demütigung. Allmorgendlich müssen sie ihre Decken und Matrat-



Britische Internierte in Ruhleben. Alle 3'500 in Arrest genommenen männlichen britischen Zivilisten waren in dem Internierungslager bei Berlin untergebracht.

zen abgeben, die dann am Abend unter vorgehaltenem Bajonett wieder ausgeteilt werden. Da beides nicht in ausreichender Menge vorhanden ist, bekommen sie jeden Abend andere, und es ist nahezu unmöglich, sich von Ungeziefer freizuhalten.

Die britische Internierungspolitik rächte sich. Die deutsche Regierung legte Protest ein und kündigte am 6. November 1914 an, alle nicht eingebürgerten ausländischen Zivilisten männlichen Geschlechts im wehrfähigen Alter zu internieren. Doch es waren nicht einmal 3'900 Briten, die diesen Kriterien entsprachen. Für sie wurde ein grosses Lager auf dem Gelände der Trabrennbahn in Ruhleben bei Berlin errichtet. Auch hier mussten die Internierten zunächst in Backsteinställen oder auf Heuböden schlafen, bis der grosse Barackenkomplex fertig war.

Für die Deutschen war es noch schwieriger als für die Briten, passende, sichere Unterkünfte für Kriegsgefangene zu finden. Aufgrund der Bestimmung, dass alle jungen Männer mindestens zwei, im Allgemeinen drei Jahre Militärdienst leisten mussten, verfügte Deutschland über zahlreiche Kasernen, die für die Unterbringung der Gefangenen in Frage kamen. Das Problem dabei war jedoch, dass zugleich eine Vielzahl junger Männer eingezogen wurde, die ebenfalls eine Unterkunft benötigten. Zudem führten die Deutschen einen Zweifrontenkrieg, und 815'000 hauptsächlich französische und russische Soldaten, die bei den rasch errungenen Siegen zu Beginn des Krieges gefangenengenommen worden waren, verstärkten noch das Problem. Jeden Monat trafen durchschnittlich 100'000 Kriegsgefangene in Deutschland ein, während lediglich 7'000

In der bedrückenden Enge hatten die Internierten praktisch keine Privatsphäre.



deutsche Gefangene nach Grossbritannien überführt wurden. Vor der Schlacht an der Somme im Juli 1916 hatten die Briten nur knapp 14'000 Gefangene gemacht.

Charles Duder, der bei den 4th Royal Fusiliers diente, beschrieb das Kriegsgefangenenlager in Sennelager bei Paderborn, wo er inhaftiert war. Es war der September des Jahres 1914, und die Soldaten schliefen im Freien, ohne Zelte und Matratzen.

So ging es zwei oder drei Wochen, in denen wir zwei schmutzige alte Decken bekamen. Das Essen war schlecht und unzureichend. (...) Danach kamen wir in Zelte, eine sehr schlechte, sehr feuchte Unterkunft. Wir lagen auf Stroh, das zu einer Art schwimmendem Morast wurde. Bald waren wir voller Ungeziefer. Nach einiger Zeit zogen wir nach Senne II um. Zunächst wurden wir in Ställen untergebracht, später in neu errichteten Baracken. Das war irgendwann im Dezember.

Die miserablen Lebensbedingungen der britischen Kriegsgefangenen beruhten zum Teil darauf, dass die Deutschen glaubten, ihre eigenen Gefangenen würden schlecht behandelt. Doch James Gerard, der amerikanische Botschafter in Berlin, konnte sich ein Bild von den Zuständen in Grossbritannien machen und berichtete, in den Gefangenenlagern dort gehe man anständig mit den Insassen um. Die Folge war, dass sich die Lage der Gefangenen in Deutschland verbesserte. Kurze Zeit später verständigte man sich darauf, dass die amerikanischen Botschafter in London und Berlin oder ihre Stellvertreter das Recht haben sollten, Kriegsgefangenenlager in beiden Ländern zu besuchen und mit den Gefangenen ausser Hörweite der Wächter zu sprechen. Das klang gut, aber nur in der Theorie, denn aufgrund der bundesstaatlichen Struktur Deutschlands war die Qualität der Kriegsgefangenenlager höchst unterschiedlich. Das Reich war in verschiedene Armeeoberkommandos aufgeteilt, die jeweils von einem praktisch autonom handelnden Generaloberst verwaltet wur-



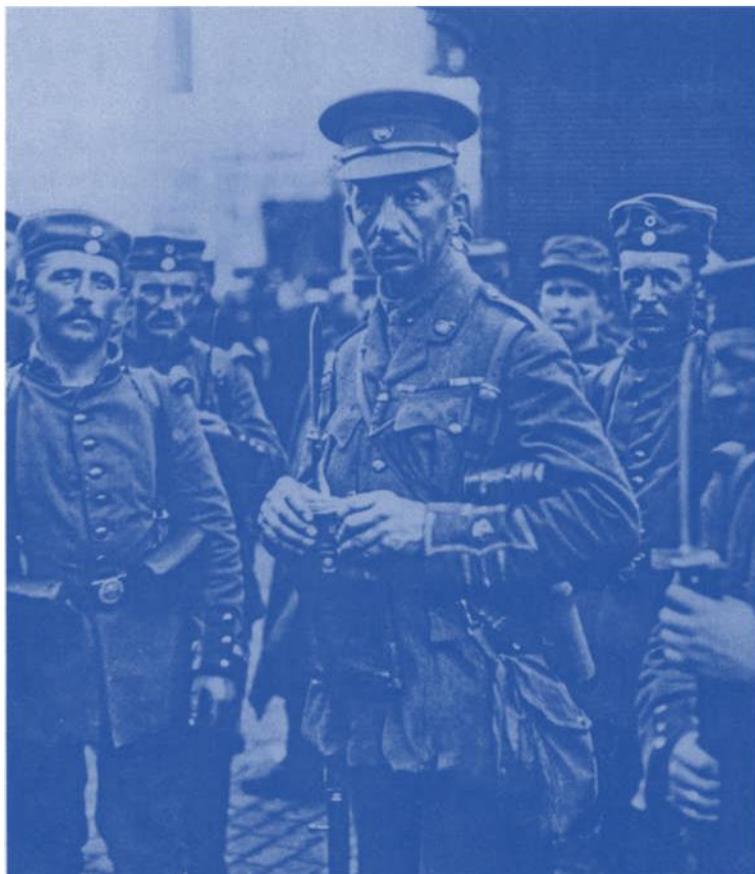
Nach einem Abkommen zwischen Grossbritannien und dem Deutschen Reich erhielt der amerikanische Botschafter in Deutschland die Möglichkeit zum Besuch der Kriegsgefangenenlager. James Gerard unterhält sich mit britischen Insassen, wobei es ihnen wegen der anwesenden deutschen Offiziere wohl kaum möglich war, frei zu sprechen.

den. Von *seiner* Haltung gegenüber den Gefangenen hing es ab, wie gut oder schlecht es den Insassen eines Lagers ging.

Anfang September 1914 zählte man 10'000 britische Offiziere und Soldaten, die vermisst oder in Gefangenschaft geraten waren. Major Charles Yate von der 2nd King's Own Yorkshire Light Infantry fiel während der Schlacht von Le Cateau am 26. August 1914 in die Hand des Feindes. Die Geschichte dieses Offiziers ähnelt in bemerkenswerter Weise der von Captain Morrith. Nachdem alle Offiziere seiner Einheit gefallen oder verwundet waren, führte er, abgeschnitten von seiner Armee und ohne Munition, zwanzig Überlebende in einen Bajonettangriff gegen eine feindliche Übermacht. Ein deutscher Offizier schlug ihm den Revolver aus der Hand und nahm ihn gefangen.

Man glaubte, er sei verwundet, obwohl ein Foto, aufgenommen kurz nach seiner Gefangennahme, den Zweiundvierzigjährigen umringt von deutschen Infanteristen zeigte. Er wirkt darauf erschöpft und scheint allenfalls leicht verwundet. Einem Gerücht zufolge hatte Yate versucht, sich zu erschiessen, was der deutsche Offizier verhindert haben soll.

Major Charles Yate im Kreis von Deutschen nach seiner Gefangennahme während der Kämpfe bei Le Cateau



Major Yate wurde mit einer Reihe von Offizieren nach Deutschland geschickt, darunter Captain Walter Roche und Lieutenant Jocelyn Hardy von den Connaught Rangers und Captain Arthur Hargreaves von der Somerset Light Infantry. Sie alle bezeugten, dass sie als Gefangene auf ihrer Fahrt durch Deutschland sehr grob behandelt wurden. Laut Hargreaves wurden sie in den Strassen von Torgau von Zivilisten gestossen und bedrängt.

Als wir dort ankamen, erwartete uns eine grosse Menschenmenge. Vom Bahnhof bis zu den Brückenkopf-Baracken (wo wir inhaftiert werden sollten) begleitete uns eine rasende Masse schreiender Männer, Frauen und Kinder. Die Wut in ihren Gesichtern war schrecklich anzusehen. Sie drohten mit den Fäusten, spuckten uns an und schrien sich heiser. Ich hörte, wie eine Frau (aus der höheren Gesellschaft) uns lauthals als «Schweine» titulierte.

Major Yate wurde Spionage vorgeworfen, ein so schwerwiegendes Vergehen, dass eigens zwei deutsche Offiziere aus Berlin anreisten, um ihn zu verhören. Der Verdacht der Deutschen war nicht ganz aus der Luft gegriffen. Vor dem Krieg hatte Yate im Kriegsministerium gearbeitet, er sprach fliessend Deutsch und hatte das Land mehrfach besucht. Laut Lieutenant Breen, einem Mitgefangenen, wies er alle Fragen, die ihm im Büro des Lagerkommandanten gestellt wurden, zurück.

Yate kam zu mir und sagte, ihm sei nicht ganz klar, worauf die deutschen Militärbehörden abzielten, aber ihre Offiziere hätten im Kreuzverhör versucht, ihn zu dem Geständnis zu bewegen, dass er vor dem Krieg geheimdienstlich in Deutschland tätig gewesen sei. Er wusste nicht, wie es weitergehen würde. In diesem Punkt war er sehr schweigsam und sagte nicht eindeutig, ob er eine solche Tätigkeit ausgeübt hatte oder nicht. Ich erinnerte ihn daran, dass das Kriegsrecht und meiner Ansicht nach auch eine bestimmte Klausel in der Haager Land-

kriegsordnung die Verfolgung eines Kriegsgefangenen wegen Spionagetätigkeiten vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten untersagte. Aber wir waren uns einig, dass die Sache ernst war und die deutschen Militärbehörden wahrscheinlich keine Rücksicht auf Gepflogenheiten oder eine schriftlich fixierte Übereinkunft nehmen würden, wenn sie einmal ein bestimmtes Vorgehen beschlossen hätten.

Charles Yate war 1872 als Sohn einer Deutschen und eines Engländers in Mecklenburg geboren worden. Seine Eltern zogen nach England, als er zwei Jahre alt war, aber er sprach Deutsch mit seiner Mutter und beherrschte die Sprache fließend. Im Jahr 1892 trat er in die britische Armee ein und kämpfte im heutigen Pakistan und in Südafrika. Während des russisch-japanischen Kriegs unterstützte er die japanische Armee in der Mandschurei und erhielt den japanischen Kriegsorden. Bezeichnenderweise prägte ihn das japanische Ideal, demzufolge ein Soldat sich nicht ergibt. «Es quälte ihn sehr, dass er unverwundet in Gefangenschaft geraten war», schrieb Breen, «seiner Meinung sollte sich kein Offizier, der noch bei klarem Bewusstsein ist, ergeben.»

Der Lagerkommandant in Torgau war ein Reserveoffizier namens Gustav Brandes, Professor für Parasitologie und Direktor des Zoologischen Gartens in Dresden. Er war seiner Funktion als Lagerleiter jedoch nicht gewachsen, und zumindest zeitweise wurden die Sicherheitsbestimmungen in Torgau lax gehandhabt. Breen schrieb: «Die deutschen Behörden zeigten damals bei der Wahl der Lagerkommandanten und Offiziere wenig Urteilsvermögen.»

Yate beschloss, in die Schweiz zu fliehen, glaubte er doch, die Haftbedingungen würden mit der Intensivierung des Kriegs härter werden. Er wollte sich zu Fuss bis Dresden durchschlagen, ein Fahrrad auftreiben und über die Grenze radeln. Dass er erneut verhört werden sollte, bestärkte ihn in seinem Entschluss. Yate konnte sich wegen der mangelnden Kontrolle im Lager eine Arbeitshose, einen weiten Mantel, eine Mütze und schwarze Stiefel beschaffen, und er tauschte seinen Sicherheitsrasierer gegen ein Rasiermesser mit einer richtigen Klinge ein.

Eine Flucht war äusserst gefährlich. Selbst wenn er aus dem Lager herauskam, konnte er aufgehalten und nach Ausweispapieren gefragt werden, über die er natürlich nicht verfügte. Die Stimmung in der Bevölkerung kannte er seit der Ankunft in Torgau. «Yate war überzeugt», schrieb Breen, «dass ein Engländer, der fließend Deutsch sprach, von einfachen Bauern mit Sicherheit als Spion getötet würde.»

Am Abend des 19. September halfen Captain Roche und Lieutenant Breen Major Yate über die hohe Lagermauer. Er duckte sich in einen Graben. Ein Wächter lief zwei Schritte entfernt vorbei, sah ihn aber in der Dunkelheit nicht. Roche und Breen warteten und horchten. Aber nichts rührte sich.

Zwölf Stunden später wurden Major Yates blutbefleckte Kleider zur Identifizierung ins Lager gebracht. Es hiess, er habe Selbstmord begangen, und die Lagerleitung wies Forderungen nach einer Untersuchung der Leiche durch einen Offizier des Royal Army Medical Corps oder einen britischen Geistlichen zurück. Als vier Tage später die Beerdigung stattfand, legten die Deutschen zwar im Namen von Yates Kameraden einen Kranz nieder, aber es war nicht ein einziger britischer Offizier anwesend. Um Spannungen mit der Bevölkerung zu vermeiden, hatte man die Beerdigung auf den Einbruch der Dämmerung um 17 Uhr gelegt.

Die Geheimnistuerei um Yates Tod nährte Gerüchte, er sei ermordet worden. Die britische Regierung protestierte und verlangte weitere Informationen. Aber die Deutschen beharrten darauf, dass Major Yate selbst für seinen Tod verantwortlich gewesen sei, wie Augenzeugen berichtet hätten. Major Yate sei von dem Leiter einer Zuckerfabrik in Brottewitz entdeckt worden, als er das Gelände überquert habe. «Zwischen 10 und 11 Uhr fuhr ich mit dem Fahrrad nach Cosdorf. Dabei stiess ich auf einen seltsam aussehenden Mann, der einen von Bäumen überschatteten Weg entlangging. Er trug einen abgenutzten Mantel, der viel zu kurz für ihn war, und eine Arbeitshose, aber keine Kopfbedeckung. Ich grüsste ihn, erhielt aber keine Antwort.» Der Fabrikleiter schöpfte Verdacht und rief Männer herbei, die auf dem Weg zur Arbeit waren. Einem von ihnen

überliess er sein Fahrrad, sodass er den Verdächtigen stellen konnte. Die anderen folgten im Laufschrift. Sie hatten den Eindruck, dass der Verdächtige «wie ein Gentleman» aussah, was nicht zu seiner schäbigen Kleidung passte.

Die Arbeiter deuteten auf seine Hände, die klein und offensichtlich keine harte Arbeit gewöhnt waren. Ich fragte den Mann, woher er komme, und bekam zur Antwort: «Schleswig-Holstein». Ich fragte nach seinen Papieren, doch er hatte keine. «Aber Sie können im Krieg doch nicht ohne Papiere unterwegs sein.» Die Männer zogen ihm den Mantel aus und wollten gerade auf ziemlich grobe Weise seinen Brotbeutel lösen, den er mit Hosenträgern auf seinem Rücken befestigt hatte, da riss er plötzlich ein Rasiermesser aus der Innentasche seiner Jacke und zog es sich mehrmals über den Hals. Es kam völlig unerwartet. Entsetzt traten wir alle zurück, und niemand schritt ein, als der Fremde das Messer fallen liess und wegging. Nach etwa vierzig Metern brach er auf einmal zusammen und war sofort tot.

Major Yates Leichnam wurde auf dem Gelände bestattet, auf dem man ihn aufgegriffen hatte. Auf seinem Grab errichtete man ein Eichenkreuz, und seine Kleider wurden schliesslich seiner Witwe geschickt. Zwei Monate später, im November, erhielt Major Yate postum das Victoria-Kreuz für seine ausserordentliche Tapferkeit beim Bajonettangriff in Le Ca-teau.

Womöglich wurde Yate nicht ganz zu Unrecht der Spionage beschuldigt. Vor allem aber zeigte sein Fall, was mit einem Kriegsgefangenen auf der Flucht geschah, wenn er von der Zivilbevölkerung gestellt wurde. Bei Untersuchungen nach dem Krieg wurde der Leiter der Zuckerfabrik erneut zu dem Vorfall befragt.

Die Bauern waren natürlich erregt und behandelten den Mann sehr unsanft, stellten ihm Fragen und schrien: «Du bist ein Spion.» Gefragt, ob er meine, Major Yate wäre schlecht behandelt worden, wenn er keinen Selbstmord begangen hätte, erwiderte er:

«Sie wissen, wie die Leute damals empfanden. (...) Ich kann es nicht mit Sicherheit sagen, aber ich würde meinen, sie hatten ihn sehr grob behandelt und womöglich heftig verprügelt, wenn die Arbeiter am Inhalt des Tornisters erkannt hätten, dass er kein Deutscher war.»

Solche Gefahren hielten jedoch andere Offiziere nicht von Fluchtversuchen ab, so auch nicht Captain William Morrith, der bei einem Bajonettangriff auf die Deutschen eingekreist worden war und eine Schussverletzung erlitten hatte. Er unternahm mehrere Fluchtversuche, einmal wurde er erst an der holländischen Grenze geschnappt. Die Deutschen nahmen ihn in Einzelhaft, kürzten seine Essensrationen und verlegten ihn in besser gesicherte Lager. Doch am 27. Juni 1917 unternahm Morrith einen weiteren Versuch zu fliehen, wurde jedoch am Ausgang eines Fluchttunnels von einem Wächter entdeckt und angeschossen. Wenige Minuten später erlag er seinen Verletzungen und wurde bei Hannover beerdigt. Diesmal durften Offiziere der Bestattung beiwohnen.

Der Schlieffenplan für die Invasion Frankreichs sah die Einkreisung von Paris durch deutsche Truppen in einem grossen Umfassungsmanöver von Norden her vor. Generaloberst Alexander von Kluck aber, Befehlshaber der 1. Armee, wich von dieser Strategie ab und stiess östlich der französischen Hauptstadt vor, um Teile der Britischen Expeditionstreitkräfte (BEF) zu verfolgen und aufzureiben. So wurde der rechte Flügel seiner Armee Ziel eines Gegenangriffs. Die Deutschen, die von Mons aus 300 Kilometer zurückgelegt hatten, waren erschöpft und gefährlich dünn aufgestellt. Als die Franzosen mit ihrer neuen, eilends aufgestellten 6. Armee angriffen, blieb ihnen daher keine andere Wahl, als zum nördlichen Ufer der Aisne zurückzuweichen. Hier blieben die einander gegenüberstehenden Armeen für kurze Zeit in Stellung. Der Versuch, einander auf dem Flügel zu umgehen, mündete in den «Wettlauf zum Meer»: Deutsche und Alliierte gelangten in rasantem Tempo nach Nieuwpoort an der

belgischen Küste. Auf beiden Seiten waren schmale, primitive Grabenlinien gezogen worden, getrennt durch einen Streifen Niemandsland. Das britische Heer, das sich in Richtung der Kanalhäfen zurückzog, landete in einer kleinen, malerischen belgischen Stadt namens Ypern. Der Bewegungskrieg der Monate August und September 1914 neigte sich dem Ende zu. Jetzt verschanzten sich die Soldaten in Schützengräben.

Im Oktober und November konnten die regulären Soldaten der BEF, zunehmend unterstützt von der britischen Territorial Army, einen Frontbogen um Ypern besetzen. Erneut mobilisierten die Deutschen in jenem Herbst alle Kräfte, um die britische Linie zu durchbrechen. Schulter an Schulter geführte, geradezu selbstmörderische Massenangriffe der deutschen Infanterie konnten dem raschen, präzisen Feuer der britischen Berufssoldaten nicht standhalten und endeten mit grossen Verlusten. Charlie Parke, ein Unteroffizier im zweiten Bataillon der Gordon Highlanders, war erstaunt über diese Taktik:

Die Deutschen trugen graue Uniformen, die in der Masse bläulich wirkten, und dazu passende runde Mützen. Ihre dichten Formationen bestanden aus vier Reihen, jeweils kaum 30 Zentimeter hintereinander; es war ein atemberaubender Anblick.

Sie drangen in schnellem Stehschritt vor und feuerten in die Luft, wodurch zwar niemand zu Schaden kam, was aber zu den Taktiken gehörte, mit denen die Hunnen uns einzuschüchtern versuchten. In einer Entfernung von 800 Metern begannen die Briten zu feuern, etwa sechs Schuss pro Minute; es war, als würde man Erbsen aus einer Schote pulen, so massiert gingen die Deutschen vor. Bei 400 Metern verdoppelte der Feind sein Tempo, was aber immer noch langsam war, während wir zum Schnellfeuer übergingen. Es war ein Blutbad: Die grauen Gestalten fielen um wie Kegel, und die Hintermänner kletterten über ihre toten Kameraden und setzten den Marsch fort. Es war, als hätte ihr skrupelloser, ehrgeiziger Kaiser diesen tapferen Männern eingeredet, sie könnten unversehrt durch einen Kugelhagel gehen.

Die Kämpfe bei Ypern tobten wochenlang. Die Deutschen durchbrachen die Alliiertenfront an den schwächsten Stellen, und die britischen Truppen versuchten, die Lücken zu schliessen oder verlorenes Terrain zurückzugewinnen, bevor der Feind sich festsetzen konnte. Die Kämpfe verliefen oft chaotisch, wie Lieutenant Colonel John Hawksley am 23. Oktober in einem Brief in seine Heimat schrieb. Hawksley befehligte eine Batterie in der Nähe eines Klosters, wo einer seiner Untergebenen, Lieutenant Macleod, auf Beobachtungsposten war. Am Morgen erwachten die Soldaten von heftigem Gewehrfeuer und lauten Rufen. Das Kloster war umstellt, und Hawksley sah, dass auf Macleod geschossen wurde. Er ging hinter einer Mauer in Deckung.

Bald kam ein deutscher Offizier auf ihn zu und salutierte. Macleod salutierte ebenfalls. Der Offizier verbeugte sich; Macleod verbeugte sich ebenfalls. Und schliesslich verbeugten sich alle voreinander. Dann durchsuchten sie meinen Untergebenen, nahmen ihm seine militärische Ausrüstung ab und untersuchten seine Revolverkugeln, vermutlich um festzustellen, ob es sich um Dum-Dum-Geschosse handelte. Seine persönliche Habe bekam er zurück. Daraufhin wurden er und andere Gefangene von etwa zwölf Soldaten in den Hof geführt und erhielten einige der englischen Rationen, die man im Kloster requiriert hatte. Irgendwer (entweder wir oder die Deutschen) fing an, das Kloster mit Granaten zu beschiessen, und daraufhin wurden sie sofort in die Keller gebracht. Nach etwa einer Stunde schrie jemand auf Englisch: «Hände hoch!» Ein paar East Lancashires hatten einen Gegenangriff unternommen, das Kloster zurückerobert und etwa 100 Soldaten gefangengenommen. Mein Untergebener war somit befreit. Mit Genugtuung liess er sich von dem Unteroffizier, der ihn bewacht hatte, seine Brille zurückgeben.

Während der Kämpfe änderten die Deutschen häufig die Art des Beschüsses. Die Zeitzündler der Schrapnells wurden so eingestellt, dass sie sechs bis zehn Meter über dem Boden explodierten. Schrapnells wechselten mit

Sprenggranaten, die Gräben zerstörten und Chaos und Angst bei den Gegnern auslösten. Die ganze Zeit, erinnerte sich Charlie Parke, «verfolgte der Feind die Taktik, Furcht und Schrecken zu verbreiten; man kündigte den Briten die Angriffe stets an, indem man die Signalhörner und Pfeifen ertönen liess und die Offiziere laut Befehle erteilten. Den Deutschen war klar, dass sie zahlenmässig weit überlegen waren, und unablässig bedienten sie sich des Mittels der Demoralisierung.»

Die Kämpfe dauerten bis Ende November an, dann mussten sie wegen des Winters eingestellt werden. Die britischen Soldaten hielten stand, wenn auch mit Mühe. «Damals wie heute bin ich der Ansicht», schrieb Parke, «dass die Deutschen den Krieg 1914 in Ypern verloren. Wenn die Hunnen nicht einmal in der Lage waren, eine dünne Truppenlinie zu durchbrechen, wie wollten sie dann später Hunderttausende britische Verstärkungstruppen aufhalten?»

Beide Seiten suchten nun Schutz vor dem Winter. An der Front stürzten die Gräben ein, und nasser, schmieriger Schlamm heftete sich an die Sohlen der Soldaten. Man riss das Holz aus den schönen Häusern von Ypern, um den Morast damit auszulegen. Bei Temperaturen unter Null gab es nichts zu tun, als sich schlotternd die Hände zu reiben und mit den Füßen zu stampfen. Charlie Parke aber hatte Glück: Er wurde von der Front abgezogen, um neue Schützen auszubilden. Der Unteroffizier brachte ihnen bei, auf dem Bauch liegend, im Knien und im Stehen zu schießen, um sie «auf Schützengräben unterschiedlicher Tiefe» vorzubereiten. Niemand ahnte auch nur, wie lange der Stellungskrieg andauern würde.

Am Weihnachtstag 1914 hielt in der Durham Cathedral der Dekan Hensley Henson die Predigt. Sein Thema war «Das Paradox der Christenheit», und er sprach davon, wie absurd und sinnlos es wirke, «zur Begleitung des Kanonendonners» und «Schlachtgetöses» Weihnachtslieder zu singen. Dennoch solle sich die Gemeinde nicht betrüben lassen, sondern sich an der «Entschlossenheit des Protests» aufrichten, den die Verbre-

chen der Deutschen ausgelöst hätten. Denn trotz «der schrecklichen Ver-sündigung gegen die Grundsätze des Christentums in Deutschland» – «der Zerstörung Belgiens» und des «schändlichen Angriffs auf Städte» – hätten sich andere Länder gegen die nackte Aggression erhoben, und das sei ein Grund zur Freude.

In der Londoner Temple Church sprach an jenem Morgen Reverend Henry Woods von dem zwangsläufig traurigen Weihnachtsfest und dem Leiden der Männer im Kampf. «Unglücklicherweise», sagte er zu seiner Gemeinde, «konnte kein Weihnachtsfrieden erreicht werden, aber sie [die Soldaten] können zumindest auf eine Ruhepause in den Schützengräben hoffen, sodass sie vielleicht die Gelegenheit für einen stillen Augenblick mit ihrem Gott haben.»

In Rom schlug Papst Benedikt XV. eine Waffenruhe vor, hoffend, dass die Politiker der Krieg führenden Länder die Gelegenheit nutzen würden, einen gerechten und achtbaren Frieden auszuhandeln. Doch seine mahnenden Worte hatten keine Wirkung. Stattdessen bahnte sich an jenem Weihnachtsmorgen im Westen eine Waffenruhe ganz anderer Art an – informell, ungeplant und von keiner höheren Stelle abgesegnet. Diese Waffenruhe verdankte sich einem spontanen Entschluss der Soldaten an der Front, die Kämpfe einen Tag auszusetzen, um ein Fest zu feiern, das in beiden Ländern grosse Bedeutung hatte. Frank Sumpster, der in der 1st Rifle Brigade diente, erinnerte sich:

Wir hörten, wie die Deutschen «Stille Nacht, Heilige Nacht» sangen, und dann riefen sie: «Frohe Weihnachten.» Irgendwann sagten unsere Jungs: «Wir machen mit.» Also sangen wir auch. Da hörten die Deutschen auf. Wir sangen weiter, und als wir aufhörten, sangen sie. Die Deutschen winkten: «Happy Noel, Tommy.»

Dann sprang einer der Deutschen aus dem Schützengraben und rief: «Happy Christmas, Tommy!» Niemand feuerte einen Schuss ab, ein wahres Wunder, denn bis dahin war einem allein schon ein hochge-reckter Finger augenblicklich weggeschossen worden. Natürlich hiess es da bei unseren Jungs: «Wenn der das kann, können wir es auch.» Als der Spiess vorbeikam, sagte er:

«Runter, runter mit euch.» Wir strafte ihn mit Verachtung. «Es ist Weihnachten!» Und bei diesen Worten sprangen wir alle aus dem Graben, die Deutschen gaben uns Zeichen, näherzukommen bis zu ihrem Drahtverhau, und dort schüttelten wir uns die Hände. Ich unterhielt mich mit einem Deutschen. «Kennst du Islington?», fragte er mich. Sein Englisch war sehr gut. «Kennst Du den Jolly Farmer's Pub in der Southgate Road?» – «Ja», sagte ich, «mein Onkel hat gleich daneben eine Schusterwerkstatt.» «Das ist ja lustig, auf der anderen Seite gibt es einen Friseur, bei dem ich vor dem Krieg gearbeitet habe.» Er dürfte manchmal meinen Onkel rasiert haben, und doch hätte ihn eine Kugel von mir treffen können und mich eine von ihm.

Die Nachricht von der Begegnung mit dem Feind im Niemandsland verbreitete sich wie ein Lauffeuer in den Gräben, und bald tauschten Soldaten über ein-, zweihundert Meter schlammiger, unwegsamer, zum Teil mit Granaten gespickter Felder Geschenke aus: deutsche Zigarren gegen britisches Dosenfleisch, Knöpfe gegen Zeitungen, Zigaretten gegen Plumpudding. Es schien erstaunlich, wie viele Deutsche gut Englisch sprachen, aber schliesslich waren viele der Männer, denen die Tommies die Hände schüttelten oder mit denen sie für Fotografien posierten, die Kellner aus London, die Friseure aus Manchester und die Metzger aus Hull, die die Gnadenfrist der britischen Regierung genutzt hatten, um nach Hause zurückzukehren und sich zum Kriegsdienst zu melden. Captain Sir Edward Hulse von den Scots Guards lernte im Niemandsland vier Deutsche kennen.

Es waren drei einfache Soldaten und ein Verwundetenträger. Ihr Wortführer sagte als Erstes, er finde die Idee gut, herüberzukommen und uns frohe Weihnachten zu wünschen, er vertraue uns bedingungslos, dass wir die Waffen ruhenlassen würden. Er kam aus Suffolk, wo er sein Mädchel und ein Motorrad mit dreieinhalb PS zurückgelassen habe! Er erzählte mir, er bringe keinen Brief an das Mädchen durch, und ich könne doch eine Nachricht an sie schicken. Ich liess ihn vor

meinen Augen eine Postkarte schreiben, auf Englisch, und schickte sie noch am selben Abend ab. Dann scherzte ich noch, sie sei wahrscheinlich überhaupt nicht erpicht darauf, ihn wiederzusehen.

Der Schütze Graham Williams gehörte zu den wenigen einfachen Soldaten des britischen Heeres, die gut Deutsch sprachen, und übersetzte daher für seine Kameraden.

Als ich mich unterhielt, kam ein Bursche auf mich zu und begrüßte mich doch tatsächlich mit den Worten: «Watcha cock, how's London?» «Gütiger Gott», sagte ich, «du sprichst ja wie ein waschechter Londoner!» – «Tja, ich bin ja auch ein Londoner!», erwiderte er. «Aber was um alles in der Welt machst du dann im deutschen Heer?», fragte ich ihn. «Ich bin Deutscher, ich bin ein deutscher Londoner.» Offensichtlich war er in Deutschland geboren, aber kurz darauf mit seinen Eltern nach England gekommen. Sie hatten irgendwo im Londoner East End einen kleinen Laden, und er war in England aufgewachsen und zur Schule gegangen. Nach deutschem Gesetz war er immer noch deutscher Staatsbürger – man hatte ihn nicht eingebürgert – und aufgefordert worden, nach Deutschland zu gehen und seinen Wehrdienst abzuleisten. Damals waren das drei Jahre. Und danach war er wieder nach London zurückgekehrt, zu seinen Eltern gezogen und hatte an der Victoria Station eine Stelle als Kofferträger bekommen. All das erzählte er mir in reinstem Cockney! Es war höchst komisch.

Die Waffenruhe gab beiden Seiten Gelegenheit, ihren Nachrichtenstand zu vergleichen. Aufgrund der vielen Propaganda wusste niemand mehr, was wirklich stimmte. Nun aberbot sich die Gelegenheit, einige Dinge richtigzustellen. Der siebzehnjährige Leslie Walkinton von den Queen's Westminster Rifles berichtete:

Ich sprach mit einem Deutsch-Amerikaner, einem sehr sympathischen Burschen. Er war nie wirklich in England gewesen, aber sein Schiff war im Hafen von Plymouth vor Anker gegangen. Wir redeten über den Krieg, und dabei merkte ich, dass er völlig von der Propaganda der Zeitungen beeinflusst war, und ich wahrscheinlich auch. Wir verstanden das Ganze einfach nicht. Er glaubte, die Deutschen seien in England gelandet und marschierten nach London. Das brachte mich zum Lachen. Und als ich ihm sagte, wir gingen davon aus, Deutschland bis Ostern zu besiegen, brach er in Gelächter aus.

«Sie sind fest von ihrem Sieg überzeugt und glauben, dass sie die Russen bald schlagen werden», schrieb Schütze Ernest Blake von der 3rd Rifle Brigade an seine Mutter.

Wir sagten ihnen, sie würden auf der ganzen Linie verlieren, aber sie wollten es nicht glauben. Einer sagte zu uns: «Heute Friede, morgen kämpft ihr für euer Land, und ich kämpfe für meins.» Einige von ihnen kamen aus London, und einer bat uns, seiner Frau zu schreiben, und gab uns ihren Namen und ihre Adresse.

Die meisten hielten es für klug, die heikleren Fragen zu vermeiden, und unterhielten sich lieber über ihr Zuhause und ihre Familie. Captain Edward Hulse gehörte zu den wenigen, die das Thema Dum-Dum-Geschosse ansprachen.

Sie [die Deutschen] werfen unserer Presse vor, Hassgefühle zu schüren, indem sie unwahre «Gräueltgeschichten» verbreite. Daraufhin erzählte ich ihnen von kleinen Vorfällen, die ich mit eigenen Augen gesehen hatte. Sie wiederum berichteten von englischen Gefangenen, bei denen sie Bleispitzgeschosse gesehen hätten sowie Bleigeschosse mit Kerben in der Spitze. Wir hatten eine hitzige und zugleich freundschaftliche Auseinandersetzung, und am Ende liess jeder durchblicken, dass der andere log!

Es gab einen gewissen Widerwillen dagegen, erneut aufeinander zu schießen, und mancherorts dauerte die Waffenruhe mehrere Tage. Auf beiden Seiten wurde Bedauern geäußert, dass der Kampf wieder aufgenommen werden würde. Manch einer äußerte seinen Überdruß am Krieg, doch andererseits war ein Satz wie «Heute Friede, morgen kämpft ihr für euer Land, und ich kämpfe für meins» sehr realistisch. Der Besuch britischer Soldaten in deutschen Schützengräben lieferte ihnen Informationen, die sich bei der Fortsetzung des Kriegs als nützlich erweisen würden. Ein Soldat teilte sich eine Zigarre mit einem Deutschen, der unter seinen Kameraden als der beste Schütze in der ganzen Armee galt. Beim Rauchen merkte sich der Brite die Position der Schiessscharte, durch die der Deutsche zweifellos schon manchen Tommy erwischt hatte, und gelobte, ihn am nächsten Tag aufs Korn zu nehmen.

Mit die längste Waffenruhe hielten die 1/6th Gordon Highlanders. Die Schotten hatten sich seit dem Weihnachtstag mit dem Feind verbrüdet, als auch sie feststellten, dass viele der deutschen Soldaten in Grossbritannien gelebt hatten, so auch ein Kellner aus dem Londoner Hotel Cecil. Und manche Schotten liessen sich bereitwillig im Niemandsland von einem deutschen Friseur kostenlos rasieren.

Dieser Waffenstillstand dauerte bis zum Nachmittag des 3. Januar, als ein deutscher Offizier in Begleitung eines Dolmetschers an der britischen Front mit einem Captain der Gordon Highlanders zusammentraf. Nachdem beide mit ernster Miene salutiert hatten, teilte der Deutsche dem Captain mit, es gebe Anweisungen zur Wiederaufnahme der Kampfhandlungen. Man verglich die Uhren und kam überein, dass der Waffenstillstand in einer Stunde enden sollte. Danach wurde entlang der gesamten Front erneut das Feuer eröffnet.

In den schottischen Schützengräben verbreitete sich die Nachricht, dass der Kaiser tot sei. Nichts hätte man sich mehr gewünscht als das.

3

Feindliche Ausländerinnen

Jede mit einem Ausländer verlobte Britin war gut beraten, sorgfältig über ihren zukünftigen Aufenthaltstitel nachzudenken, ehe sie den Bund fürs Leben schloss. Der Wille, ihr grosses Empire unter Kontrolle zu halten, veranlasste die Briten immer wieder, Kriege zu führen, und niemand konnte voraussagen, wann aus einem Verbündeten ein gefährlicher Gegner wurde. Daher war es für eine Frau weitaus sicherer, einen Einheimischen zu heiraten. Natürlich bedurfte es dazu eines gewissen Weitblicks, und Liebe macht bekanntermassen blind. Gerade in den Jahren vor 1914, als die Wahrscheinlichkeit eines Kriegs zwischen Grossbritannien und Deutschland immer grösser wurde, spielten Frauen, die einen Deutschen heiraten wollten, objektiv betrachtet mit dem Feuer. Andererseits hatte die königliche Familie nicht davor zurückgeschreckt, eheliche Verbindungen mit Deutschen einzugehen.

Die gesetzlichen Bestimmungen für Britinnen, die dennoch einen Ausländer heirateten, waren eindeutig und paternalistisch. Und 1914 sollte sich einmal mehr zeigen, dass es im Krieg und in der Liebe nicht gerecht zugeht. Nach Paragraph drei des Einbürgerungsgesetzes von 1870 galt der schlichte Grundsatz: Jede Frau, die einen Ausländer heiratete, nahm automatisch die Nationalität ihres Mannes an. Auch wenn sie sich scheiden liess oder Witwe wurde, blieb sie Ausländerin. Durch dieses Gesetz sollte das britische Common Law, das bislang solche Fälle nicht erfasste, mit der kontinentalen – vor allem der französischen und

deutschen – Rechtsprechung in Einklang gebracht werden. Das Gesetz von 1870 hatte bisweilen groteske bürokratische Folgen. Sobald sich ein mit einer Engländerin verheirateter Deutscher in Grossbritannien einbürgern liess, erhielt seine in Grossbritannien geborene, durch die Ehe aber zur Deutschen gewordene Frau eine Urkunde, die sie wieder zur Britin erklärte!

Da sich Bürger des feindlichen Auslands nach dem Aliens Restriction Act bei der Polizei registrieren lassen mussten, kam es zu einer Flut von Prozessen gegen Deutsche und Österreicher, die ihrer Meldepflicht nicht nachgekommen waren. Mit der Ausweitung der Internierungen im November 1914 mussten sich auch die Ehefrauen feindlicher Ausländer polizeilich melden. Viele Frauen wussten dies nicht oder glaubten schlicht, in ihrem eigenen Geburtsland gelte dieses Gesetz für sie nicht. Daher waren sie entsetzt, wenn sie vor Gericht gestellt wurden und ihnen eine Haft- oder Geldstrafe drohte.

Dass diese Frauen nicht mehr als Bürgerinnen Grossbritanniens galten, wurde vollends durch eine andere Tatsache deutlich: Gebürtige Britinnen, deren deutscher Ehemann interniert war, hatten einen Rechtsanspruch, von der deutschen Regierung finanziell unterstützt zu werden. Die Zahlungen erfolgten über die amerikanische Botschaft, und die Summe entsprach ungefähr dem Trennungsgeld, das die kaiserliche Regierung Frauen von Frontsoldaten zahlte. Im Gegenzug gewährte die britische Regierung deutschstämmigen Ehefrauen britischer Staatsbürger in Deutschland Beihilfe.

Da es mehr hilfsbedürftige «deutsche» Frauen in Grossbritannien als «Britinnen» in Deutschland gab, schnitten die Briten bei dieser Übereinkunft besser ab. Ob sich der Feind dessen bewusst wurde, ist nicht klar, aber womöglich war das der Grund, dass man das Abkommen Ende November 1914 aufkündigte und die Zahlungen an die in Grossbritannien geborenen Frauen internierter Deutscher einstellte. Aus Grossbritannien floss daraufhin ebenfalls kein Geld mehr an die deutschen Frauen internierter Briten.

Dieser Politikwechsel hatte schwerwiegende Folgen. Das Gesetz, laut dem die Frau die Nationalität ihres Mannes annehmen musste, bestand

nach wie vor, doch plötzlich verloren diese Frauen ohne eigenes Verschulden das Recht auf die Unterstützung und den Schutz, den alle anderen Ehefrauen genossen.

Daraufhin liess das Londoner Finanzministerium diesen «deutschen» gebürtigen Britinnen über die Boards of Guardians, eine Art Sozialbehörde, Zahlungen zukommen. Allerdings war die Summe nur halb so hoch wie das Trennungsgeld. In Deutschland war die Situation weitaus ernster. Aufgrund der föderalen Gliederung des Landes verfügte die Regierung über keinerlei Kanäle, Geld an die in Deutschland geborenen Ehefrauen britischer Internierter zu senden, weshalb diese nur auf die Barmherzigkeit lokaler Wohltätigkeitsorganisationen hoffen konnten. Als hätten die in Deutschland internierten Briten nicht schon genug Probleme, waren sie jetzt auch noch gezwungen, an ihre eigene Regierung in London zu schreiben und sie zu fragen, was sie – die Internierten – für ihre in Deutschland geborenen «britischen» Frauen und Kinder tun sollten, die jetzt völlig mittellos dastanden.

Am 22. Februar 1915 sandte Albert Cresswell, der im Internierungslager Ruhleben festgehalten wurde, einen dringlichen Brief an das Innenministerium in London. Darin meldete er, dass seine deutsche Ehefrau keine Unterstützung aus Grossbritannien mehr bekomme. Als sie sich deswegen an die deutschen Behörden wandte, habe man ihr mitgeteilt, sie könne nur in einem Internierungslager Hilfe erwarten.

«Die englische Regierung gewährt in England geborenen und in England lebenden deutschen Frauen finanzielle Unterstützung und überlässt es der deutschen Regierung, sich um die in Deutschland geborenen und in Deutschland lebenden englischen Frauen zu kümmern», schrieb er. Die deutsche Regierung aber komme ihrer Verantwortung nicht nach, sodass diese Frauen nur auf Fürsorge durch lokale Wohltätigkeitsvereine hoffen könnten. «Ich kann einfach nicht glauben, dass es der Wunsch der britischen Regierung ist, dass englische Frauen eine solche Behandlung erfahren.» Wenn sein Brief in den richtigen Kreisen bekannt würde, so

glaubte Cresswell, werde finanzielle Hilfe nicht lange auf sich warten lassen. «Ich bin ausserordentlich besorgt um meine Frau, und es ist ein schreckliches Gefühl, hier festzusitzen und nicht zu wissen, wie es zu Hause [in Deutschland] steht.»

Der Brief war noch von zwei weiteren Ehemännern unterschrieben: von Arthur Harvey und Edgar Gillon. Die drei Männer befanden sich in der gleichen Situation. Allerdings stand Gillon wohl am meisten unter Druck, denn seine Frau sollte in fünf Wochen niederkommen. In einem eigenen Schreiben teilte Gillon den Londoner Behörden mit, seine Frau wolle so bald wie möglich nach England reisen, könne dies aber nicht, da sie hochschwanger sei. «Ich verfüge über keinerlei Mittel und kann nur auf Gott vertrauen, dass bald Hilfe vom Innenministerium eintrifft. Geldsendungen können über den amerikanischen Generalkonsul Mr. Harris in Frankfurt a.M. an meine Frau weitergeleitet werden.»

Im Innenministerium wurde der Akte mit den beiden Briefen eine ablehnende Notiz beigefügt. «Leider hat Mr. Cresswell eine Deutsche geheiratet», weshalb es nach der neuen Regelung trotz ihres rechtlichen Status als «Britin» keine Hilfe für sie geben könne. Unterdessen war das Innenministerium noch damit beschäftigt, die Nationalität der Frauen von Gillon und Harvey festzustellen: Sie waren beide gebürtige Deutsche.

Paradoxerweise weigerte sich die britische Regierung zwar, diesen Frauen in Deutschland finanzielle Unterstützung zu gewähren, liess sie aber ungehindert nach Grossbritannien einreisen, wo ihnen eine wenn auch geringe Beihilfe zustand. Cresswell teilte der britischen Regierung mit, dass die Frauen aller drei Internierten «nach England [gehen werden], sobald das Wetter und die Umstände es erlauben». Zweifellos waren die harten Lebensbedingungen in Deutschland ohne jede staatliche Unterstützung der Hauptgrund für ihre Entscheidung, das Land zu verlassen. Doch was waren das für Verhältnisse, in denen Frauen gezwungen waren, ihr Heim aufzugeben, quer durch Europa zu fahren, um schliesslich in einem Land anzukommen, das sie vielleicht noch nie besucht hatten und dessen Sprache sie nicht beherrschten? Diese drei in

Deutschland geborenen «Britinnen» müssen eine schreckliche Angst vor dem Unbekannten gehabt haben, wussten sie doch nicht, was die Zukunft für sie bereithielt.

Als David Russell, ebenfalls Kriegsgefangener in Ruhleben, erfuhr, dass seine in Deutschland geborene Frau und seine vier Kinder im Januar 1915 von den deutschen Behörden von Leipzig nach England geschickt worden waren, wurde aus seiner Sorge Qual. Bereits eine Woche nach ihrer Ankunft wies man sie in ein Armenhaus in Hull ein. Mrs. Russell sprach kein Wort Englisch und war völlig mittellos. Schlimmer noch, alle vier Kinder im Alter von ein, zwei, sechs und neun Jahren wurden von ihrer Mutter getrennt, wie es damals in den Armenhäusern üblich war. David Russell bat in seinem Schreiben inständig, dass seine Familie wenigstens zusammenbleiben dürfe, erhielt aber lediglich die förmliche Antwort: «Es ist uns nicht möglich, zu gewährleisten, dass eine Mutter mit ihren Kindern in einer unter das Armenrecht fallenden Einrichtung als Familie leben kann. Die Betreuer in Hull haben die Anweisung, Mrs. Russell in angemessenen Abständen die Begegnung mit ihren Kindern zu gestatten.»

Der Brief an David Russell wurde neun Monate und eine Woche nach dem Eintreffen seiner Frau im Armenhaus abgeschickt. Der einzige Hoffnungsschimmer war die Mitteilung, dass ihre Sprösslinge «zusammen mit anderen Kindern, die sich in der Betreuung befinden, während der Sommermonate am Meer waren» – leider aber nicht gemeinsam mit ihrer Mutter.

Die Ehefrauen von Cresswell, Harvey, Gillon und Russell galten zwar dem Gesetz nach als Britinnen, waren jedoch kriegsbedingt nach Grossbritannien eingereiste Deutsche. Die einheimische Bevölkerung kannte wohl kaum die Feinheiten des Gesetzes, nach dem sich die Nationalität einer Frau ohne ihr Einverständnis änderte – und sie interessierte sich vermutlich auch nicht dafür. Daher war die Aufnahme, die diese Frauen erwarten konnten, bestenfalls kühl und gleichgültig, schlimmstenfalls aggressiv oder gar gewalttätig. Ob in Grossbritannien oder in Deutschland,

für alle diese Frauen war es sicher schockierend und zutiefst verletzend, von ihrem Geburtsland als Parias behandelt zu werden. Sie müssen sich wie Staatenlose gefühlt haben.

Interessant an dem Fall Russell ist, dass die britischen Behörden offenbar nicht mit Mrs. Russells Einreise gerechnet hatten. Sie hatte David Russell, einen gebürtigen Jamaikaner schwarzer Hautfarbe mit britischer Staatsbürgerschaft, in Leipzig kennengelemt. Die beiden hatten elf Jahre zusammengelebt und aus dieser Zeit zwei uneheliche Kinder, bevor sie heirateten und zwei weitere Kinder bekamen. Bei ihrer Behandlung war vermutlich eine gehörige Portion Rassismus im Spiel.

Nicht immer erhielt eine durch den Krieg getrennte Familie so viel Aufmerksamkeit vom britischen Aussen- oder Innenministerium. Doch alle von den beschriebenen Regelungen Betroffenen litten unter dieser Situation und kämpften mit ähnlicher Beharrlichkeit um staatliche Unterstützung. Helen «Nellie» Fuchs, geborene Jordan, hatte 1893 den weltbekannten Cellisten Carl Fuchs geheiratet. Er war 1865 in Deutschland zur Welt gekommen, aber 1887 nach Grossbritannien gegangen und dort 1899 eingebürgert worden. Inzwischen hatte er es zu hohem Ansehen gebracht, war Professor am Manchester College of Music, erster Cellist beim Hallé Orchestra und wurde in der britischen Presse begeistert gefeiert. Er war Tschaikowsky und Richard Strauss begegnet, hatte unter der Stabführung von Brahms gespielt und konnte Komponisten wie Sir Edward Elgar und den Dirigenten Sir Henry Wood zu seinen persönlichen Freunden zählen.

Wenige Tage vor Kriegsausbruch reiste Fuchs mit seiner Familie nach Deutschland, um seine kranke Mutter zu besuchen. Ihr Zustand war so schlecht, dass sie bis zu ihrem Tod Anfang September bei ihr blieben. Zu diesem Zeitpunkt war es für eine Person aus dem feindlichen Ausland schon fast unmöglich, aus Deutschland herauszukommen, und Fuchs wurde im November in Ruhleben interniert. Im Februar 1915 erhielt Nellie die Genehmigung, mit ihren beiden jungen Söhnen nach England auszureisen. Carl wurde zwar aus der Internierung entlassen, durfte aber

nicht nach Grossbritannien zurückkehren, sondern wurde bei seiner Schwester in Jugenheim unter Hausarrest gestellt.

Kaum war Nellie wieder zu Hause, setzte sie alle Hebel in Bewegung, um die Regierung dazu zu bringen, ihren Mann auszutauschen – und zwar gegen Otto Blix, einen älteren Herm, der in Wimbledon gestrandet war. Sie wies die Behörden auf das Alter ihres Mannes hin – er war 49 –, aber auch auf die Tatsache, dass die Familie voll und ganz auf seine Einkünfte angewiesen war. Um finanziell über die Runden zu kommen, sei sie auf die Unterstützung bedeutender Institutionen wie des Royal College of Music sowie von Sir Henry Wood und Sir Edward Elgar angewiesen, die sich beide in Briefen für den Austausch von Fuchs eingesetzt hätten.

März 1915

An den Staatssekretär im Aussenministerium

Sir,

Mr. Carl Fuchs, gegenwärtig ziviler Kriegsgefangener in Deutschland, ist ein guter Bekannter und seit vielen Jahren ein persönlicher Freund von mir. Ich vertraue darauf, dass alles Erdenkliche getan wird, um einen Austausch von Mr. Carl Fuchs, einem grossartigen Künstler, zu erwirken.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener Diener

Edward Elgar

Das Gesuch wurde abgewiesen. In der ersten einer ganzen Reihe von Ablehnungen erwiderte das Innenministerium am 26. März, es sei «der Regierung Seiner Majestät nicht möglich, den Austausch Einzelner in Erwägung zu ziehen». Im strengeren Sinne stimmte das zwar, aber es gab Spielräume, wie andere Fälle zeigten, und vieles lag im Ermessen der jeweiligen Beamten. Ausserdem gab es keinen Grund, Fuchs nicht für einen Gruppenaustausch vorzusehen.

Nellie Fuchs aber liess sich nicht abschrecken. Sie setzte sich wiederholt mit dem Innenministerium in Verbindung und suchte nach anderen Wegen, um Carl nach Hause zu holen. Doch die Beamten reagierten nicht

mitfühlend, sondern abweisend auf ihre Bemühungen. Als gebürtiger Deutscher, der in seinem Geburtsland interniert war, stand Carl Fuchs beim Innenministerium ganz unten auf der Liste der Probleme, die gelöst werden mussten.

«Je mehr Eisen man im Feuer hat, desto grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass man zum Ziel kommt», erklärte Nellie einem Unterstützer. «Und wenn Carls Name immer wieder aufs Neue von den verschiedensten Seiten erwähnt wird, muss es doch irgendwann Eindruck machen. Natürlich beunruhigt es mich, und auch Carl hat das erwähnt, dass naturalisierte Deutsche zurzeit nicht gerade in der Gunst unserer Regierung stehen.»

Wohl wahr. Niemand unternahm besondere Anstrengungen, um Nellie Fuchs zu helfen. Das musste auch sie selbst schliesslich erkennen.

Mary Newton hatte Arthur Harthaus 1913 geheiratet und bekam im Jahr darauf in Blackpool einen Sohn. Irgendwann, wahrscheinlich im April 1915, wurde Arthur interniert, worauf seine Frau mit elf Shilling Beihilfe in der Woche für sich und das Kind auskommen musste und schliesslich von Stockport zu ihrer Mutter in der Nähe von Durham zog. Dort aber kam es zu heftigen Streitigkeiten, und so nutzte Mary im Oktober 1915 das Angebot der britischen Regierung, von Geburt oder durch Heirat deutsche Frauen zu «repatriieren». Mary fuhr nach Gotha und zog zu ihren Schwiegereltern.

Dieser Schritt erwies sich jedoch als Fehler. Mary besass kein Geld, und ihre Schwiegereltern konnten nur mit Mühe und Not ihren eigenen Lebensunterhalt bestreiten. Deshalb beantragte sie schon nach wenigen Monaten die Rückkehr nach England. «Ich habe beschlossen, Sie [das amerikanische Konsulat] zu bitten, mit England über meine Rückkehr zu sprechen, da ich hier sehr unglücklich bin.» Der amerikanische Vizekonsul in Erfurt schrieb an die amerikanische Botschaft in Berlin: «Da Mrs. Harthaus durch ihre Ehe deutsche Staatsbürgerin ist und offensichtlich kein Recht auf einen britischen Pass hat, habe ich die Ehre anzufragen, ob ich ihr das Geld für die Kosten ihrer Rückkehr nach England vorstre-

cken soll, sofern sie die Genehmigung für die Ausreise aus Deutschland erhält.»

Das britische Aussenministerium forderte bei der Stadtpolizei von Manchester eine Bestätigung an, dass Marys Verwandte für sie und ihren Sohn aufkommen würden. Ihr Schwager John Suthers behauptete, er habe nichts dagegen einzuwenden, dass sie bei ihm wohne, aber sie müsse in der Lage sein, sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen, und das sei augenscheinlich unmöglich. Seiner Meinung nach solle Mary in Deutschland bleiben. Sie habe sich mit ihren Verwandten gestritten und das werde sich wiederholen, wenn sie wieder nach England komme.

Zwei Monate nach ihrer Antragstellung erhielt Mary Harthaus die Antwort des Aussenministeriums: «Viscount Grey hat die Ehre, Ihnen mitzuteilen, dass die Regierung Seiner Majestät nach gewissenhafter Prüfung bedauert, die Genehmigung für die Rückkehr von Mrs. Harthaus nicht erteilen zu können.»

Warum hätte das Aussenministerium Mary Harthaus die Rückkehr erlauben und zulassen sollen, dass sie dem Staat zur Last fiel, vor allem, da sie jetzt Deutsche war und sich zuvor entschieden hatte, England auf Staatskosten zu verlassen? Ihr Fall schien eindeutig, aber es gab andere, in denen grundlose und geradezu absurde Sanktionen ergriffen wurden.

Annie Vinnicombe hatte im Sommer 1894 in einer Kirche im Londoner Stadtteil Marylebone den Deutschen Michael Reiser geheiratet. Nach vier Ehejahren emigrierte die junge Familie nach Bordeaux, wo das Paar eine Schneiderei mit dem Namen «New England» eröffnete.

Ein paar Wochen nach Kriegsbeginn wurde Michael Reiser interniert, sein Laden beschlagnahmt. Seine Frau war finanziell abgesichert, doch im Februar 1915 meinte die französische Regierung, da sie rechtlich Deutsche sei, müsse sie entweder nach Spanien oder in die Schweiz emigrieren. Annie Reiser hatte in keinem der beiden Länder Bekannte und fürchtete, nach Deutschland ausgewiesen zu werden, wo, soweit ihr bekannt war, keine Verwandten mehr lebten. Ausserdem war sie der deutschen Sprache nicht mächtig.

In ihrer Verzweiflung wandte sie sich an das britische Konsulat in Bordeaux. Dort erklärte ihr der zuständige Beamte Arthur Rowley, jede in Grossbritannien geborene Frau eines in Frankreich internierten feindlichen Ausländers erhalte die Genehmigung, in ihr Land zurückzukehren, wenn sie bei Verwandten wohnen und keine staatlichen Mittel in Anspruch nehmen würde.

Annie hatte einen Bruder und zwei Schwestern in England. Ihr Bruder George Vinnicombe, ein Mechaniker, der für die London, Brighton and South Coast Railways arbeitete, sah sich nicht in der Lage, seine Schwester und ihre Kinder aufzunehmen und zu unterstützen.

Vielleicht wäre Annie zu einer ihrer Schwestern gezogen, aber dort stellte sich ein anderes Problem. Beide wohnten in dem 40 Kilometer breiten Streifen an der Küste, zu dem Personen aus dem feindlichen Ausland keinen Zutritt hatten – die eine bei Falmouth, die andere in der Nähe des Dorfs Chailey in East Sussex. Das Innenministerium verweigerte Annie die Erlaubnis, bei einer ihrer Schwestern einzuziehen, und damit war ihr die Rückkehr nach Grossbritannien praktisch verwehrt.

Die offizielle Ablehnung traf Ende Februar ein und enthielt den Hinweis, am besten sei es, wenn sie bei den französischen Behörden um Erlaubnis nachsuche, in Bordeaux zu bleiben. Am 16. April 1915 teilte die französische Regierung der britischen Botschaft mit, dies sei nicht möglich, weil damit ein «gefährlicher Präzedenzfall» geschaffen werde. Daher werde man Mrs. Reiser in ein Internierungslager schicken. Danach verlor die britische Regierung jegliches Interesse an ihrem Fall. Als einziges Entgegenkommen erlaubte sie den beiden ältesten Söhnen als Staatsbürgern durch Geburt die Einreise. Der zweiundzwanzigjährige Michael Reiser ging nach Paris und trat in die britische Artillerie ein. Cecil, der zweite Sohn, folgte ihm ein Jahr später und wurde ins 30th Middlesex Regiment eingegliedert. Trotz des Patriotismus ihrer Söhne musste Annie Reiser mit ihrem jüngsten Sohn in Frankreich bleiben. Offenbar wurde sie jedoch nicht interniert.

Anders gestaltete sich die Haltung der Londoner Regierung gegenüber in Deutschland geborenen «Britinnen», die uneingeschränkt nach Grossbritannien einreisen durften. David Russells Frau war es dort nicht gut ergangen, aber sie hatte ins Land kommen können. So wie Elfriede Robson, geborene Frick, die sich allerdings in einer vorteilhafteren Lage als Mrs. Russell befand: Sie hatte englische Verwandte in Birkenhead, bei denen sie wohnen konnte. Der Ort lag zwar auch in dem für Ausländer nicht zugänglichen Küstengebiet, aber Elfriede galt natürlich nicht als Ausländerin.

Sie hatte ihren englischen Ehemann Alan in Hamburg kennengelernt, wo er als leitender Angestellter in einem Unternehmen arbeitete. Die beiden heirateten und bekamen 1915 eine Tochter, die sie Muriel nannten. Abgesehen von insgesamt sechs Urlaubswochen in England war Elfriede nie im Ausland gewesen, und Muriel kannte ihren internierten Vater kaum. Mutter und Tochter sprachen nur deutsch. Im Oktober 1918, als sich der Krieg unwiderruflich zu Ungunsten Deutschlands entwickelt hatte, stellte Alan den Antrag, seine Frau und seine Tochter nach England zu bringen. Schon nach wenigen Wochen traf die Antwort ein: «Die Regierung Seiner Majestät gibt sich die Ehre, mitzuteilen, dass sie keine Einwände gegen die Ausstellung eines Passes für Mrs. Robson hat, der sie in die Lage versetzt, gemeinsam mit ihrer Tochter in das Vereinigte Königreich zurückzukehren, sobald sie von der deutschen Regierung die Genehmigung für die Ausreise erhalten hat.»

Mutter und Tochter verliessen Deutschland am 6. November.

Anfang 1915 wurde die gesamte Ostküste und der Grossteil der Südküste Grossbritanniens zum verbotenen Gebiet für feindliche Ausländer erklärt. Ein Überraschungsangriff auf England im Dezember 1914 und die Beschiessung von Städten wie Hartlepool und Whitby durch deutsche Schiffe nährten den Verdacht, dass feindliche Agenten auf der Nordsee dem Feind Signale übermittelten. Dies erhöhte den Druck auf die Regierung, alle noch in den Küstengebieten wohnenden Deutschen umzusiedeln. Zu Beginn des neuen Jahres lebten etwa 2'500 Personen aus dem

feindlichen Ausland in den verbotenen Regionen und konnten je nach Ermessen der Polizeipräsidenten ihrer Grafschaft auch weiter ihrer Beschäftigung nachgehen. Aufenthaltsgenehmigungen erhielten nur diejenigen Deutschen, die als bedingungslos loyal galten oder deren Tätigkeit grosse nationale Bedeutung zugemessen wurde. Weitere Ausnahmen bildeten Alte, Blinde und Bettlägerige sowie Personen, die sich in einem Krankenhaus oder einem Altenheim befanden. Im Februar erläuterte das Innenministerium diese Regelungen im Parlament.

Aus rein humanitären Gründen mag man bei Frauen, die sich nirgendwo anders hinwenden können, (...) eine Ausnahme machen. (...) In seltenen Fällen, in denen die Umsiedlung einen finanziellen Verlust oder den Ruin nach sich ziehen kann, lässt sich eine Duldung begründen, doch es bleibt dabei, dass der Ausländer ein Feind ist, und wenn jemand ein Opfer bringen muss, dann sollte es der Einzelne sein und nicht das Land.

Diese Erklärung hätte «alleinstehende Frauen» wie Julia Jacobitz eigentlich beruhigen müssen. Die pensionierte deutsche Lehrerin wünschte sich nichts sehnlicher, als in ihrer Wohnung in Bournemouth in Frieden leben zu können. Doch seit sie sich bei der Polizei vor Ort gemeldet hatte, liess man ihr keine Ruhe mehr. Schon wenige Tage nach ihrer Registrierung wurde sie schriftlich aufgefordert, binnen 24 Stunden das Gebiet zu verlassen, andernfalls habe sie eine Geldstrafe zu entrichten, die sie nicht aufbringen konnte. Als sie an Ort und Stelle blieb, bekam sie prompt ein neues Schreiben – diesmal mit der Androhung einer sechsmonatigen Gefängnisstrafe. Sie ignorierte die Anweisung auch diesmal, schliesslich hatte sie keine andere Wahl:

Da meine bescheidene Existenz von diesem kleinen Haus abhing, wäre ich obdachlos und mittellos geworden und für mein Leben ruiniert gewesen, wenn ich es aufgegeben hätte. Deshalb konnte ich solch

einer Forderung nicht folgen. Es wäre einem Selbstmord gleichgekommen. Somit musste ich mit meiner Inhaftierung rechnen. Einen ganzen Tag und eine Nacht lang blieb ich auf, ohne Essen, ohne Schlaf, in der Erwartung, jeden Augenblick verhaftet zu werden.

Julia erreichte einen Aufschub, musste sich aber an die Reisebeschränkung von acht Kilometern halten, der alle feindlichen Ausländer unterlagen. Als sie erfuhr, dass sie vorläufig in Bournemouth bleiben könne, hatte sie bereits einen Ausweisungsbefehl erhalten. Miss Jacobitz bat um Verschonung und musste daraufhin Fragen beantworten, die ihrer Meinung nach «weit über die amtlicher Antragsformulare hinausgingen». Nachdem sie fünf Monate im Ungewissen ausgeharrt hatte, gewährte man ihr das Bleiberecht. Allerdings erhielt sie anschliessend noch zwei weitere Aufforderungen, das Land zu verlassen.

Verzweifelt schrieb sie an die deutsche Abteilung der amerikanischen Botschaft und bat um Hilfe.

Da ich mir nichts habe zuschulden kommen lassen, was das Vorgehen gegen mich rechtfertigen würde, bitte ich die Botschaft in ihrer Eigenschaft als vorübergehende Vertreterin der Interessen Deutscher, in meinem Namen zu intervenieren, damit ich nicht aus meinem Haus vertrieben werde. Seit Kriegsbeginn befinde ich mich in einem Zustand ständiger Angst und Ungewissheit: Dies ist die vierte amtliche Anweisung, mein Haus zu verlassen. Für eine Fünfundsechzigjährige wie mich, mit angeschlagener Gesundheit und völlig alleinstehend, wird die Situation damit ausserordentlich schwierig. Es ist wirklich eine Qual, diese nervenaufreibende Prozedur allein und ohne Hilfe über sich ergehen lassen zu müssen.

Julia Jacobitz hatte keine engeren Freunde, bei denen sie für unbestimmte Zeit hätte bleiben können. Sie verfügte nur über geringe Einkünfte, «die wohl kein normaler Arbeiter als Existenzminimum akzeptieren würde»,

und hielt sich an einen sorgfältig abgewogenen Ausgabenplan. Normalerweise kam sie damit aus, aber es waren eben keine normalen Zeiten, und sie empfand eine «grosse Angst, dass der Krieg länger dauern könnte, als meine kleinen Ersparnisse reichen». Weiter schrieb sie:

Die Behörden haben sich nicht dazu geäussert, was sie mit mir vorhaben, doch wenn ich mir vergegenwärtige, wie man in früheren Fällen mit Frauen des eigenen Landes umgegangen ist, dann mache ich mir keine Illusionen, welche Behandlung mir bevorsteht. (...) Als alte kranke Frau verlange ich nicht mehr vom Leben, als meine letzten Jahre in Frieden verbringen zu können.

Die amerikanische Botschaft ging dem Fall Julia Jacobitz nach, konnte jedoch nichts ausrichten. Der Polizeichef von Hampshire, der ihre Abschiebung angeordnet hatte, liess sich durch Bitten nicht umstimmen. Julia wurde wegen Widersetzlichkeit in Haft genommen, wie ein Brief im Namen des Staatssekretärs im Aussenministerium bestätigte:

Miss Jacobitz wurde mit grosser Umsicht behandelt, da man sie von der Repatriierung ausnahm. Die Gewährung eines weiteren Privilegs, nämlich in Bournemouth bleiben zu dürfen, lag jedoch im Ermessen des Polizeichefs von Hampshire. Der Aussenminister fand in diesem Fall keinen Weg, die Entscheidung des Polizeichefs zu beeinflussen, der der allgemeinen Praxis folgte, wonach Personen feindlicher Nationalität in nicht-verbotene Zonen umzusiedeln seien. (...) Miss Jacobitz war schlecht beraten, als sie sich weigerte, die verbotene Zone zu verlassen; folglich wurde sie beim Polizeigericht von Bournemouth wegen Verstosses gegen die Siedlungsvorschriften angeklagt. Da sie sich entschied, ihren Fall vor Gericht verhandeln zu lassen, befindet sie sich jetzt in der Haftanstalt von Winchester (...) Es heisst, sie habe keine Freilassung gegen Kautio**n** beantragt.

Der *Bournemouth Guardian* berichtete über ihr Verfahren, das am 11. Januar 1916 stattfand. Im Gerichtsprotokoll hiess es, dass die Beschuldigte keine Bedrohung darstelle, aber «starrköpfig» sei und «zu glauben schien, dass das Haus ihre Privatangelegenheit sei und sie daher das Recht habe, darin zu wohnen, auch wenn es in einer verbotenen Zone liege. Natürlich war das nicht der Fall.» Julius Verteidiger erklärte, seine Mandantin lebe von einer staatlichen Rente, die keine 60 Pfund im Jahr betrage, wobei die Hälfte für die Miete ihres «kleinen Häuschens» aufgebraucht werde. Polizeidirektor Hack hielt Julia Jacobitz für «stur und verbohrnt», räumte aber ein, es gebe keine Gründe, der Angeklagten zu misstrauen. Sie solle nur aus dem einen Grunde wegziehen, weil sie eine feindliche Ausländerin sei.

Man erklärte ihr, dass das Gesetz eingehalten werden müsse, auch wenn es «Unannehmlichkeiten und Härten» mit sich bringe. Julia Jacobitz wurde für schuldig befunden und zu 75 Pfund Strafe verurteilt. Die Strafe werde ihr jedoch erlassen, wenn sie die verbotene Zone innerhalb von einer Woche verlasse. Bis zu ihrem Umzug müsse sie sich täglich bei der Polizeistation Boscombe in Bournemouth melden.

In den Akten des Aussenministeriums finden sich keine weiteren Dokumente zu dem Fall. Vielleicht zog sie fort, vielleicht landete sie erneut im Gefängnis von Winchester. Mit ihrem geringen Einkommen konnte sie die Strafe wohl kaum bezahlen. Sicher ist nur, dass die pensionierte Lehrerin in Grossbritannien blieb und mit 76 Jahren am 14. Dezember 1927 in einem Hotel in Southampton starb. Ihr gesamtes Vermögen betrug 185 Pfund.

Auch Männer hatten ähnliche Probleme, und das nicht nur wegen ihrer Ehefrauen. Wer eine andere Nationalität annahm, verlor damit automatisch seine frühere Staatszugehörigkeit und die bürgerlichen Rechte, die ihm qua Geburt zustanden. Das bedeutete beispielsweise, dass ein gebürtiger Deutscher, der in Deutschland aufgewachsen war und dort arbeitete, aber aus irgendeinem Grund die britische Staatsbürgerschaft angenommen hatte, genauso wie ein gebürtiger Brite als feindlicher Ausländer im Lager Ruhleben interniert werden konnte.

Doch ungeachtet der absurden Lage, in der sich manch einer wiederfand, dürften nur wenige Fälle so grotesk gewesen sein wie der von Wilford Wells, einem britischen Akademiker und Dozenten der Universität München.

Seine Geschichte wurde bekannt, nachdem der britische Aussenminister von Wells' Freund Thomas Smith, einem ehemaligen Dozenten an der Universität Erlangen, ein dringliches Schreiben erhalten hatte. Smith war im August 1914 klugerweise nach Grossbritannien zurückgekehrt, während der unverheiratete Wells in Deutschland blieb. Ende 1915 war Smith ein kurzer Zeitungsartikel aufgefallen.

Dem *Fränkischen Kurier* vom 29. Oktober 1915 entnehme ich, dass Mr. Wells ins deutsche Heer eingezogen wurde. Er ist 36, vielleicht auch 38 Jahre alt, und ich war mit ihm gut befreundet. Daher bin ich fest davon überzeugt, dass er diesen Schritt niemals aus freien Stücken getan hätte (...) [oder] jemals seine Naturalisierung erwirkt hat.

Smith erklärte weiter, dass es in München keinen amerikanischen Konsul mehr gebe, seit der letzte Amtsinhaber wegen seiner prodeutschen Haltung entlassen worden sei. So wisse Wells nicht, an wen er sich wenden könne. Das Aussenministerium möge sich mit Hilfe der amerikanischen Botschaft in Berlin dieses Falls annehmen.

Der im September 1878 geborene Wells war 1901 nach Deutschland gegangen und hatte 1906 eine Stelle als Englisch-Dozent an der Universität München angetreten. Vier Jahre später gab es in Bayern eine Gesetzesänderung, nach der die Tätigkeit von Lehrern oder Dozenten als Staatsdienst galt und man zu ihrer Ausübung die bayerische Staatsbürgerschaft haben musste. Smith und Wells war bewusst, dass sie nun als bayerische Beamte mit Pensionsansprüchen galten, doch sie glaubten, das tangiere ihre britische Staatsbürgerschaft nicht. «Damals», schrieb Smith, «fragte ich beim britischen Konsul in Nürnberg an, ob das etwas an meiner Nationalität ändere, was er verneinte». Doch nach bayeri-

schem Gesetz handelte es sich nicht um ergänzende Rechte, sondern um einen umfassend neuen rechtlichen Status, der auch mit Pflichten verbunden war.

Wells besass einen gültigen britischen Pass, den ihm der Vizekonsul seines Landes in München bei Kriegsausbruch ausgestellt hatte. Daraus schloss er logischerweise, dass er für den aktiven Dienst im deutschen Heer nicht in Frage kam. Im Januar 1915 wurde er zu seiner Überraschung zu einer medizinischen Untersuchung bestellt. Auf Nachfragen erfuhr er, dass er seine bayerische Nationalität innerhalb von zwei Jahren hätte aufgeben müssen, um seine britische Staatsbürgerschaft zu behalten. Das aber hatte er versäumt.

Gegenüber dem amerikanischen Vizekonsul legte Wells seine Sicht der Dinge dar:

Bei darauffolgenden Nachforschungen an der Universität stellte sich heraus, dass ich tatsächlich zwei Jahre lang Bürger beider Länder war, doch da ich beim britischen Konsulat nicht um die Beibehaltung meiner britischen Nationalität ersucht hatte, verlor ich meine britische Staatsangehörigkeit. Anschliessend fragte man mich informell, ob ich es ablehnen würde, gegen die Russen in den Krieg zu ziehen, und versicherte mir vertraulich, man werde mich nicht im Westen einsetzen. Ich dachte über die Angelegenheit nach und erklärte mich dann bereit, in der Armee zu dienen. Offenbar bin ich seit 1912 kein britischer Staatsbürger mehr.

Wells war so naiv, dass er nie nachprüfte, ob ihn die Briten noch als ihren Staatsbürger betrachteten. Er hielt es schlicht für einen Fehler, dass ihm der Vizekonsul im August 1914 einen Pass ausgestellt hatte.

Obwohl bekannt wurde, dass Wells ursprünglich britischer Staatsbürger war, beschloss er einzurücken, um von den Bayern nicht der Vernachlässigung seiner Pflichten bezichtigt zu werden. Er «wollte die deutschen Behörden nicht gegen sich aufbringen». Wilford Wells wurde am 2. September 1915 eingezogen und legte elf Tage später den Fahneneid ab. Sein Wehrpass zeigte, dass er «voll tauglich für den aktiven Dienst»

und sein Verhalten «vorbildlich» war. Interessant ist die Notiz: «Möchte nur an der Ostfront eingesetzt werden.» Nach der Grundausbildung wurde er in das 2. Bayerische Infanterieregiment eingegliedert.

«Soweit ich erkennen konnte», schrieb der amerikanische Vizekonsul an das britische Aussenministerium, «geht Mr. Wells davon aus, dass er den Fahneid freiwillig geleistet habe, in der aufrichtigen Überzeugung, das sei seine Pflicht, nachdem er die britische Staatsbürgerschaft verloren habe. Unter diesen Umständen wolle er nichts unternehmen und wünsche auch nicht, dass in seinem Namen interveniert wird.»

Die Reaktionen der britischen Regierung fielen ziemlich gleichgültig aus. Es sei wohl sinnlos, meinten die Beamten, sich an die Deutschen zu wenden, da sie ihn kaum «aus ihren Klauen» entlassen würden. Wells hätte sich mit den Gesetzen des Landes, in dem er lebte, vertraut machen müssen. «Ausserdem», schrieb ein Regierungsvertreter, «ist er, abgesehen von seinem Namen, ein seltsamer Engländer, und ich glaube nicht, dass er Hilfe verdient.» Am Ende antwortete das Aussenministerium Thomas Smith: «Unter den gegebenen Umständen schlagen wir vor, in dieser Angelegenheit keine weiteren Schritte zu unternehmen.»

Wilford Wells wurde als jüngstes von vier Kindern in einer Londoner Mittelschichtsfamilie geboren. Er und sein Bruder Norman besuchten das Dulwich College im Südosten Londons. Wilford entschied sich für einen akademischen Beruf, während sein älterer Bruder der Familientradition folgte und eine Anwaltskanzlei eröffnete. Wir wissen nicht, wie seine Mutter und seine Geschwister die Nachricht von Wilfords Schritt aufgenommen haben. Doch wie Norman darüber dachte, zeigt wohl sein spontaner Entschluss, sich zum Militärdienst zu melden.

Obwohl er bereits kurz vor seinem 40. Geburtstag stand und drei junge Söhne hatte, stellte Norman Wells im November 1915 den Antrag auf ein Offizierspatent, und dies allein mit der Begründung, dass sein Bruder im deutschen Heer diene. Dann legte er den Fahneid ab. Im Januar

1916 wurde er einberufen und dem 1/28th London Regiment (Artist's Rifles) als einfacher Soldat zugewiesen. Da er unmittelbar nach der Ausbildung die Verlegung ins Ausland erbeten hatte, schickte man ihn bereits sieben Wochen später nach Frankreich, wo er in der C Company diente. Im August erhielt er ein Offizierspatent, wechselte in das Army Ordinance Corps und stieg in den Rang eines Hauptmanns auf Zeit auf. Er blieb bis zum Mai 1919 in Frankreich.

Wilford Wells überlebte den Krieg, aber seinem Wunsch, nur an der Ostfront zu dienen, wurde offenbar nicht entsprochen. Im Mai 1916 kam er mit der 3. Kompanie des Bayerischen Landsturm-Infanterie-Regiments Nr. 1 an die Ostfront und war an Einsätzen bei Pinsk beteiligt. Doch bald erkrankte er an einer Rippenfellentzündung und wurde in ein Feldlazarett in Kobryn (heute Weissrussland) eingeliefert. Nach seiner Genesung kehrte er nach München zurück. Im Dezember 1917 trat er dem Königlich Bayerischen Reserve-Infanterie-Regiment bei, das in jenem Winter in Flandern kämpfte, wo es bis zum Kriegsende blieb. Anscheinend diente Wells dort bis zum Februar 1918 und erlebte das Kriegsende in München. Ob er wusste, dass sein Bruder auf der anderen Seite der Front kämpfte, und ob sie jemals wieder Kontakt hatten, ist nicht bekannt.

Es gab wohl kaum einen Vorfall, der die Feindseligkeit zwischen Deutschen und Briten so sehr schürte wie die Versenkung der RMS *Lusitania*, eines Passagierdampfers der Cunard Line. Für die in Grossbritannien lebenden Deutschen hatte er schwerwiegende Folgen. Die *Lusitania* wurde am 7. Mai 1915 bei ihrer Rückkehr aus den Vereinigten Staaten elf Meilen vor der Westküste Irlands von deutschen Torpedos getroffen und sank innerhalb von achtzehn Minuten. 1198 der 1959 Passagiere ertranken, darunter fast 100 Kinder. Laut britischer Presse war der Angriff auf das Zivilschiff beispiellos und nicht hinnehmbar, zumal er ohne Vorwarnung erfolgte. Die Öffentlichkeit war empört. Im ganzen Land kam es wiederholt zu wutentbrannten Anschlägen auf das Eigentum von Deutschen.



Nach der Versenkung der Lusitania ging ein Aufschrei durch Grossbritannien. Erneut wurden Tausende Deutsche festgenommen und in Lager gesperrt, während sich ihre Familien oft für die Repatriierung entschieden.

Doch nirgendwo war der Zorn grösser als in Liverpool, denn die «Lusy», wie die Bewohner das Schiff liebevoll nannten, hatte vor jeder Atlantiküberquerung im Hafen der Stadt angelegt, um Personal anzuheuern. Daher bestand die Mannschaft überwiegend aus Liverpoolern. Ein Journalist der *Times* berichtete am 9. Mai über die Ankunft der etwa 200 Überlebenden am Bahnhof Lime Street – eine Handvoll Unteroffiziere, ein paar Maschinisten, Stewards, Kohlentrimmer und Heizer. «Manche hatten den Kopf verbunden, andere hinkten, und einige Schwerverletzte mussten in Kraftwagen abtransportiert werden. Sie alle trugen noch dieselbe Kleidung wie in dem Augenblick, als ihr Schiff unerwartet versenkt wurde.»

Es war ein jämmerlicher Anblick, der zwangsläufig Wut und Trauer hervorrief. Als der Union Jack auf dem Rathaus aufhalbmast gesenkt wurde, stürmten die Massen deutsche Geschäfte. In den Stadtteilen Everton und Birkenhead ging die Polizei mit Schlagstöcken gegen die aufge-

brachte Menge vor. An manchen Orten sammelten sich zwei- bis dreitausend Menschen, sodass sich die Polizei nicht in der Lage sah, dem Plündern und Niederbrennen deutscher Geschäfte Einhalt zu gebieten. Der Aufruhr breitete sich von Liverpool auf das ganze Land aus. In Bradford, wo in den Fabriken immer noch Deutsche arbeiteten, drohten die Protestierenden mit Streik, sollten nicht alle feindlichen Ausländer entlassen werden – eine Forderung, die umgehend erfüllt wurde.

Daraufhin sahen sich prominente, in Deutschland geborene Briten gezwungen, ihrer Wahlheimat ihre Loyalität zu bekunden. In Bradford überreichte eine Abordnung dem Bürgermeister eine Stellungnahme, in der sie ihren Abscheu über die Aktion der deutschen Marine zum Ausdruck brachte; ähnliche Erklärungen wurden in Hull, Manchester und London abgegeben. Einige wandten sich an die Presse, so auch Sir Felix Semon, ein naturalisierter Brite deutscher Herkunft und früherer Arzt von König Edward VII. Am 11. Mai schrieb er, er habe gehofft, mit der Erfüllung seiner Pflichten in seiner Wahlheimat der Notwendigkeit entgehen zu sein, seine Loyalität öffentlich zum Ausdruck zu bringen. Jetzt aber habe sich die Situation verändert, daher sein Brief an die *Times*. Er wolle klarstellen, dass er «die von Deutschland angewandten barbarischen Methoden samt und sonders zutiefst verabscheue».

Auch die beiden führenden Londoner Financiers Sir Carl Meyer und Leopold Hirsch sahen sich genötigt, ihre Missbilligung auszudrücken. Meyer schrieb:

Mit Freuden bin ich bereit, eine Loyalitätserklärung gegenüber dem König zu unterzeichnen und im Namen naturalisierter Briten deutscher Herkunft Verachtung für die Gräueltaten zum Ausdruck zu bringen, die das deutsche Heer und die deutsche Marine im Laufe des Krieges begangen haben und die in der kaltblütigen Ermordung Unschuldiger auf der *Lusitania* gipfelten. (...) Ich ergreife die erste sich bietende Gelegenheit, mit Nachdruck zu erklären, dass meine Gefühle nicht weni-

ger stark und eindeutig sind als die aller in Grossbritannien geborenen Untertanen Seiner Majestät. Dem Land gegenüber, das sich nicht schämt, solche Schandtaten zu bejubeln, habe ich jede Achtung und Zuneigung verloren.

Auch Leopold Hirsch, der die vergangenen 36 Jahre in England verbracht hatte, bekundete gegenüber König George V. öffentlich voller Empörung seine aufrichtige Loyalität. Er wies darauf hin, dass sein Sohn John Hirsch als Offizier in Frankreich bei den 13th Hussars diene, was die patriotischen Gefühle seiner Familie beweise, falls es noch eines solchen Beweises bedürfe.

Solche Erklärungen waren durchaus angebracht. Sir Edgar Speyer, 1892 eingebürgert, leitete die Londoner Bank Speyer Brothers. Der hochangesehene Mann hatte seit den 1880er-Jahren das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Stadt mitbestimmt, war 1906 zum Ritter geschlagen und 1909 in den Kronrat aufgenommen worden. Speyers in New York lebender Bruder James hingegen machte aus seiner prodeutschen und antibritischen Einstellung keinen Hehl, und die Erbitterung darüber richtete sich nun auch gegen Sir Edgar.

Schon seit Kriegsbeginn wurde Speyer immer wieder in der Presse angegriffen, doch nach der Versenkung der *Lusitania* wuchs der Hass gegen ihn noch. Er war genötigt, sich aus Stiftungsvorständen und Interessenverbänden der Wirtschaft zurückzuziehen. Schlimmer noch, sein Haus musste unter Polizeischutz gestellt werden, weil ein aufgebrachter Pöbel wiederholt seine Besucher beschimpft hatte. Seine Kinder durften nicht auf ihrer Schule bleiben, da andere Eltern drohten, ihre Kinder umzuschulen. Dass sich Freunde in dieser Situation erböten, die Kinder aus Sicherheitsgründen zu sich zu nehmen, brachte für Sir Edgar das Fass zum Überlaufen. Am 17. Mai bat er den Premierminister, ihm seinen Adelstitel abzuerkennen und seinen Rücktritt aus dem Kronrat anzunehmen. Premier Asquith lehnte dies ab und schrieb, er habe volles Vertrauen in Speyers Loyalität und verstehe, dass er sich «ungerecht behandelt und gedemütigt» fühle. Der Premierminister kannte seinen Freund

«schon lange und gut genug, um zu wissen, was diese grundlosen und böswilligen Unterstellungen wert sind». Trotz dieses Rückhalts aber fühlte sich Speyer von der britischen Bevölkerung bedroht, packte seine Sachen und übersiedelte nach New York.

Nicht eingebürgerte Deutsche und Österreicher hatten kaum Möglichkeiten, die Öffentlichkeit zu besänftigen. Nach der Versenkung der *Lusitania* wurde eine ganze Reihe weiterer Berichte veröffentlicht, die zu Ressentiments gegen die Deutschen führten. Dazu gehörten der erstmalige Einsatz von Senfgas auf den Schlachtfeldern Flanderns, die angebliche Misshandlung britischer Gefangener und Meldungen von Zeppelinangriffen auf Grossbritannien.

Am selben Tag, als die *Times* die Briefe von Semon, Meyer und Hirsch veröffentlichte, erhielten alle Liverpooleser Bürger aus dem feindlichen Ausland die Ankündigung ihrer bevorstehenden Internierung. Selbst eingebürgerten Deutschen wurde geraten, die Stadt zu verlassen und ins «Hinterland» zu ziehen.

Eine ganze Phalanx britischer Zeitungen wie der *Globe*, die *Evening News* und der *Daily Sketch* mit seiner Schlagzeile «Sperrt sie alle ein!» verlangten die Internierung sämtlicher nicht naturalisierter Deutscher, sowohl um ihrer eigenen Sicherheit willen, als auch zur Wahrung der öffentlichen Ordnung und zur Schadensbegrenzung. Die konservative Presse befürchtete soziale Unruhen. So warnte ein Leitartikel der *Times*, die allgemeine Feindseligkeit dürfe nicht in «Hooliganismus» ausarten. «Wer körperlich in der Lage ist, Deutsche anzugreifen und ihre Geschäfte zu plündern, sollte mit dem Gewehr in der Hand in den Schützengräben Flanderns kämpfen.»

Am 12. Mai 1915 legte der konservative Abgeordnete William Joynson-Hicks dem Unterhaus eine Petition vor, die angeblich von einer Viertel Million Frauen unterzeichnet worden war. Sie forderten die Internierung von feindlichen Ausländern im wehrfähigen Alter und die Aussiedlung aller übrigen, männlich wie weiblich, aus einem 50 Kilometer breiten Küstenstreifen. Die Regierung Asquith gab dem wachsenden Druck schliesslich nach. Am 13. Mai erklärte der Premier vor dem Parlament,

dass alle nicht eingebürgerten, aus dem feindlichen Ausland stammenden Männer interniert und solche, die das wehrfähige Alter überschritten hatten, «repatriert» werden sollten. Falls es sinnvoll sei, würde man auch Frauen und Kinder in ihre Heimat zurückschicken. In den folgenden sechs Monaten schnellte die Zahl der Internierten erneut in die Höhe, diesmal auch jener Männer, die im Winter zuvor wegen der Knappheit der Unterbringungsmöglichkeiten entlassen worden waren. Aufgrund eines Abkommens mit Berlin waren seit Ausbruch der Feindseligkeiten 9'300 Deutsche – Frauen, Kinder und Alte – aus Grossbritannien ausgesiedelt worden. Nach der Versenkung der *Lusitania* sollten ihnen 10'000 weitere folgen. Frauen, die weniger als fünf Jahre in Grossbritannien lebten, wurden zwangsweise repatriert.

Für die Internierten war das Leben hinter Stacheldraht eine Qual. Doktor Adolf Vischer, ein Angehöriger der Schweizer Botschaft, der die britischen Internierungslager besuchte, sah immer deutlichere Anzeichen, dass diese Gefangenschaft von unbestimmter Dauer schwerwiegende Auswirkungen auf die psychische Gesundheit der Insassen hatte. Nüchtern stellte er fest:

Besonders auffällig ist eine erhöhte Reizbarkeit der Patienten, sodass sie nicht den geringsten Widerspruch ertragen und rasch in Zorn geraten. (...) Es fällt ihnen äusserst schwer, sich auf einen bestimmten Gegenstand zu konzentrieren, ihre Lebensweise ist unregelmässig, und all ihr Tun ist von Unrast geprägt.

Allgemein klagen sie über Gedächtnisverlust, besonders was Personennamen und Orte von Erlebnissen kurz vor Kriegsausbruch betrifft.

Stark beeinträchtigte Menschen brüten oft drei oder vier Tage vor sich hin, ohne auch nur ein Wort zu sprechen. Alle wirken niedergeschlagen und bewerten das Geschehen in ihrem Umfeld äusserst negativ, (...) viele sind übermässig misstrauisch. In manchen Lagern hörte ich eine beträchtliche Reihe von Klagen über Schlaflosigkeit.



*Treffen zwischen Internierten und ihren Familien in einem Londoner Lager
(Darstellung eines zeitgenössischen Künstlers).*

Die anhaltende Gefangenschaft führte bisweilen zu seltsamen Auswüchsen. Private Thomas, der die Internierten im Londoner Olympia bewachen sollte, beobachtete mit amüsiertes Distanz eine Art Kriegsgericht, das die Insassen abhielten, weil jemand angeblich Schokolade gestohlen hatte. Offenbar war nichts zu banal, wenn es darum ging, sich die Zeit zu vertreiben. Es wurden Aussagen aufgenommen, Zeugen befragt, und Anklage und Verteidigung hielten Plädoyers. Sogar die gerade Dienst habenden Wachmänner wurden um Stellungnahmen gebeten. Hughes erfuhr allerdings nicht, welche Strafe verhängt wurde, da er vor dem Urteilsspruch versetzt wurde.

Das Leben im Internierungslager war weitgehend von der Haltung des jeweiligen Lagerkommandanten abhängig. Der gebürtige Deutsche Richard Noschke wurde nach der Versenkung der *Lusitania* am 23. Juli in ein improvisiertes Lager in einer ehemaligen Jutefabrik in Stratford geschickt, wo offenbar erbärmliche Zustände herrschten und die Internierten schikaniert und beschimpft wurden. Der Kommandant, Marquis de Burr, war laut Noschke «ein äusserst arroganter Mann und ein grosser Deutschenhasser». Auf de Burr folgte ein Colonel Lambert, der «noch

schlimmer» war. Drei Monate später übergab Lambert das Kommando an Colonel Haines, einen «vollkommenen Gentleman», wie Noschke anerkennend bemerkte. «Bis dahin waren alle bedrückt und niedergeschlagen gewesen, doch jetzt schien das Lager zu neuem Leben zu erwachen.» Haines liess die Männer eine Kegelbahn bauen, erlaubte Fussballspiele und förderte die Bildung eines Chors und einer Musikkapelle. Er setzte sich mit Beschwerden auseinander und verbot der Lagerpolizei das Tragen von Waffen. Allerdings waren diese Verbesserungen nur von kurzer Dauer, da Haines von Colonel Lushcombe abgelöst wurde, den Noschke «als genauso schlimm wie die beiden ersten» beschrieb.

Natürlich hiessen die Internierten jede Ablenkung und jedes Vergnügen willkommen, doch nichts war schöner als der Besuch von Frau und Kindern. Verheiratete Männer wurden gewöhnlich in leicht erreichbare Lager verlegt wie das Alexandra Palace Hotel im Norden Londons, wo 3'000 Internierte untergebracht waren. Auch Richard Noschke kam dort hin, ebenso Pal Stoffa, der wehmütig die zweiwöchentlichen Familienbesuche schilderte.

Es war traurig, die quälende Anspannung der Männer zu beobachten, die am Nachmittag Besuch erwarteten: Plötzlich vergassen sie ihre Kameraden und waren den ganzen Vormittag über in heller Aufregung. Um Punkt zwölf Uhr begannen sie mit ihren Vorbereitungen, immer darauf bedacht, bestens auszusehen. Lange vor der Besuchszeit um drei Uhr standen sie mit Blumensträssen und Spielzeug für die Kinder bereit, bis sie schliesslich in den Besuchsraum geführt wurden.

Einmal durfte ich dabei sein, und was ich dort sah, werde ich nie vergessen: die Männer, die auf der einen Seite eines langen Tisches sass, und die Besucher, die hereinströmten und ihnen gegenüber Platz nahmen. Hier ein Vater mit einem Kind auf dem Schoss, das angstvoll in das Gesicht eines Fremden blickte, dort ein älteres Paar,



Die Great Hall im Alexandra Palace, in der mehrere Tausend Deutsche auf engstem Raum zusammenleben mussten.

das nur wenig sprach und einander unaufhörlich mit einem sehnsuchtsvollen Blick ansah, der sich mit Worten nicht beschreiben lässt. Vornehme junge Frauen mit einer Schar halb verhungelter Kinder, ein niedergeschlagen wirkender Anwalt mit einem Aktenstapel vor sich – Besucher aus einer anderen Welt, die manchen Trost spendeten und bei anderen alte Wunden aufrissen. Ich war geradezu glücklich, keinen Besuch empfangen zu dürfen, denn ich fand es grausam, dass den armen Teufeln ihre einstige Welt so nah vor Augen geführt und dann nach wenigen Minuten wieder entrissen wurde.

Die gebürtige Engländerin Ethel Druhm hatte finanziell schwer zu kämpfen, nachdem ihr Geschäft bei antideutschen Unruhen zerstört worden war. Wenn sie ihren Mann Richard besuchte, nahm sie ihre sechsjährige Tochter Elfie mit.

Wir besuchten ihn immer am Samstagnachmittag für ein paar Stunden, und ich kann mich noch genau erinnern, dass wir durch ein von Polizisten flankiertes grosses Tor gingen. Eine Treppenflucht zum Eingang, und oben standen lange Reihen Deutscher und hielten nach ihren Frauen Ausschau. Wir gingen hinein, setzten uns und unterhielten uns zwei Stunden. Es war uns nicht erlaubt, etwas zu essen mitzubringen. Ein Polizist sollte uns durchsuchen, aber ich glaube, er hat es nie getan. Meine Mutter besass einen Muff – das war damals Mode –, in dem sie etwas hätte verstecken können, doch sie vermutete, dass man ihn als Erstes kontrollieren würde. Deshalb schob sie die Lebensmittel unter den Gummizug meiner Pluderhose, Schokolade, sogar Orangen. Alle schmuggelten das Gleiche hinein. Wir wurden nicht beobachtet oder bewacht und konnten uns in dem Raum, der aussah wie ein Wartezimmer beim Arzt, frei bewegen. Deshalb war es ganz leicht, die Lebensmittel zu übergeben.

Sie wurden nicht schlecht behandelt. Um sich die Zeit zu vertreiben, bastelte Vater in einem kleinen Zimmer Kästchen, Einlegearbeiten mit winzigen Holzstückchen. Das Steingebäude war grau und kalt, nicht gerade anheimelnd. Soweit ich mich erinnere, hatten die Fenster keine Gitter, aber das Gelände war abgesichert. Ich erinnere mich an einen grossen Zaun um das Gebäude, und im Sommer sassen wir mit den anderen Männern und Frauen im Garten.

Das Leben der britischen Kriegsgefangenen in Deutschland hing ebenfalls weitgehend von der Haltung des jeweiligen Lagerleiters ab. Im Gegensatz zu dem freundlichen Kommandanten in Magdeburg, der Captain Robert Campbell zu einem Hafturlaub verholfen hatte, war Karl Niemeyer, Kommandant des Lagers in Holzminden, als so brutal bekannt, dass die Briten gegen ihn Anklage wegen Misshandlung Kriegsgefangener erheben wollten.

Was bewog die einen, die britischen Soldaten gut zu behandeln, während andere sie schikanierten? Eine wichtige Rolle spielte hier sicher der

jeweilige Bezirkskommandeur, es hing aber wohl auch davon ab, ob jemand der Kriegspropaganda glaubte oder misstraute. Die Autorität des Lagerkommandanten und seine Methoden prägten die Gesamtsphäre und beeinflussten damit auch die Wächter. Im Verlauf des Kriegs und mit Zunahme der Verluste traten an die Stelle der leicht beeinflussbaren jungen Wächter Männer mittleren Alters, die wiederum von kriegsuntauglichen Verwundeten ersetzt wurden. Ausserdem hatten die britischen Gefangenen den Eindruck, dass ehemalige Frontsoldaten grundsätzlich zugänglicher und mitfühlender waren als Männer, die noch nicht selbst gekämpft hatten.

Auch die Nachrichten von der Front fielen ins Gewicht. Der ehemalige Kommandant des Lagers in Wahn, General von Nestler, verbesserte die Lebensbedingungen der Internierten, nachdem sein Sohn in britische Gefangenschaft geraten war. Ähnliches berichtete Private James Harrold aus Göttingen, wo der Kommandant im Herbst 1916 für Erleichterungen sorgte, als er hörte, dass man seinen Sohn in britischer Gefangenschaft gut behandelte. General von Stienneich, der im deutsch-französischen Krieg von 1870 gekämpft hatte und dessen zwei Söhne in England inhaftiert waren, «versuchte das Beste für uns zu tun», schrieb Lance Corporal Herbert Lewin vom 1st Royal Berkshire Regiment. «Der General war sehr menschlich und sehr froh darüber, wie mit ihnen [seinen Söhnen] umgegangen wurde.»

Und dann gab es noch jene Deutschen, deren beispielhaftes Verhalten von Gefangenen besonders gewürdigt wurde. General Steinke, Kommandant in Münster III (Rennbahnlager), war laut Private James McDaid, der im September 1915 bei Loos in Gefangenschaft geriet, ein hervorragender Lagerleiter. «Er war ein sehr guter Mensch und tat für die Gefangenen, was er konnte. Irgendwie ‚mochte‘ er die Engländer und stellte uns vor Soldaten anderer Nationalität als musterhaft dar. Jede an ihn gerichtete Beschwerde nahm er ernst.»

Einige Kommandanten, Ärzte und Wächter der deutschen Lager hatten in Grossbritannien gelebt und waren bei Kriegsausbruch nach Deutschland zurückgekehrt. Ihr Aufenthalt auf der britischen Insel hatte sie jedoch nicht unbedingt zu Anglophilen gemacht. George Kitson von

den Scots Guards und Patrick Leavy von der Highland Light Infantry berichteten nach dem Krieg von Fort MacDonalld, einem berüchtigten Übergangslager in Belgien. Gefangene hatten in einem deutschen Wächter den ehemaligen leitenden Angestellten einer Transportfirma aus Schottland wiedererkannt. Der etwa dreissigjährige, schlanke, blasse Mann mit hängenden Schultern habe sich «bösaartig gegenüber unseren Leuten» verhalten. Seine Frau und seine Kinder befanden sich in Grossbritannien, und es lässt sich vermuten, dass ihre wohl missliche Lage und die erzwungene Trennung von der Familie seine Haltung gegenüber britischen Gefangenen prägten, die er immer wieder tätlich angriff.

Doch wie bereits erwähnt, ging es nicht überall unmenschlich zu. Doktor Noyes, ehemaliger Facharzt im Krankenhaus St. Thomas in London, kümmerte sich im Lager Kassel um die Kranken und Verwundeten, soweit es die Umstände erlaubten. Und sein Nachfolger Doktor Simon galt bei den Gefangenen als ein Mann mit demselben beruflichen Ethos. Simon hatte Freunde in Manchester und setzte sich für die zum Austausch vorgesehenen Verwundeten ein, die ihnen daheim von seinen Bemühungen berichten sollten. Ein britischer Sergeant Major im selben Lager, im bürgerlichen Leben Polizist, stellte fest, dass ihr Zensor, den er sehr sympathisch fand, früher Angestellter der Deutschen Bank in der Londoner Mincing Lane gewesen war. Bei Kriegsausbruch hatte der damalige Polizist den Auftrag gehabt, den Deutschen festzunehmen, doch der war an jenem Morgen bereits auf dem Weg in seine Heimat gewesen.

Es kann nicht verwundern, dass viele der Dolmetscher und Zensoren früher in England gelebt hatten. So hatte der Dolmetscher in Libau, ein Mann namens Sadler, ein Geschäft in der Londoner Fleet Street besessen, und Leonard, der Zensor im Lager Friedrichsfeld, einen Laden in Nottingham geführt. Zu einer der kurioseren Episoden der englischdeutschen Beziehungen gehört, dass Leonard die Gefangenen drängte, einem Professor, der das Lager besuchte, bei seinen Dialekt- und Phonetik-Forschungen behilflich zu sein. Professor Wilhelm Doegan, Absolvent der Universität Oxford, bat die Gefangenen, in einen Phonographen zu spre-

chen oder zu singen. Manche weigerten sich, aber viele nahmen an dem Experiment teil, wie man den Archiven in Berlin und in der British Library in London entnehmen kann. Leonard hatte zur selben Zeit wie Hauptmann Alexander, Kommandant des Lagers Langensalza und vor dem Krieg Besitzer einer Spitzenfabrik, in Nottingham gelebt. Es hiess, Alexander sei in Nottingham so glücklich gewesen, dass er Häftlinge aus dieser Stadt offen bevorzugte und ihnen bei Arbeitseinsätzen die angenehmsten Aufgaben vorbehielt.

Nicht alle Gefangenen hatten unter der Willkür der Lagerleitung zu leiden. Wer zupackte und sich nicht gegen Befehle auflehnte, hatte ein leichteres Leben als andere, die rebellierten oder aggressiv waren. Aufmüpfigkeit wurde von den Lagerkommandanten nur selten toleriert, und wenn sie den Befehl erhielten, Gefangene für die Arbeit in Kohle- und Salzbergwerke bereitzustellen, wählten sie meist die Renitenten aus. Die Zustände in den Bergwerken waren unmenschlich, häufig starben die Häftlinge an Verletzungen und Krankheiten. Doch Männer, die nicht nur fügsam, sondern auch kultiviert waren, konnten sich in den Kriegsgefangenenlagern entfalten und durften Theater spielen, Orchester zusammenstellen und Zeitungen herausgeben.

Dennoch verstärkte die Enge in den Kriegsgefangenenlagern Ressentiments und kleinliche Eifersüchteleien unter den Insassen. Das Schlimmste war, dass nicht alle ihren Kameraden gegenüber loyal waren.

In der Regel wurden in den deutschen Lagern lediglich Gefreite und Obergefreite für Arbeitseinsätze eingeteilt. Daher hefteten sich manche Gefangene zwei oder mehr Streifen an die Uniform, um den Deutschen weiszumachen, sie seien von einem höheren Rang wie etwa dem eines Unteroffiziers und kämen für Arbeiten ausserhalb des Lagers nicht in Frage. Dadurch fiel die Last der Schwerarbeit auf die restlichen Männer. Manche Unteroffiziere machte es wütend, dass diese Männer in den Schützengraben zwar nicht die Verantwortung eines höheren Rangs getragen hatten, nun aber in Deutschland dessen Vorteile für sich ausnutzen wollten. Doch sie wussten, dass die Betrüger in die Salzminen einrücken mussten, wenn man sie auffliegen liess.



Schlange stehen bei der Essensausgabe. Die Pakete vom Roten Kreuz waren für die Internierten lebenswichtig.

Aber machten sich wirklich alle diese Unteroffiziere Gedanken über ihre Mithäftlinge, die unter dem Egoismus anderer zu leiden hatten? Oder genossen sie ihre Privilegien und waren auf die Wahrung ihrer Rechte bedacht, wie manche Gefreite und Obergefreite glaubten? Sergeant Major Thomas vom Warwickshire Regiment, der in Sennelager inhaftiert war, erhielt von seinen Mitgefangenen den Spitznamen «von Thomas», weil er angeblich bereitwillig mit dem Feind zusammenarbeitete und ihnen damit schadete. Solche Männer weckten naturgemäss Resentiments. Private Alfred Hoare, der beim Rückzug nach der Schlacht von Mons in deutsche Gefangenschaft geraten war, machte 1918 nach der Rückkehr in die Heimat keinen Hehl aus der Bitterkeit, die er empfand. Hoare hatte den Grossteil des Kriegs im Lager Döberitz verbracht.

Während ich im Krankenhaus war, wurde ich zu einem Einsatz ausserhalb des Lagers geschickt. Daran war der englische Sergeant Major schuld. Er machte uns das Leben zur Hölle. Es gäbe auch viel über Misshandlungen durch Unteroffiziere und die Leute vom RAMC



November 1918: Die brennende Hütte im Kriegsgefangenenlager Kassel.

zu berichten, aber darüber möchte ich lieber nicht sprechen. Die Welt ist klein, da könnte es sein, dass ich einigen von ihnen nach dem Krieg begegne, und dann nehme ich das Gesetz selbst in die Hand.

Die meisten Männer begegneten den Privilegierten in den Lagern mit grossem Misstrauen. Für viele Soldaten, die die schwere Kost des Feindes kaum vertrugen, war es ein Rettungsanker, dass das Rote Kreuz Lebensmittelpakete schickte. Diese Pakete wurden beim nächsten Bahnhof abgeholt, gelagert und von einem Komitee der Gefangenen verteilt. In Kassel aber wurden Vorwürfe laut, diese Mithäftlinge würden sich selbst aus den Paketen bedienen. Dieser Verdacht erhärtete sich, als die Hütte mit den Lagerprotokollen kurz nach dem Waffenstillstand niederbrannte.

Da die Ernährung schlecht war, lösten bereits die geringsten Unregelmässigkeiten bei der Verteilung heftigen Protest aus. So verdächtigte Private James Harlock im Krankenhaus Ohrdruf Corporal Rowley, Dinge

aus Paketen zu entwenden. Als Vorsitzender des Komitees hatte Rowley die Aufgabe, die Pakete zu öffnen und die Verteilung des Inhalts zu überwachen. «Häufig wurden die Konserven ausgetauscht», klagte Harlock, «in meinem Fall Butter gegen Margarine und Dosenfleisch gegen Marmelade, (...) manche [Dosen] fehlten.» Harlock glaubte, dass Rowley die Konserven an die deutschen Wächter verkaufte, die 1917 selbst kaum noch genug zu essen hatten. Nach dem Kriegsende wiederholte er seine Vorwürfe:

Sapper Milner erzählte mir, Corporal Rowley habe ihm einmal zehn 20-Mark-Scheine gezeigt und damit geprahlt, er habe guten Cognac. Er stand offenbar in der Gunst der deutschen Wächter und konnte tun und lassen, was er wollte. Im ganzen Lager wurde er verdächtigt, mit den Paketen Geld zu machen, und als ich freikam, war er immer noch für die Verteilung zuständig.

Hunger und Erschöpfung untergruben bei vielen Gefangenen die Disziplin und die Moral. Daher überrascht es nicht, dass einige von ihnen jede Gelegenheit nutzten, sich das Leben ein wenig leichter zu machen, indem sie auf Kosten der Kameraden mit dem Feind kooperierten.

Der schlimmste Verrat aber war, dass sich manche Gefangene ganz auf die Seite des Feindes schlugen. Ausgetauschte oder freigelassene Kriegsgefangenen erwähnten immer wieder Mithäftlinge, die offen kollaboriert hatten. «Private Owen verhielt sich nicht wie ein Kamerad, wenn man seine eigenen Freunde einmal ausnimmt. Er stellte sich auf die Seite der deutschen Lagerleitung und erklärte Soldaten für arbeitsfähig, die schwer erkrankt waren», behauptete Private Ernest Barton vom 2nd Manchester Regiment. Und er fügte hinzu, Owen sei auch beteiligt gewesen, als zwei Kriegsgefangene, die einen Fluchtversuch unternommen hatten, verprügelt wurden.

Eines solchen Verrats soll sich auch Chalmers von den Gordon Highlanders schuldig gemacht haben. Das erklärte Alfred Arney, ein Besatzungsmitglied der HMS *Nomad*, die 1916 in der Skagerrakschlacht versenkt worden war. Laut seiner Aussage sei Chalmers, der fließend

Deutsch sprach, das Kommando über seine Baracke übertragen worden, er habe die Arbeitsschichten festgelegt und sogar einen offiziellen Rang erhalten. «Die Deutschen gaben bekannt, dass er die Position eines deutschen Unteroffiziers innehatte, und erteilten uns entsprechende Anweisungen. Jeder, der gegen ihn tötlich würde, werde vors Kriegsgericht gestellt und so bestraft, als hätte er einen deutschen Unteroffizier angegriffen.»

Laut Private Ernest Brown vom Machine Gun Corps verkehrte Private Mark Nathan von den 2/7th Lancashire Fusiliers «auf Du und Du mit den Deutschen im Wächerraum. (...) Nathan ging uns aus dem Weg, trank Bier mit den Deutschen und rauchte mit ihnen.» So überraschte es Brown nicht, als Nathan von einem Mitgefangenen verprügelt wurde. Der erhielt dafür sieben Tage Arrest. Wie Chalmers sprach auch Nathan fließend Deutsch und wurde als Dolmetscher eingesetzt. Er galt als «prodeutsch», liess die Rationen für Kranke kürzen oder behauptete, sie würden simulieren.

Owen, Chalmer und Nathan hätten diese Vorwürfe vielleicht entkräften können, wenn sie die Gelegenheit dazu bekommen hätten. Wer sich als Mittler betätigte, musste geschickt vorgehen und unparteiisch sein. Möglicherweise versuchten sie die strikten Forderungen der Deutschen abzumildern, merkten aber nicht, dass sie auf diese Weise bei ihren Mitgefangenen in ein schlechtes Licht gerieten. Ob sie wirklich mit dem Feind kollaborierten, werden wir nie erfahren. Ihre Namen und ihre Taten sind in Vergessenheit geraten, im Gegensatz zu einem anderen Mann, dessen Aufenthalt in verschiedenen Kriegsgefangenenlagern in den Jahren 1914 und 1915 international Aufsehen erregte.

Besucher, die den britischen Kriegsgefangenen in Deutschland Hilfe anboten, waren herzlich willkommen und hinterliessen einen tiefen Eindruck, vor allem, wenn sie Englisch sprachen. Gelegentlich sah man den amerikanischen Botschafter, meist aber seinen Stellvertreter John Jackson, die sich beide intensiv um das Wohl der Soldaten kümmerten. Das Gleiche galt für Reverend Henry Williams, Kaplan der Kirche St. Geor-

ge's in Berlin, der sich aufgrund einer Sondergenehmigung in ganz Deutschland frei bewegen konnte, um seinen seelsorgerischen Aufgaben nachzugehen. Und dann gab es noch einen anderen englischsprachigen Besucher, der aus vielerlei Gründen Aufmerksamkeit erregte.

Sir Roger Casement kam allerdings nicht, um zu helfen. Gefördert und finanziert von den Deutschen bat der Träger eines englischen Adelstitels, der sich inzwischen zum glühenden irischen Nationalisten gewandelt hatte, katholische Gefangene aus seiner Heimat um Unterstützung. Er wollte eine «Brigade» für einen geplanten Aufstand in Irland zusammenstellen.

Casement war in Dublin auf die Welt gekommen, aber von Verwandten väterlicherseits in Ulster aufgezogen worden. Obwohl ein Verfechter der irischen Unabhängigkeit, brachte er es später bis zum britischen Konsul, unter anderem in Afrika. Nach dem Burenkrieg wurde er zum Gegner der Kolonialisierung, arbeitete aber weiterhin für die britische Regierung und verfasste einen Bericht über die grausamen Menschenrechtsverstöße in Belgisch-Kongo, für den er zum Ritter geschlagen wurde. Im Rahmen dieser Untersuchungen erwachte erneut sein Interesse am Selbstbestimmungsrecht der Völker und am irischen Nationalismus. Nachdem er dem diplomatischen Dienst den Rücken gekehrt hatte, wurde er Mitbegründer der Irish Volunteers, die 1916 für die irische Unabhängigkeit kämpften. Er ging ein enormes Risiko ein, indem er nach Deutschland reiste, um eine Brigade für diesen Kampf zusammenzustellen. Aus britischer Sicht war das ein Akt des Hochverrats, der ihn schliesslich das Leben kostete.

Casement traf am letzten Oktobertag 1914 in Berlin ein. Schon bald wurde Evelyn Fürstin Blücher von Wahlstatt auf ihn aufmerksam.

Es wunderte uns, wie ein Irländer und gewesener Konsul der englischen Regierung seinen Weg hierher gefunden habe. Wir hegten Anteilnahme für ihn, weil wir ihn gut kannten. Er war mit meinem Gatten in Afrika gewesen, wir waren auch vielfach in London mit ihm zusammengekommen. Wir kannten sehr wohl

seine antienglischen Gefühle und sein fanatisches Streben nach Unabhängigkeit, hatten indes nicht angenommen, dass es sich derart steigern würde, sodass er nach Deutschland geht. (...)

Mein Gatte ging zu ihm kurz nach seiner Ankunft und bemühte sich, ihm klar zu machen, in welche falsche Lage er sich gebracht hätte, und er solle Deutschland am besten so schnell wie möglich wieder verlassen. Er hatte keinen Erfolg. Wir nahmen nun Casements Besuche nicht mehr an und wollten nichts mehr mit ihm zu tun haben. Bei unserer ersten Zusammenkunft war er sehr begeistert und seines Erfolges sicher.

Casement konnte den deutschen Staatssekretär des Reichsamts für Auswärtiges für sein Vorhaben gewinnen. Zunächst einmal wurden die irischen Katholiken von den anderen britischen Gefangenen getrennt. In Sennelager versprach ein deutscher Feldwebel den 400 irischen Insassen besseres Essen, eine bessere Unterkunft und Kleidung. Obwohl es Unteroffiziere gab, die keine bevorzugte Behandlung wollten und Einspruch erhoben, wurden die Soldaten in eigens für sie errichtete Baracken verlegt.

Um alle 2'200 irisch-katholischen Gefangenen zu erreichen, mussten sie unter ein Dach gebracht werden. Mitte Dezember verlegten die Deutschen alle ins Lager Limburg, das in einem vorwiegend katholischen Gebiet lag. Das Lager galt als eins der besten in Deutschland, hatte hervorragende Sanitäreinrichtungen, stabile Holzbaracken und eine Fülle an Decken. Am Tag von Casements Besuch wurden kostenlos Zigaretten verteilt. Er wandte sich direkt an die Soldaten. Private Andrew Duffy berichtete später darüber: «Er sagte: ‚Ich bin gekommen, um eine irische Brigade zusammenzustellen und eine Lanze für Irland zu brechen.‘ Aber die Männer zischten und schrien ihn nieder. Er sah ein, dass es sinnlos war, und verliess das Lager. Die Männer hätten ihn sonst womöglich in Stücke gerissen.» Laut Private Tim Macarthy vom Royal Army Medical Corps erklärte Casement, «dass England Irland schlecht behandelt hätte, und stellte die Frage, warum die Iren dann für England kämpfen sollten».

Aber er konnte seine Landsleute nicht überzeugen. «Er schimpfte, wir seien keine richtigen Iren. Deshalb haben wir ihn ausgebuht, bis er ging.» Nur zwei Soldaten meldeten sich für die Brigade.

Die Deutschen gaben sich grösste Mühe, die Iren für Casements Sache zu gewinnen. Sie versprachen ihnen alle möglichen Annehmlichkeiten und die Freistellung von jeglicher Arbeit. Man druckte Plakate, um die irischen Katholiken zu überzeugen, dass sie den Engländern keine Loyalität schuldeten. «Denkt an den Bachelors' Walk», mahnte ein Aushang, der sich auf einen Vorfall wenige Tage vor Kriegsausbruch bezog. Damals hatten britische Truppen das Feuer auf irische Nationalisten eröffnet und drei Personen getötet und 32 verletzt. Auch eine Broschüre wurde verteilt, in der man Gründe nannte, warum «die Iren für die Deutschen kämpfen sollten» und weshalb «ihr nicht für die Engländer kämpfen dürft». Private Daniel Merry bekam ein irisches «Manifest» in die Hand gedrückt. Darin hiess es, dass der Einsatz in Belgien auf Seiten Englands den Iren so fern sei wie die Fidschi-Inseln. Die irische Brigade werde von Deutschland voll ausgerüstet und finanziert; in Amerika hätten «Brüder» zur Unterstützung des Vorhabens einen Verein gegründet, und nach dem Krieg erhalte jeder, der sich in Amerika niederlassen wolle, eine kostenlose Überfahrt und finanzielle Zuwendungen. Und jene, die nach dem Krieg in Deutschland blieben, würden auf den Strassen Berlins freudig begrüsst und als Gäste behandelt werden.

In Limburg wurde eine Rekrutierungsstelle eingerichtet, und man zeigte den Kandidaten, welches Essen sie bekommen würden, zum Beispiel Roastbeef und Kartoffeln. Doch trotz aller Anreize und Überredungskünste blieben die Iren nahezu unzugänglich. Casement war wütend. Wie Private Cullen von den Royal Munster Fusiliers später schrieb, legte er ein «Schwarzbuch» mit den Namen von Männern an, die ihm ihre Unterstützung verweigerten. «Diese Leute (zu denen auch ich gehörte) erhielten von da an kleinere Rationen und mussten im Lager die ganze ‚Drecksarbeit‘ machen.»

Männer, die sich nicht umstimmen liessen, wurden an einen anderen Ort gebracht, wie Reverend Henry Williams herausfand. Seinen Antrag,

das Lager Limburg besuchen zu dürfen, hatte der Lagerkommandant abgelehnt. «Meine Dienste waren nicht gefragt, da die Gefangenen alle römisch-katholisch waren.» Casement, so Williams in seinem Tagebuch, sei zu der Überzeugung gelangt, dass ein paar englandtreue Iren potenzielle Freiwillige beeinflussten. Man müsse sie nur dingfest machen, aussondern und entfernen, dann würden sich die anderen bald seiner Brigade anschliessen.

Die Folge war, dass Woche für Woche kleine Gruppen dieser angeblichen Rädelsführer zur Bestrafung herausgegriffen und in andere Lager verlegt wurden, in denen mehrere Tausend Russen untergebracht waren, aber keine Briten. In diesen Lagern lernte ich sie kennen und erfuhr, was mit ihnen geschehen war. Denn anfangs irritierten mich diese kleinen Gruppen von Iren in Sagan, Sprottau, Guben und anderen Lagern.

Die 17 Iren, die nach Guben überstellt wurden, blieben nach ihrer Ankunft vier Tage ohne Essen, Matratzen und Decken. Im Lager Neuhammer mussten 15 «Rädelsführer» mit 20'000 russischen und polnischen Gefangenen Zusammenleben.

Die Zeugenaussagen zu Casements Kampagne unterscheiden sich nur marginal, nicht jedoch in den wichtigsten Fakten. Casement kehrte noch einmal nach Limburg zurück und versuchte mit Unterstützung des irisch-amerikanischen Priesters John T. Nicholson weitere Rekruten zu gewinnen. Doch auch diesmal meldete sich nur eine Handvoll Männer. Einer von ihnen, Corporal Harry Quinlisk, erkannte später reumütig das Scheitern des ganzen Unternehmens. «Die Munster Fusiliers waren loyaler als die englischen Soldaten. Mehrere Engländer meldeten sich freiwillig für die irische Brigade, aber wir konnten sie nicht aufnehmen. Die meisten, die wir befragten, wollten wissen, wie viel Geld sie bekommen würden.» Insgesamt traten nur 56 Unteroffiziere und Soldaten anderer Ränge der Brigade bei. Obwohl die Deutschen grosse Anstrengungen unternahmen, auch Offiziere zum Beitritt zu bewegen, liess sich niemand überreden.



Die Rädelsführer der irischen Brigade in ihren neuen Uniformen mit irischen Abzeichen.

Die wenigen Dutzend Gefangenen, die sich der irischen Brigade anschlossen, gehörten nirgendwo dazu, denn es waren zu wenige, als dass sie bei einem irischen Aufstand von Nutzen sein konnten. Sie erhielten eine unverwechselbare grüne Uniform mit rotem Ärmelaufschlag, einem Kleeblatt am Kragen und einer Mütze. Im Juli 1915 wurden sie ins Lager Zossen gebracht und dort von den anderen Gefangenen abgesondert. Der amerikanische Botschafter James Gerard stiess 1916 auf das Trüppchen. «Die Iren ertrugen die Gefangenschaft nur schwer, und zur Zeit meines Besuchs litten viele von ihnen an Tuberkulose und befanden sich im Lagerkrankenhaus. Ausserdem brachen mehrere von ihnen wohl nervlich zusammen.»

Das war kaum verwunderlich. Niemand wusste, was die Zukunft für diese Männer bereithielt, die sich freiwillig in die Hände des Feindes begeben hatten, am allerwenigsten sie selbst.

4

In den Schützengräben

Wenn sich die Soldaten mit ihrer schweren Last durch die engen, verwinkelten Schützengräben wanden, erlebten sie die klaustrophobische Seite des Lebens an der Front. Die verschlungenen, immer tiefer werdenden Verbindungsgräben zwischen den Reserve- und Versorgungseinheiten und der Kampflinie schienen ihnen oft endlos. Sie sahen die Welt aus der Wurmperspektive: bröselige Erdwände, eine Brustwehr aus Sandsäcken und hölzerne Lattenroste auf dem feuchten Boden. Hinter den Erdwänden fühlte man sich relativ geschützt, jedenfalls wenn die Gräben vernünftig geplant, ordentlich gebaut und tief genug waren. Die Männer hielten sich manchmal drei oder mehr Tage darin auf und kamen lediglich nachts heraus, um im Schutz der Dunkelheit notwendige Reparaturen durchzuführen, den Stacheldraht an den Verteidigungslinien zu verstärken oder im Niemandsland auf Patrouille zu gehen. Nur tagsüber hatten sie Zeit, sich auszuruhen, einen Brief nach Hause zu schreiben oder sich mit den Kameraden zu unterhalten.

Nur allzu oft fühlten sich Frontneulinge versucht, über den Rand zu spähen: ein kurzer Blick ins Niemandsland auf die Schützengräben des Feindes. Manche Briten konnten es nicht erwarten, mit eigenen Augen die Stellungen der Deutschen zu sehen, selbst wenn sie nur 100 Meter oder sogar noch weniger weit entfernt waren. Bei derartig kurzer Distanz war ihre Neugier der reine Wahnsinn. Wer den Kopf länger als eine Sekunde über die Brustwehr hob, wurde zur leichten Beute für feindliche

Scharfschützen, die eine solche Naivität in der Regel gut zu nutzen wussten. Und was konnte man dort schon sehen? Nur äusserst selten einen Deutschen, der einem entgegenblickte, sondern meist nur eine im Schlamm verlaufende Reihe von Sandsäcken und ein Stacheldrahtgewirr. In den Anfangszeiten, ehe die grossen Zermürbungsschlachten den Boden aufwühlten, wiegten sich noch Getreide und Grashalme im Wind. Nun sah man nur Häuser ohne Dach und mit bröckelnden Wänden, aufgegebenes Arbeitsgerät der Bauern und von Soldaten weggeworfene Dosen und Flaschen.

Ende 1915 zog sich von den Alpen bis an die Küste Belgiens – eine Distanz von mehr als 700 Kilometern – ein komplexes, drei Reihen tiefes Netz von miteinander verbundenen Schützengräben. Löcher, wie sie die Männer 1914 in den Boden gegraben hatten, waren längst überholt. In Gebieten mit einem niedrigen Grundwasserspiegel waren die Gräben zweieinhalb Meter tief und machten alle paar Meter einen scharfen Knick. In Senkgruben versickerte das Wasser, und Laufplanken am Boden bewahrten die Männer zumindest vor dem übelsten Schlamm. Bei hohem Wasserspiegel grub man nicht einmal zwei Meter tief und baute mit buchstäblich Millionen Sandsäcken einen oberirdischen Wall.

Für erfahrene Soldaten war das Leben in den Schützengräben Routine, doch für alle, die erstmals an die Front kamen, barg es noch viel Aufregendes. Corporal George Foley von der 6th Somerset Light Infantry spürte diesen Schauer der Erregung. «Da war niemand mehr zwischen uns und dem Feind. Für jeden von uns ein grosser Augenblick, und in meinem Tagebuch vermerkte ich an diesem Abend stolz, dass ich «meinen ersten Schuss auf sie abfeuerte’. Aber er ging nur ungezielt in Richtung der knapp 300 Meter entfernten Schützengräben der Hunnen».

Angesichts der Verluste änderte sich diese Haltung gewöhnlich bald. Der erste Fronttag von Private Martyn Evans war vom unsinnigen Tod zweier guter Kameraden überschattet. «Cook und Dyer fielen noch am selben Morgen, und mehrere andere wurden verwundet, weil sie immer wieder über den Rand blicken wollten», schrieb er. «Wir hatten den kla-

ren Befehl, ausser im Fall eines Angriffs tagsüber ausschliesslich das Periskop zur Beobachtung des Feindes zu verwenden.»

Dennoch herrschte weiter überall grosse Neugier auf die Schützengräben der Deutschen und letztlich auf diese selbst, da man sie nur selten und auch dann nur kurz zu Gesicht bekam. Es war einfach nervenaufreibend, in einer stillen Nacht meilenweit das Rumpeln eines deutschen Transports auf den Zufahrtswegen zu hören, während sich der Feind selbst verborgen hielt. «Es war seltsam, vor uns kilometerlange Schützengräben zu sehen, ohne dass man ein Lebenszeichen wahrnahm. Und dennoch wimmelten sie von feindlichen Soldaten», schrieb Evans, der beim 1/6th Gloucestershire Regiment diente.

Wie um allen vor Augen zu führen, dass hier auf Leben und Tod gekämpft wurde, beschossen sich die Artillerien morgens und abends mit Granaten und vereitelten damit mögliche Angriffe in der Dämmerung. Maschinengewehrsalven und Kugeln aus Handfeuerwaffen prasselten in die Sandsäcke oder pffiften über die Köpfe der Soldaten hinweg. Hinzu kam das gelegentliche Dröhnen der Artillerie oder der krachende Schuss eines Scharfschützen. Und wenn nachts im Umkreis von Kilometern Leuchtraketen aufstiegen und ihr unheimliches Licht auf das Niemandsland warfen, wenn in der Feme unentwegt Geschütze dröhnten, wurde auch dem letzten Mann klar, dass er sich hier in einer Schlacht unermesslichen Ausmasses befand.

Sicher machten es die Windungen der einander gegenüberliegenden Schützengräben und die natürlichen Erhebungen in der Landschaft hin und wieder möglich, einen Blick auf den Feind zu erhaschen. So ging Signaller Victor Cole vom 7th Royal West Kent Regiment auf der Suche nach einem durchtrennten Telefonkabel einen halb eingefallenen, weitgehend ungenutzten Schützengraben ab und wagte dabei einen kurzen Blick über den Rand. Während seiner zwei Monate an der Westfront hatte er den Feind noch nicht zu Gesicht bekommen. «Zu meiner Überraschung entdeckte ich in etwa dreihundert Metern Entfernung einen Deutschen, der an der Rückseite eines Grabens arbeitete. Ich sah ihm ei-

nen Moment lang zu und dachte: ‚Nun, eigentlich habe ich das Recht, auf ihn zu schiessen.‘ Ich legte an, drückte ab und sah, dass an seinem Mantel ein Stück Stoff oder Leder herausflog – und weg war er.›

Gemeinhin gilt der Erste Weltkrieg als Auseinandersetzung mit unvorstellbarem Leid in blutigem Schlamm. Kriegserinnerungen beschwören Bilder eines Gemetzels herauf: Korditgestank nach der Explosion einer Granate und die Rufe nach Sanitätern. Tagebücher schildern erbarmungslose Erschiessungen feindlicher Soldaten nach der Stürmung eines Grabens und durch Kampfpatrouillen, berichten von Männern, die unter einer Kriegsneurose zusammenbrechen. Diese Geschichten zeigen jedoch nur eine Facette eines mittlerweile in Vergessenheit geratenen Gesamtbilds. Ausgeblendet werden der – gewiss oft schwarze – Humor, die in ereignislosen Phasen entspannten Beziehungen zum Feind und Spässe der Briten auf Kosten der Deutschen, die gerade in kritischen Situationen dabei halfen, die Moral hochzuhalten. Als die 1st Royal Scots im April und Mai 1915 bei Ypern in schwere Gefechte verwickelt waren, hielten sie ein grosses Stück Karton in die Höhe. Darauf hatten sie in Lebensgrösse das Profil eines Mannes gemalt, der dem Feind mit einer überdimensional grossen Hand eine lange Nase zeigte. Das hob die Stimmung der Soldaten in den britischen Schützengräben, wann immer die Deutschen das Feuer eröffneten.

In weniger umkämpften Frontabschnitten ging es ruhiger zu, und nur gelegentlich wurde die Langeweile von Augenblicken der Erregung und Angst abgelöst. Wenn eine Seite Ärger haben wollte, dann bekam sie ihn auch, stellte Second Lieutenant Denis Barnett vom 2nd Leinster Regiment fest. Sobald die deutschen Geschütze den Kampf eröffneten, antworteten die britischen Kanonen. Doch anstatt auf die feindlichen Einheiten zu zielen, nahm man das Dorf ins Visier, in dem die Deutschen Quartier bezogen hatten. Eine gelungene Retourkutsche.

All das spielte sich in ausgesprochen humanen Bahnen ab. Wenn wir mit unserem Maxim-Maschinengewehr auf einen deutschen Arbeitstrupp zielen, beschliessen sie uns am Abend, um unsere Nachtruhe zu

stören. Wenn sie versuchen, Wasser in unsere Gräben zu pumpen, feuern wir mit dem Granatgewehr dorthin, wo wir ihren Rauch aufsteigen sehen. Äusserst amüsant, das Ganze. Solange der eine den anderen nicht ärgert, leben wir in bestem Einverständnis Seite an Seite, ohne einander in die Quere zu kommen.

Um die Monotonie am Tage zu durchbrechen, unterhielten sich manche rufend mit dem Feind. Oft begann das mit einem schlichten «Guten Morgen, Fritz!» und anderen Frotzeleien, je nach Laune aber auch mit aggressiven Beleidigungen.

«Neulich hatte ich morgens ein Gespräch mit einem Deutschen», schrieb Barnett in einem Brief. «Es begann, als es hell wurde: ‚Guten Morgen, Allyman’,* und schon bald konnten wir uns kaum noch bremsen. Ich sagte ihm meine Meinung über den Kaiser, und er bedachte mich mit allen möglichen Attributen, die auf einen Engländer gemeinhin nicht zutreffen». In Anspielung auf die Deutschen, die vor dem Krieg eine wichtige Säule im Servicebereich der Londoner Restaurants und Cafés gewesen waren, rief Barnett scherzhaft: «Kellner!» Die Antwort lautete: «Schon unterwegs, Sir, bin schon unterwegs!»

Häufig führte die Langeweile auch zu Streitereien, und das nicht immer nur zwischen den feindlichen Lagern. So gingen zwei Männer von Barnetts Einheit oben auf der Brustwehr und in vollem Blickfeld des Feindes aufeinander los. Ihre Rauferei war eine willkommene Abwechslung für alle, auch für die Deutschen, die die beiden mit Zurufen und Schüssen in die Luft anfeuerten. Niemandem kam es in den Sinn, auf sie zu zielen.

Um keine bösen Überraschungen erleben zu müssen, inspizierten beide Seiten bei Tageslicht regelmässig das Niemandsland. Gewöhnlich spähte man mit den verschiedensten Periskopen über die Wehr oder schob ein Teleskop durch getarnte Schlitze zwischen den schützenden

* Angelehnt an «Allemand», frz. für Deutscher (Anm. d. Übers.).

Sandsäcken, auch Schiessscharten genannt. Meist stellte sich dabei heraus, dass alles beim Alten geblieben war. Doch hin und wieder entdeckte man auch Ungewohntes. Brigadier Philip Mortimer vom 3rd Meerut Divisional Train liess sich von einem Offizier, der ein Maschinengewehr bediente, ein Teleskop und richtete es auf die deutschen Schützengräben.

Tatsächlich erblickte ich ihn hell wie der Tag als Reflexion im oberen Spiegel des Periskops: den Kopf eines deutschen Offiziers, der mit seinem Periskop unsere Schützengräben absuchte – ein beunruhigender Anblick, denn ich erkannte deutlich die graue Pickelhaube und sein Gesicht, wie er in den unteren Spiegel blickte. Wir beschlossen, das Periskop mit der Maxim zu «beharken». Nachdem wir sie sorgfältig ausgerichtet hatten, liessen wir ungefähr fünfzehn Schuss ab. Und auf der Stelle war das Periskop verschwunden.

Als Private Percy Ogle von 1st York and Lancaster Regiment mit seinem Feldstecher bis in die Gegend hinter den feindlichen Schützengräben blickte, fiel ihm eine kleine voranrollende Staubwolke auf. Es war ein Motorradkurier, der eine Meldung zu den Gräben brachte. Ogle konnte sehen, wie er abstieg, zu einem Unterstand lief und wenige Minuten später zurückkam, sich eine Tasche auf den Rücken schnallte und fortfuhr. Und in dem Dorf Curlu an der Somme konnte Lieutenant James Pennycuik von den Royal Engineers im Sommer 1915 den Verrichtungen eines Deutschen in aller Ruhe zusehen. Pennycuik sass in einem französischen Beobachtungsposten und betrachtete durch das Teleskop mit voyeuristischer Neugier den Wachposten vor einem Haus. Es war ein «ziemlich unbekümmerter Bursche», der sich hinlummelte und mit einer Dame sprach. Ausserdem beobachtete Pennycuik einen Koch in einer weissen Arbeitshose mit Schürze sowie zwei andere Deutsche, Kinder und ein paar Kühe. Er fand diese dreissig Minuten äusserst unterhaltsam.

Paradoxerweise konnte man feindliche Soldaten an den weiter entfernten Schützengräben besser beobachten, da sie dort nachlässiger waren und darauf vertrauten, durch die Entfernung vor den feindlichen Scharfschützen sicher zu sein. Private Sydney Fuller beobachtete einen Deutschen, der einen Graben mit Sandsäcken reparierte. Die Entfernung schätzte er auf ungefähr 1'300 Meter. Fuller und ein Kamerad nahmen den Mann ins Visier. Ihre Schüsse hatten auf den Deutschen jedoch nur zur Folge, dass er innehielt und sich umsah. Als die Schützen die Distanz mit einem Entfernungsmesser massen, stellte sich heraus, dass sie nur die Hälfte von Fullers Schätzung betrug. Man brachte ein Maschinengewehr des Typs Lewis Gun herbei und richtete sie auf die gleiche Stelle aus, an der jetzt drei Deutsche zu sehen waren. Die erste Salve mähte sie alle nieder.

Bei den meisten Schützen galt ein Ziel in mehr als 400 Metern Entfernung grundsätzlich als «schwer», und auf extrem grosse Distanz zu schießen, diente eher dem eigenen Vergnügen. Jack Rogers und Charlie Shaw, Scharfschützen bei den 1/7th Sherwood Foresters, wurden auf einen Beobachtungsposten abkommandiert. Charlie blickte durch ein Teleskop, Jack durch den Feldstecher. Die beiden feindlichen Linien trennten mindestens 1'500 Meter; die Schützengräben der Deutschen verliefen auf einer kleinen Anhöhe.

«Plötzlich sagte Charlie: ‚Sieh mal!‘ Und oben auf dem Berg hinter der deutschen Front tauchten zwei Soldaten mit Schaufeln auf und gingen den Abhang hinunter. Nach ein paar Schritten begannen sie, ein grosses Loch auszuheben.»

Charlie erkannte, dass die Männer eine Latrine graben wollten. Offensichtlich hatten sie noch nicht bemerkt, dass sie dabei beobachtet werden konnten. «Sie haben doch nicht etwa die Nerven, dort ihre Toilette einzurichten», meinte Charlie. «Ich meine, die wird doch niemand benutzen, oder?»

«Kurz darauf kam noch ein Soldat», erinnerte sich Jack. «Erging zu dieser Toilette, zog sich die Hose runter, hockte sich hin und hatte sogar die Dreistigkeit, eine Zeitung rauszuholen.»

Der Deutsche war eineinhalb Kilometer entfernt. Charlie sollte schies-

sen, während Jack zuschaute. «Charlie lud sein Gewehr und legte an. ‚Fertig?‘, fragte ich. ‚Ja‘, sagte Charlie. ‚Pass auf!‘ Damit drückte er ab. Ich weiss nicht, wie dicht der Schuss an dem Deutschen vorbeisauste, aber er machte sich nicht die Mühe, die Hose hochzuziehen. Er fuhr hoch und rannte so schnell er konnte über den Hügel, bis er nicht mehr zu sehen war.»

Private Tom Tolson von der 8th Kings Own Yorkshire Light Infantry war als Scharfschütze ausgebildet worden. Man schickte ihn oft zu getarnten Beobachtungsposten, wo er schriftlich festhalten musste, was er in Erfahrung brachte, wie etwa Erkenntnisse über Stellungen von feindlichen Maschinengewehren. Ausserdem suchte er das Niemandsland nach deutschen Beobachtungsposten, Positionen von Scharfschützen und Hindernissen ab und schätzte Zustand, Stärke und Tiefe der feindlichen Stacheldrahtanlagen ein. Ebenso wichtig aber waren seine Beobachtungen des Feindes selbst; er beschrieb dessen Aktivitäten sowie auch die Abzeichen an den Uniformen, die Rückschlüsse auf die feindlichen Einheiten zuließen. Die Koordinaten auf seiner Landkarte ergänzten seine Notizen. «Feind holt Wasser aus einem Graben an Punkt F 19 C 05 50 (...) Deutscher zeigt Kopf und Schulter, ein anderer reicht ihm Sandsäcke hoch, offenbar um den Graben zu verstärken.» Tolsons Aufzeichnungen offenbaren auch, mit welchem Gottvertrauen der Feind ganz offen seinen Beschäftigungen nachging.

1:05 Sah Feind einige Sekunden lang über den Graben spähen, ehe er verschwand. Trug graue Felduniform und runde Mütze. Alle fünfzehn Minuten hielt ein Mann an dieser bestimmten Stelle Ausschau. F 19 C 1 1U 814.

2:10 Sah, wie aus feindlichem Frontgraben an verschiedenen Stellen Erde geworfen wurde.

2:45 Beobachtete vier Deutsche, die über die Brustwehr spähten. Einer mit Brille und sehr korpulent. Sie sprachen mit unseren Leuten und winkten. Gespräch dauerte fünf Minuten. Deutscher stand auf,

hielt ein Stück Weissbrot in der Hand. Er zeigte es unseren Männern und begann es zu essen, mit dem Taschenmesser in der Hand.

9:30 Sah zwei deutsche Offiziere mit glänzender Pickelhaube und grauer Uniform von der Taille aufwärts. Rauchten und lachten und winkten jemandem in unseren Gräben zu. Sie tranken aus einer Flasche, blieben etwa drei Minuten in Sicht und verschwanden dann wieder. Hätte sie erschiessen können bei F 19 C m 214.

Der Aufklärung wurde grosser Wert beigemessen. Dazu gehörten nächtliche Überfälle, mit denen man die Soldaten hinter den feindlichen Linien aufschreckte, die aber auch die Möglichkeit boten, Gefangene zu nehmen. Private Percy Ogley war an einem Überfall auf eine deutsche Maschinengewehrstellung beteiligt. Der befehlshabende Offizier führte seine Leute bis auf wenige Meter an den Feind heran, sodass man die Deutschen hören konnte, wie sie sich unterhielten, während ein Mann mit dem Maschinengewehr herumspielte, als wäre es nicht schussbereit. Plötzlich trat ein Deutscher heran und knöpfte seine Hose auf.

Als er uns sah, erstarrte er. Er war wie vor den Kopf gestossen, wusste nicht, ob er weglaufen, schreien oder sonst was tun sollte. Unser Offizier nahm ihm die Entscheidung ab. Er legte den Revolver an, zielte und feuerte aus nächster Nähe auf ihn.

Der Deutsche sank zu Boden. Seine Kameraden auf dem Aussenposten nahmen die Beine in die Hand und hechteten zurück in ihre Gräben.

«Und jetzt los, Freunde», sagte unser Offizier. «Macht schnell und hebt ihn auf die Schultern. Los, beeilt euch!»

Ogley bekam den Auftrag, den verwundeten Deutschen zu tragen.

Unser Offizier und ein Mann gingen mehrere Schritte voraus, und die anderen beiden folgten. Der arme Jerry hatte schreckliche Schmerzen; sein Blut strömte an meinem Rücken hinunter; es fehlte nicht viel, und

ich hätte ihn in meiner Erschöpfung fallen lassen. Die ganze Zeit stöhnte er. Irgendwann nahmen mir meine Kameraden den Gefangenen ab, und schliesslich erreichten wir unsere Linien. Dort tranken wir ein Gläschen Rum und untersuchten die Wunden des Deutschen.

Überfälle auf feindliche Stellungen waren ausgesprochen gefährlich, und häufig waren die eigenen Verluste grösser als die des Feindes. Private Ogley war noch an einer weiteren Operation beteiligt, doch diesmal war die Artillerie des Feindes gewarnt. Die Briten gerieten unter Beschuss und zogen sich hastig zurück. Als Ogley in einem Granattrichter Deckung suchte, bemerkte er, dass er nicht allein war. In der Dunkelheit hielt er den anderen Mann für seinen Offizier, Lieutenant Thomas Bassett. Als das feindliche Feuer nachliess, wandte sich Ogley ihm zu: ««Kommen Sie, Sir', sagte ich. ‚Ich glaube, jetzt können wir es wagen.‘ Zuvor hatte ich den Kopf in den Armen vergraben, doch als ich jetzt den Kerl neben mir ansah, schrie ich auf, sprang hoch und rannte los wie von der Tarantel gestochen.»

Es war ein Deutscher in fortgeschrittenem Stadium der Verwesung. Der Schock über diesen Anblick machte Ogley Beine, doch in seiner Panik schlug er den falschen Weg ein, einen tief eingegrabenen Pfad, und musste zickzack laufen, um detonierenden Granaten auszuweichen. Zitternd, aber erleichtert sprang er schliesslich in einen Schützengraben in vorderster Linie, wo man ihn mit einem wohlverdienten Tee und einer Zigarette bedachte. Ogley berichtete Lieutenant Bassett von seinem Fund. Zu seinem Ärger befahl dieser, ihn zu dem Granattrichter zu bringen; er wollte nachsehen, welchem Regiment der Tote angehörte.

Auf dem Bauch robbten wir durch das nasse Gras bis zum Granattrichter, in dem ich den toten Jerry gefunden hatte. Donnerwetter, war der Kerl gross! Er war mindestens 1,90. Wir beide wirkten neben ihm wie Pygmäen. Unser Offizier schnitt ihm die Schulterklappen ab, an denen man das Regiment des Burschen erkennen konnte, riss ihm ein

grosses Stück Drillich aus dem Mantelrücken und durchsuchte alle seine Taschen. So bekam er die gewünschte Information. Er meinte, es sei ein Bayer.

Der britische Tommy titulierte den Feind zwar pauschal als «Fritz», «Boche» oder «Hunne», konnte bei den deutschen Soldaten aber auch deutliche regionale Unterschiede ausmachen. Die Preussen waren für ihre Aggressivität bekannt, und es hiess, dass sie mit ihren angeblichen Grausamkeiten im Kampfgeschehen das schottische Regiment der Black Watch übertrumpfen wollten. Die Bayern hatten einen beinahe ebenso schlechten Ruf wie die Preussen, während die Sachsen wegen ihrer Gelassenheit an der Front und ihrer Gutmütigkeit allgemein recht beliebt waren. Man vermutete Reibungen zwischen den einzelnen deutschen Ländern, die sich ausnutzen liessen, vor allem bei den aufgeschlosseneren Sachsen, wie Second Lieutenant Barnett im Mai 1915 in einem Brief in die Heimat festhielt.

Neulich abends gingen ein paar Männer von der Rifle Brigade zum deutschen Drahtverhau und nahmen einen Zeitungsartikel mit, in dem berichtet wurde, wie einige Sachsen, die sich ergeben wollten, von preussischen Schützen niedergestreckt worden waren. Ich hoffe, unsere Freunde aus dem 133. [Königlich Sächsischen Infanterieregiment] nehmen sich das zu Herzen und fallen ihren preussischen Kameraden bei der erstbesten Gelegenheit in den Rücken.

Als Angelsachsen fühlten sich die Männer mit den deutschen Sachsen verbunden, und die Sachsen scheuten sich nicht, die britischen Soldaten auf Gemeinsamkeiten hinzuweisen. Der «Weihnachtsfriede» des vergangenen Jahres an vielen Frontabschnitten war auf die Anregung sächsischer Soldaten zurückgegangen. Und als im Januar 1915 die grossen Arbeitstrupps an die Front geschickt wurden, konnte Lieutenant Graham Hutchinson von den 2nd Argyll and Sutherland Highlanders beobachten, wie sich die Sachsen und die Männer vom East Kent Regiment einen

schweren Eisenhammer teilten und sich das Werkzeug abwechselnd über den Stacheldraht hinweg zuwarfen.

Im selben Bataillon diente auch Lieutenant Alexander Gillespie. Er sah, wie die Sachsen die allgegenwärtigen Tümpel dazu nutzten, Flaschenpostgrüsse zu den britischen Gräben zu schicken. Dieselbe Seelenruhe legten sie auch im November des Jahres an den Tag, als sie wegen überfluteter Gräben wieder einmal gezwungen waren, ihre Stellungen aufzugeben. Diesmal bewegten sie sich relativ frei im Gelände und schöpften und pumpten Wasser aus ihrem Frontgraben in einen Minenkrater. Am folgenden Morgen waren sie bester Stimmung, wie Lieutenant Frank Hitchcock vom 2nd Leinster Regiment beobachtete.

Der Feind rief mir «Guten Morgen!» zu. (...) Ich sah sechs Deutsche, die offen heranmarschierten und in einem ihrer vorgezogenen Posten Stellung bezogen. Sechs andere kamen heraus, die Gewehre umgehängt, die Kohlepfannen in der Hand, und riefen «Auf Wiedersehen!». Dann kehrten sie in ihren Hauptgraben zurück. Die Ablösung versuchte gleich darauf, mit uns zu fraternisieren.

Second Lieutenant Barnett, der in derselben Kompanie wie Hitchcock diente, mochte die Sachsen besonders gern. In seinen Briefen nach Hause beschrieb er ihre Fröhlichkeit und Jovialität.

Gestern Abend haben wir ein neues Maschinengewehr in Stellung gebracht und damit gleich bei Anbruch der Dunkelheit das Feuer eröffnet. Die Deutschen riefen: «Versucht's noch mal!» «Ziemlich gut!» und «*Vat was dat?*» Es war lustig, sie zu hören; es scheinen wirklich anständige Kerle zu sein (sie sind Sachsen). (...) Sie singen ständig und rufen wie ein Milchmann, besonders, wenn wir nachts unsere Salven abfeuern.

Hinter den Schützengräben der Leinsters stand ein zerstörtes Bauernhaus, dem beide Seiten auf der Suche nach Essbarem einen Besuch abstatteten. Einer von Barnetts Männern machte sich ohne Erlaubnis auf den Weg, um ein Hühnchen zu fangen. «Dabei stiess er auf einen Deutschen [einen Sachsen], der dieselbe Absicht hatte. Da beide kein Gewehr dabei hatten, nickten sie sich zu und gingen weiter.»

So wie die Briten nach Möglichkeit die regionalen Differenzen bei den Deutschen schüren wollten, so versuchten die Deutschen, mögliche Ressentiments zwischen den Alliierten zu ihrem Vorteil zu nutzen. Als im Sommer und Herbst 1915 Briten an der Somme stationiert wurden, versuchten die Deutschen, die Franzosen mit antibritischer Propaganda zu beeinflussen. Das Problem war nur, dass sie zu spät dran waren: Als Lieutenant Francis Smith mit seinen 1st Royal Scots an der Front eintraf, waren die Franzosen schon wieder weg.

Gestern haben die Hunnen sonderbare kleine Geschosse in die Gräben der A-Company rübergeschickt. Sie detonierten nicht, sondern bei einem löste sich die Spitze ab, und der Zylinder war voller Zettel. Darauf standen die Namen von französischen Gefangenen der Deutschen und hinter jedem Namen auch das Regiment – seitenweise Namen. Ausserdem enthielt er Gedrucktes, meist Geschichten und Artikel (alles in Französisch), die Grossbritannien in einem schlechten Licht dastehen liessen. Einer befasste sich mit der Jungfrau von Orléans und schilderte, wie grausam die Engländer sie verraten hatten. Wahrscheinlich vermuteten die Hunnen Franzosen in unseren Schützengräben. Auf den Geschossen stand in weisser Schrift «Zeitungen» und «Nachrichten». Anfangs waren wir misstrauisch, vermuteten eine List und zielten (aus sicherer Distanz) eine Weile auf sie, um zu sehen, ob sie detonierten, aber sie enthielten keinen Sprengstoff, nur Nachrichten.

Als die Engländer in das Gebiet an der Somme kamen, war dieser Frontabschnitt der ruhigste von allen, an denen sie bisher gekämpft hatten, – ein Nebenkriegsschauplatz, wo sich Franzosen und Deutsche lediglich

kurze, wenn auch heftige Gefechte lieferten. Private James Racine von den 1/5th Seaforth Highlanders traf mit seinem Bataillon Anfang September ein. An seinem ersten Tag fand er im Morgengrauen einen denkbar herzlichen Willkommensgruss.

In unserem Stacheldrahtverhau entdeckten wir einen Zettel mit der handschriftlichen Bitte, zwei oder drei unserer Männer zu einer bestimmten Zeit den halben Weg ins Niemandsland hinauszuschicken. Dort würden sie mit der gleichen Zahl von Deutschen zusammentreffen, um Journale und Souvenirs auszutauschen, wie man es schon mit den Franzosen gehalten habe. Nach einer Beratung erklärten sich unser Dolmetscher und zwei Männer dazu bereit und trafen sich zu Mittag auf halber Strecke mit dem Feind. Auf beiden Seiten steckten die Männer die Köpfe über den Grabenwall, und es fiel nicht ein einziger Schuss. Später, als wir von den Gräben abgezogen wurden und vor dem Kommandeur antreten mussten, hielt er uns eine heftige Standpauke. «Es ist unmöglich, mit der einen Hand gegen einen Mann zu kämpfen und ihm mit der anderen Schokolade zu geben», hielt er uns vor. Und er machte klar, dass jede derartige Aktion in Zukunft schwer bestraft würde.

Solche freundschaftlichen Beziehungen nahmen gelegentlich absurde Züge an, meinte Captain John Laurie von den 2nd Seaforth Highlanders, nachdem ihm eine anscheinend glaubwürdige Geschichte zugetragen worden war. Nach der deutschen Offensive im April und Mai 1915 bei Ypern war sein Bataillon geschwächt vom Ypern-Bogen zurückgekehrt und hatte die Front östlich von Maily-Maillet übernommen. Bislang war dieser Abschnitt von den Franzosen gehalten worden, die nichts von Überfällen oder Granatfeuer hielten. Ihre Beziehungen zu den Feinden hatten sich so weit entwickelt, dass deutsche Offiziere nachts auf ein Spiel Bridge herüberkamen. Und da sie von der Ablösung nichts erfahren hatten, stiessen sie nun unvermittelt auf die Briten.

Die Briten sollten bleiben. Und das richtige Spiel würde erst noch beginnen.

Manche Soldaten wünschten sich nichts sehnlicher, als den Kämpfen zu entkommen. Als Ausweg erschien ihnen eine Verwundung, die ernst genug war, um – am besten für immer – von der Front abgezogen zu werden, die aber keine langfristigen Folgen hatte. Ein solcher Soldat auf deutscher Seite fiel Private Frank Richards im März 1915 auf. Der Mann arbeitete mit einem Hammer und liess jedes Mal, wenn er ihn schwang, ein paar Sekunden lang die Arme in der Luft, ehe er ihn hinunterfallen liess. «Wir begriffen, worauf er es anlegte», schrieb Richards. «Und um ihm den Gefallen zu tun, begannen wir, auf seine Hände und Arme zu schiessen.» Doch ein schmales Ziel wie ein Arm lässt sich nicht so leicht treffen.

Eine geringe Zahl von Männern wollte auch keine leichte Verletzung in Kauf nehmen und desertierte. Sie hatten das Leben in den Schützengräben wahrscheinlich bis obenhin satt, waren wegen der ständigen Bedrohung am Rande des Nervenzusammenbruchs, und vielleicht fühlten sie sich der Sache ihres Heimatlands auch nicht mehr sonderlich verpflichtet, wenn sie es überhaupt je gewesen waren. Die Männer aus den vormals französischen Gebieten Elsass und Lothringen konnten gewöhnlich keine grosse Begeisterung für den Kampf des deutschen Kaisers gegen die Franzosen aufbringen. Anderen waren die internationalen Konflikte gleichgültig. Solche Männer empfanden sich kaum als Teil des grossen Ganzen, und wenn sich ihnen eine Gelegenheit bot, ergaben sie sich kampflos. Als Sergeant Dawson von der 7th Somerset Light Infantry im Schlamm an der Somme feststeckte, ging es ihm nur noch darum, wieder herausgezogen zu werden, ganz gleich von wem. Sein Kommandeur, Colonel Cecil Troyte-Bullock, schilderte später sein Schicksal.

Er [Dawson] wurde von fünf Boches gefunden, die sich gleich daran machten, ihn zu befreien. Er erwartete natürlich, dass man ihn hinter die Linien der Hunnen brachte, doch weit gefehlt. Sie teilten ihm mit,

sie seien seine Gefangenen, und verlangten, auf die andere Seite zu unseren Schützengräben gebracht zu werden. Sergeant Dawson aber hatte sich hoffnungslos verlaufen und sagte ihnen das auch. Sie erklärten, das mache nichts, sie würden den Weg kennen. Dann führten sie ihn zurück zum vorgezogenen Hauptquartier unseres Bataillons. Auf ihrem Weg gruben sie noch einen weiteren unserer Männer aus, der ebenfalls im Schlamm festsass, und nahmen ihn mit.

Deserteure setzten sich gewöhnlich nachts ab. Sie kletterten aus dem Graben über den Wall, ohne zu wissen, ob der Wachposten auf der gegenüberliegenden Seite nicht den Finger am Abzug hatte. Es war ein gefährliches Unterfangen. Lieutenant Andrew Buxton von der 3rd Rifle Brigade war dabei, als sich einem seiner Posten nachts ein Deutscher näherte. «Hallo! Soldat!», rief er leise. Buxton vermutete zwar, dass er sich ergeben wollte, doch es konnte ebenso gut eine List sein, um die Position des Wachpostens auszumachen und ihn dann zu beschliessen, wie es schon einige Male geschehen war. «Die einzige Antwort war also eine Handgranate», schrieb Buxton, «allerdings ist ihm wohl nichts passiert.»

Lieutenant Gillespie sass im trüben Licht seines Unterstands und las gerade, als ihm eine fröhliche Stimme in schottischem Dialekt verkündete, man habe ein «nettes Geschenk» für den Offizier.

Ich blickte auf und sah im Eingang einen Deutschen stehen, Kappe und Waffenrock in Grau, mit roten Litzen. Er war ein Deserteur, ein junger Preusse, der in der Dunkelheit zu unserem Stacheldraht gekrochen war und auf den Warnruf hin die Hände gehoben hatte. Dann hatte Fraser, unser kräftiger Unteroffizier, ihn mit seinem muskelbepackten Arm in den Graben geschleudert. Der Preusse war aber überhaupt nicht eingeschüchtert, sondern wischte die Papiere von einem Stuhl, setzte sich hin und bat um eine Zigarette. Er konnte es kaum erwarten zu reden, und ich wünschte, ich könnte ein bisschen mehr Deutsch. Er sei herübergekommen, weil es «hier drüben besser» sei.

(...) Er berichtete mir viel über Offiziere und Feldwebel, über ihr elendes Leben in den Unterkünften, erzählte mehr, als ich verstehen konnte. So schickten wir ihn ins Hauptquartier, wo er seine Geschichte erzählen konnte. Was für ein erbärmlicher Kerl – ich verabscheue Deserteure!

Einem anderen Deserteur fehlte das Selbstvertrauen dieses Mannes völlig. Captain T.I. Dunn von der 36th Field Ambulance, der Deserteure ebenso verachtete wie Gillespie, schilderte die Begegnung mit dem Mann.

Hereingeführt wurde ein deutscher Deserteur mit verbundenen Augen, und ihm folgte ein Haufen neugieriger Tommies. Wachen mit aufgestelltem Bajonett brachten ihn in einen grossen Schuppen, und wir gingen hin, um ihn uns anzusehen. (...) Der Deserteur hielt noch immer einen kleinen Stock mit einem grossen weissen Taschentuch in der Hand, mit dem er, wie die Wache sagte, beim Laufen heftig gewunken hatte. Und im Näherkommen rief er: «Nicht schiessen! Nicht schiessen!» (...) Er hatte grosse Furcht. Bei der Durchsuchung fand man bei ihm einige Briefe und Postkarten mit dem Aufdruck seines Regiments. Er gehörte zum Landsturm. Er beantwortete unsere Fragen bereitwillig und klug.

Auf die Frage, warum er desertiert sei, sagte er, er habe nicht genug zu essen gehabt. Seine sächsischen Kameraden hätten ihn polnisches Schwein genannt und ihm nur die Reste ihrer Rationen überlassen. Viele weitere seiner Landsleute wären mit ihm desertiert, nur glaubten sie, in unseren Gräben auf schwarze Soldaten zu stossen, die ihre Gefangenen töteten und verspeisten, deshalb hätten sie sich nicht getraut. Man habe den Soldaten offiziell mitgeteilt, dass am 8. November [1915] der Friedensschluss verkündet werden würde, behauptete er. Als wir nach der Begründung dafür fragten, meinte er, man habe ihnen

wiederholt mitgeteilt, die Alliierten hätten keine Soldaten mehr und seien pleite. Wie ihr seht, dauert es nicht mehr lange bis zum Frieden!!

Wir liessen ihn bei einem Sergeant zurück, und er verschlang gierig den Räucherschinken mit Brot und Butter, was man ihm vorsetzte. Ein Offizier gab ihm eine Zigarre. Es war lustig, wie Dutzende Tommies in der Tür standen und die Szene amüsiert und mit grösster Neugier verfolgten, während sie etwas über «den verdammten Hunnen» murmelten. Er erzählte uns eine Menge über ihr Heer, über die Soldaten und ihr Leben.

Es gab aber auch noch eine andere Gruppe von deutschen Soldaten, die im Schutz der Dunkelheit zur feindlichen Linie hinüberhuschten. Sie waren zwar ebenso entschlossen wie die Deserteure, wollten aber ihrem Vaterland dienen. Es waren Spione, und sie gingen das Risiko ein, entdeckt und erschossen zu werden. Denn mit dem, was sie in Erfahrung brachten, konnten sie an der gegnerischen Front tatsächlich grossen Schaden anrichten.

Die Angst vor feindlichen Agenten hinter den britischen Linien bewegte hochrangige Offiziere unverhältnismässig stark. Im August 1914 hatten die britischen Behörden feindlichen Ausländern im wehrfähigen Alter für eine Woche die Möglichkeit gegeben, in ihre Heimat zurückzukehren. Zu Weihnachten war man im Niemandsland der Westfront bisweilen auf Deutsche gestossen, die perfekt Englisch sprachen. In den Kommandozentralen wusste man also von den ausgezeichneten Englischkenntnissen vieler Deutscher. Einige von ihnen konnten durchaus als britische Offiziere durchgehen.

Seit dem Herbst 1914 hegte man den Verdacht, dass sich deutsche Agenten unter die britischen Soldaten mischten und Befehle erteilten, die den bestehenden Anordnungen widersprachen. Captain Smith-Osborne von den Royal Welsh Fusiliers berichtete, dass während der heftigen Kämpfe um Ypern Ende Oktober 1914 den ganzen Morgen über «Mel-dungen in völlig korrekter Form entlang der Front von dem Kommandeur der A-Kompanie zu meiner Rechten bei mir eintrafen; und immer handelte es sich um dieselbe Order: ‚Befehl zum Rückzug!›»⁴ Smyth-Os-

borne bekam diese Meldungen noch lange, nachdem man festgestellt hatte, dass der angebliche Absender, ein Offizier, gefallen war. Ein etwa zur gleichen Zeit gefangengenommener Offizier berichtete sogar, bei den Deutschen gehört zu haben, sie würden die Paletots von Kriegsgefangenen für «Spionagearbeit» verwenden.

Das Spionagefieber führte zu übertriebenem Misstrauen und damit zu eigenartigen Situationen. Bei den 1st Royal Scots herrschte Mitte 1915 einige Male grosse Aufregung. Sie gipfelte in der Entdeckung eines «räudigen Köters» im Niemandsland. «Der Hund wurde hereingebracht und von den Männern sorgfältig untersucht. Sie hatten nämlich von präparierten Hunden gehört, die unter einem falschen Fell Informationen zum Feind brachten! Dieses Tier wurde von vielen schwierigen Händen begrapscht und zu seinem Kummer hierhergezerrt», schrieb ein Offizier des Bataillons. «Er erwies sich als völlig unschuldig, wurde aber kurz darauf zum Deserteur.»

Man fürchtete auch, dass deutsche Spione hinter den eigenen Linien die Bewegungen der alliierten Streitkräfte beobachteten und meldeten, und dass es in Frankreich und Belgien Kollaborateure gab, die von ihren Häusern aus Signale aussendeten. Man konnte mit Windmühlenflügeln und Uhrzeigern das Winkeralphabet benutzen, in den Fenstern höherer Stockwerke Lichter an- und ausschalten oder die Wäsche so zum Trocknen auslegen, dass feindliche Flieger daraus bestimmte Informationen entnehmen konnten.

Die Beobachtungen waren oft sehr konkret. Zwei Wochen nach seiner Landung bei Boulogne-sur-Mer befand sich das 9th East Surrey Regiment in der französischen Gemeinde Humbert auf Agentenjagd. Im Kriegstagebuch des Bataillons finden sich folgende Einträge:

Anweisungen erhalten zum Fall der zwei Zivilisten, die im Auto herumfahren, um Informationen über unsere Soldaten zu sammeln: Auto alt und schäbig, Roi de Beiges, offener Touringwagen, eventuell ein Darracq, wobei das Darracq-Symbol vom Kühler entfernt wurde. Dunkle Farbe, Kühler aus Messing, lauter Motor. Individuum I: Älterer Mann, graues Haar, schütterer Bart, wirkt französisch, spricht Fran-

zösisch. Zuletzt gesehen mit braunem Hut und dunklem Anzug. Individuum II: kräftiger Körperbau, über 1,80 gross, 40 Jahre, teigiges Gesicht, ziemlich korpulent, schwarzer Schnauzbart. Beide am Steuer gesehen. Einheiten benachrichtigt, dass Wachposten die beiden Individuen auf der Strasse aufhalten und festnehmen sollen (auch wenn sie mit Passierscheinen ausgestattet sind). Sie trennen und von Offizieren in Divisionshauptquartier bringen lassen. Wenn Wagen Haltebefehl missachtet, auf Reifen schiessen. Anweisungen an Regimentspolizei weitergeleitet, abends wiederholt. Polizeiliche Strassen sperren, Posten bewaffnet, Magazine geladen. Wachen gewarnt, dass Individuen, falls es Spione sind, wohl nicht zögern werden zu schiessen.

Letztlich nahm man mehr britische Offiziere und Soldaten fest als feindliche Agenten, besonders nachdem für entdeckte Spione eine Belohnung ausgesetzt worden war.

«In der 109. Brigade misstraut jeder jedem», schrieb Private Charles Heare aus dem 1/2nd Monmouthshire Regiment.

Man sagt ihnen, dass sie zehn Pfund bekommen und nach Irland versetzt werden, wenn sie einen Spion fangen. Es ist eine Qual, abends draussen unterwegs zu sein. «Halt! Halt!», wohin man auch kommt. Als ich eines Nachts von den Schützengräben zurückkehrte, hielt mich ein Wachhabender an. «Ich bin schon auf dem Weg nach Belfast», erklärte er mir. «Was, wegen Krankheit?», fragte ich. «Nein», sagte er, «ich habe gerade einen Spion geschnappt.» – «Dann wollen wir ihn uns mal ansehen.» Gesagt, getan. Dabei hätte ich beinahe einen Lachanfall bekommen. Es handelte sich um unseren Colonel Bowen.

Allerdings war nicht jeder Spionageverdacht das Produkt einer überbordenden Fantasie. Harry Siepmann, der Artillerieoberst deutscher Herkunft, hatte da seine Erfahrungen, wäre er doch im August 1914 bei ei-

nem Spaziergang auf den Klippen Cornwalls beinahe erschossen worden. Während seines Einsatzes in Frankreich an einer Geschützbatterie traten zwei Stabsoffiziere an Siepmann heran, um die Stellungen zu inspizieren. Sie baten, sich die Waffen ansehen und Fragen stellen zu dürfen. Als diese zu ihrer Zufriedenheit beantwortet worden waren, brachen sie auf, und Siepmann begleitete sie höflich zur nächsten Strasse.

Einen Moment lang blieb ich stehen und sah ihnen nach, als sie die Strasse entlanggingen, und plötzlich dämmerte es mir. (...) Ich hatte nicht den geringsten Zweifel, dass es sich bei diesen beiden Männern in der Uniform britischer Stabsoffiziere um Deutsche handelte. Die Rückenansicht des einen mit dem Watschelgang hätte mich vielleicht nicht überzeugt, hätte ich bei dem anderen nicht eine vage Unsicherheit verspürt. Er hatte mir in seinem fehlerlosen Englisch zu viele Fragen gestellt, doch was die Aussprache betrifft, war mein Ohr geschult, ausserdem hatte ich einige Erfahrung mit deutschen Eigenheiten.

Die beiden «Stabsoffiziere» verschwanden seinem Blick. Vielleicht konnte nur ein Deutscher – auch wenn er es nur zur Hälfte war – einen Deutschen erkennen. Doch letztlich liess Siepmann die Sache auf sich beruhen. «Ich entschloss mich, meinen Verdacht für mich zu behalten, nicht weil ich heimliche Sympathie für die beiden in ihrer Verkleidung hegte, sondern weil ich fürchtete, ausgelacht zu werden, wenn ich wegen solch einer haarsträubenden Geschichte Alarm schlug.»

Die Militärbehörden fürchteten Agenten ganz besonders, denn am 25. September 1915 wollte sich das britische Heer an der ersten gemeinsamen Offensive der Alliierten beteiligen. Die Engländer sollten die Deutschen nahe der Bergwerksstadt Loos vom Norden her angreifen, die Franzosen in der Provinz Artois vom Süden her. Das 9th East Surrey Regiment, das zur 14th Division gehörte, hatte den Befehl, in der Nähe des

Dorfes Hulluch gegen die Deutschen vorzurücken. Eine Einheit wurde von dem nicht mehr ganz jungen Offizier Wilfred Birt kommandiert, der am linken Oberschenkel getroffen und schwer verwundet wurde, als er seine Soldaten in den Kampf führte.

Captain Birt hatte sich im Oktober 1914 im Alter von 34 Jahren zum Militärdienst gemeldet. Der Absolvent der Harrow School und des Oxforder Oriel College war bei Kriegsausbruch bereits zum geschäftsführenden Direktor der Australian Mutual Shipping Company aufgestiegen. Am letzten Augusttag 1915 wurde er mit seinem Bataillon als Kompaniechef nach Frankreich abkommandiert.

Im selben Bataillon diente auch Corporal Alfred Felton, ein fünfzigjähriger Bauunternehmer aus dem Südlondoner Stadtteil Battersea. Nach seiner Eheschliessung mit der um zwanzig Jahre jüngeren Jenny im Jahr 1906 liess er sich in Brentford nieder. Im Jahr 1914 hatten sie drei Kinder: Ethel, Winnifred und Alfred, der bei Kriegsausbruch gerade fünf war. Warum ihr Vater es in dieser Lebenssituation für nötig hielt, sich zum Dienst an der Waffe zu melden und vermutlich ein falsches Alter anzugeben, ist nicht bekannt. Doch im August 1915 befand sich Felton auf demselben Schiff wie Birt und nahm wenige Wochen später an besagtem Angriff teil.

Birt wurde als verwundet und verschollen gemeldet; Corporal Alfred Felton einfach nur als verschollen. Das Bataillon war völlig aufgerieben worden und hatte 452 Tote und Verwundeten zu beklagen. Das waren knapp fünfzig Prozent der Männer, die sich nach Frankreich eingeschifft hatten. Von Felton fehlte jede Spur, und sechs Monate später wurde er für tot erklärt, gefallen vermutlich am Tag des Angriffs. Nach dem Krieg gelangten jedoch einige seiner persönlichen Dinge unter merkwürdigen Umständen aus Deutschland zurück zu seiner Familie. Birt hatte mehr Glück. Einige Wochen nach Zerschlagung seines Bataillons erfuhr man, dass er in Gefangenschaft geraten war. Mitte November erhielt seine Frau von ihm eine Karte, auf der er mitteilte, er befinde sich im Kriegsgefangenenlager in dem Kölner Vorort Wahn.

Nach der verpfuschten Operation eines französischen Arztes, vermut-

lich in einem Feldlazarett, war Birts Bein sage und schreibe 1 1/2 Zentimeter kürzer als das andere. Man brachte ihn nach Deutschland, wo er, unter ständigen starken Schmerzen leidend, ans Bett gefesselt blieb, nicht essen mochte, aber stark rauchte. Er verlor bedrohlich an Gewicht.

Wegen seines Gesundheitszustands verlegte man Birt in das Kölner Augustahospital. Die kurze Fahrt in der Nacht war eine Qual für ihn, da nicht einmal die Morphiumspritzen seine Schmerzen betäuben konnten. Er wurde erneut operiert und lag danach in einem Zimmer mit zwei anderen britischen Offizieren. Birt räumte ein, dass man kaum eine bessere Behandlung bekommen konnte als er und die beiden anderen. Die Deutschen wiederum bewunderten Birt, weil er nicht klagte, und schon bald war er bei seinen Mitgefangenen wie auch bei dem medizinischen Personal ausgesprochen beliebt.

Langsam kehrte sein Appetit zurück, und er nahm wieder zu, was er im Wesentlichen den dicken Lebensmittelpaketen von seiner Familie verdankte. Und als dann regelmässig Briefe von zu Haus eintrafen, fasste er auch wieder neuen Lebensmut.

Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie albern man sich aufführt, wenn unter diesen Umständen tatsächlich ein Brief kommt, und bitte glaubt mir, ich lese die beiden von euch immer wieder aufs Neue, sodass sie jetzt schon ganz fleckig von meinen Fingern sind.

Sie päppeln mich hier auf für eine kleine Operation, die gemacht werden soll. (...) Ist es nicht Pech, was mit dem Bein passiert ist? Wenn es gleich richtig gemacht worden wäre, könnte ich jetzt herumlaufen. Doch wie Ihr selbst wisst, hatte ich schon immer diese Art von Problemen, seit ich ein kleiner Knirps war – aber es wird schon wieder gut werden, so wie es vorher war.

Zwei deutsche Spezialisten führten die komplizierte Operation durch, bei der sein linkes Bein verlängert werden sollte. Der Eingriff erfolgte ohne Betäubung, war jedoch erfolgreich und nach Aussage des Patienten nicht

übermässig schmerzhaft. Birt wurde dann auf der linken Seite vom Fuss bis zur Brust eingegipst, konnte aber trotzdem bereits am folgenden Tag einen Brief an seine Frau schreiben.

Der Arzt hob mich an diesem Morgen aus dem Bett, und ich stand zum ersten Mal seit dem 26. Sept, wieder auf eigenen Beinen! Eine furchtbar wackelige Angelegenheit, und nach etwa 30 Sekunden musste ich mich setzen. Sie haben bei mir zweifellos Grossartiges geleistet, und ich empfinde für die Ärzte – insbesondere für meinen Doktor Maier – grosse Hochachtung, so schrecklich klug und umsichtig, wie sie vorgehen. [Dies ist ein] erstklassiges deutsches Krankenhaus mit guten Ärzten und sorgfältiger Pflege.

Ein grösseres Lob hätte Birt seinen Chirurgen nicht aussprechen können, und er freute sich, wie er in einem Brief schrieb, auf den Tag seiner Heimkehr.

In Köln folgte ein Zug ernster Menschen einem Sarg über den grossen Südfriedhof. In der Prozession befanden sich vier Kriegsgefangene, allesamt Offiziere. Einer von ihnen, Lieutenant Charles Wilson MC, war zunächst 1914 mit den 10th Hussars in Frankreich stationiert gewesen und hatte später in der 15th Squadron des Royal Flying Corps gedient. Nach seinem Abschied über Ypern war er gerade erst nach Köln gebracht worden. Mostyn Llewellyn, ein Captain des Monmouthshire Regiment, war der Ehemann der Kusine des Verstorbenen. Der Weg führte an den Gräbern gefallener deutscher Soldaten vorbei, die unter den mächtigen Tannen zur letzten Ruhe gebettet worden waren. Schliesslich erreichte man eine Lichtung mit dem rasch wachsenden Friedhof für die britischen Soldaten, die in der Gefangenschaft gestorben waren.

Am Morgen hatte man das Grab ausgehoben, das den Sarg mit Captain Wilfred Birt aufnehmen sollte. Sein plötzlicher Tod hatte alle erschüttert, die Kameraden in Gefangenschaft ebenso wie die deutschen Ärzte und Schwestern, die ihn monatelang betreut hatten.



April 1916: Britische und deutsche Offiziere auf dem Kölner Südfriedhof bei der Beerdigung von Captain Wilfred Birt vom 9th East Surrey Regiment.

Zwei Wochen zuvor hatte Birt noch an seine Schwester geschrieben, sich für ein Lebensmittelpaket bedankt und um englisches Brot gebeten. Dann fügte er noch hinzu, dass sein Bein schmerze und er nach der Operation immer noch im Streckverband liege, aber alles in allem werde es besser, und er sende ihnen zu Hause liebe Grüsse.

Es ging jedoch nicht länger um Wilfred Birts Bein. Immer grössere Sorgen bereiteten den Ärzten seine schweren Darmprobleme. Man zog zwei Spezialisten hinzu, aber die durchgeführte Notoperation blieb ohne Erfolg. Birt erlangte zwar noch einmal das Bewusstsein zurück, war aber nicht mehr zu retten. Lieutenant Wilson, sein Zimmerkamerad, mit dem er sich angefreundet hatte, besuchte den todkranken Offizier. Er war Zeuge, wie Birt sich noch einmal kurz regte, aber dann am Abend friedlich und ohne Schmerzen einschlief. Nach Meinung der Ärzte war er durch die dauerhafte Belastung seiner Beinwunde «zu geschwächt, um die folgenden Belastungen zu ertragen». Seine Sterbeurkunde verzeichnet als Todesursache «Herzversagen».

Bei dem Trauergottesdienst für ihn herrschte eine ganz andere Atmosphäre als bei der hastigen, heimlichen Bestattung von Major Charles Yate mehr als ein Jahr zuvor. Damals hatte man keinen seiner Offizierskameraden zugelassen, weil man fürchtete, durch ihre Anwesenheit in der Zivilbevölkerung Unruhe zu schüren. Inzwischen aber hatte sich das Kriegsfieber so weit gelegt, dass man Birts Verwandtem Captain Llewellyn gestattete, mit dem regulären Personenzug aus seinem Lager im 60 Kilometer entfernten Krefeld nach Köln zu fahren. In einem Brief an Birts Frau Veronica schilderte Llewellyn die Beerdigung.

Unser Kommandeur erhielt einen Brief vom Leiter des Krankenhauses in Köln, in dem er vom Tod Wilfreds berichtete. Aus Respekt für ihn würde er es begrüßen, wenn ich am folgenden Tag zur Beerdigung kommen könnte. (...) Ich erhielt also Freigang und fuhr am nächsten Morgen nach Köln, wo ich rechtzeitig zum Gottesdienst im Hof des Krankenhauses eintraf. Anschliessend wurde der Sarg von (verwundeten) englischen Tommies zum Leichenwagen getragen. Auf dem Friedhof warteten bereits der Kölner Generalkommandeur und andere Vertreter des Militärs. Das Begräbnis selbst war würdig – die Deutschen, denen sein Tod wirklich nahe ging, hatten es sorgfältig geplant und an alles gedacht –, denn er war bei ihnen sehr angesehen und hatte sich ihre tiefe Bewunderung erworben. Der General drückte sein Mitgefühl und sein Beileid aus, auch im Namen von anderen Repräsentanten. Es gab hübsche Kränze, darunter einen von der Stadt Köln. Die Trauerzeremonie am offenen Grabe vollzog der katholische Priester, der ihn persönlich gekannt hatte. Er hielt seine Predigt in Englisch und betonte noch einmal, wie sehr er ihn geschätzt habe. Er versprach mir, darauf zu achten, dass sein Grab in Ordnung gehalten würde. (...) Die Ärzte waren ihm sehr zugetan und traurig über seinen Tod. Es war höchst umsichtig, dass man mich zur Beerdigung geholt hatte, und ich war froh, dabei zu sein.

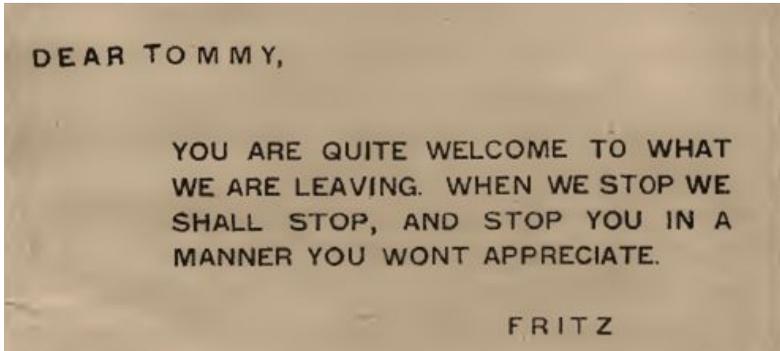
Wer die drei anderen Offiziere neben Captain Llewellyn auf dem damals aufgenommenen Foto sind, lässt sich nicht sagen. Bei dem Mann mit dem Ordensband des Military Cross handelt es sich jedoch um einen Offizier des Royal Flying Corps, also vermutlich um Lieutenant Charles Wilson. Die anderen beiden sind offenbar die Soldaten, mit denen Birt im Krankenhaus das Zimmer teilte.

Birts persönliche Habe wurde an seine Frau Veronica geschickt. Beigefügt war ein Brief eines Deutschen mit einer detaillierten Darstellung der Todesursache sowie Worten des Bedauerns über Birts Tod und einer sehr persönlichen Würdigung des Verstorbenen:

Captain WB Birt von der englischen Armee wurde, nachdem er an schweren Verletzungen gestorben war, gestern auf dem Südfriedhof zur letzten Ruhe gebettet. Dies würde wohl in der langen Reihe fast täglich stattfindender Militärbegräbnisse keine weitere Aufmerksamkeit verlangen, wenn es hier nicht um einen Mann ginge, der sich mit der Geradlinigkeit seines Charakters, mit seiner wahrhaft noblen Haltung und dem unvoreingenommenen Verständnis für deutsche Eigenheiten den höchsten Respekt seiner Feinde verdient hatte. (...) Freund wie Feind empfinden tiefste Trauer über seinen Tod.

Unter den vielen Kränzen fiel einer besonders auf: Auf der Schleife stand der Name des Arztes aus dem deutschen Lazarett, der im Namen des medizinischen Personals das Andenken des viel zu früh verstorbenen Mannes würdigte: «Captain Birts Aufzeichnungen und Erklärungen [über die Qualität seiner Behandlung] werden eines Tages dazu beitragen können, dass man selbst in England die Wahrheit erkennt. Deshalb werden wir alle, die wir ihn kannten, seiner in Ehren gedenken.»

«Selbst in England»? Und was meinte er mit «Wahrheit»? Dass die Deutschen alle ihre Gefangenen so sorgsam betreuten wie Captain Wilfred Birt und seine Kameraden? Dabei war das Bild in diesem Punkt viel widersprüchlicher.



Während der Schlacht bei Loos im Oktober 1915 wurde dieses Flugblatt hinter den britischen Linien abgeworfen: «Lieber Tommy, willkommen in unseren Hinterlassenschaften. Wenn wir anhalten, meinen wir es ernst, und dann bremsen wir euren Vormarsch auf eine Weise, die euch nicht gefallen wird. Fritz»

Trotz der schweren Verluste des East Surrey Regiment konnten die Alliierten in der Offensive bei Loos anfangs Erfolge erzielen und mehrfach breite Breschen in die deutschen Linien schlagen. Dann aber häuften sich die Schwierigkeiten; es gab Probleme mit dem Nachschub und mit der Übersicht über das Kampfgeschehen. Als sich die Deutschen wieder gefangen hatten und heftige Gegenangriffe führten, wurden die Briten in die Defensive gezwungen.

Nach heftigen Kämpfen entstand eine Pause, bis die Briten Mitte Oktober ihren Angriff wieder aufnahmen. Der wurde jedoch zurückgeschlagen, und sie erlitten schwere Verluste. Als das Wetter schlechter wurde und sich der Winter ankündigte, kamen die Kämpfe zum Erliegen. Wieder standen sich vor dem nahen Weihnachtsfest die beiden Seiten gegenüber, und viele Soldaten werden sich gefragt haben, ob beide Seiten noch das Kameradschaftsgefühl für eine Waffenruhe auch in diesem Jahr aufbringen konnten.

Die Nachricht vom ersten «Weihnachtsfrieden» hatte sich bei den

Soldaten in Frankreich und Belgien rasch herumgesprachen. Nach wenigen Tagen erfuhr auch die britische Öffentlichkeit davon, nicht nur aus den Briefen ihrer Söhne und Ehemänner, sondern auch aus der Presse, die Berichte über die Ereignisse und privat aufgenommene Fotos veröffentlichte.

Die Bilder in Zeitungen wie *Daily Mirror* und *Daily Sketch* zeigten entspannt nebeneinanderstehende, lachende deutsche und britische Soldaten. Blätter wie die *Illustrated London News* und *The Sphere* kamen nicht schnell genug an Fotos heran und veröffentlichten daher stimmungsvolle Zeichnungen.

Die britische Heeresleitung schäumte vor Wut. Frontsoldaten berichteten von englischen und deutschen Soldaten, die «Arm in Arm dastanden, nachdem sie Mützen und Helme ausgetauscht hatten», und sich dabei fotografieren liessen. «Sie [die Deutschen] sind fabelhafte Kerle», schrieb ein Angehöriger der London Rifle Brigade, dessen Brief in voller Länge in der *Times* veröffentlicht wurde. «Ich habe ihnen gegenüber jetzt eine völlig andere Haltung.»

Die Fotos in den Zeitungen bestärkten den Generalstab in seiner Absicht, die Mitnahme privater Kameras an die Westfront zu verbieten und die Briefe strenger zensieren zu lassen. Solche Vorfälle, hiess es, dürften sich niemals wiederholen. Ein Jahr später warnte die Heeresleitung, Fraternisierungen mit dem Feind würden nicht geduldet. Die vier Bataillone der 47th London Division in der 140th Infantry Brigade etwa erhielten die Mitteilung: «Der Brigadier General [Brigadegeneral] erteilt in dieser Angelegenheit allen Rängen die strikteste Order, und jeder Soldat, der mit Hilfe von Zeichen, Worten oder anderen Mitteln den Kontakt aufnimmt, wird hart bestraft werden. Scharfschützen und Maschinengewehre müssen grundsätzlich bereit sein, auf jeden Deutschen zu schiessen, der über der Brustwehr auftaucht.»

Da die Deutschen fast die gleichen Befehle erhielten, war allgemein klar, dass ein weiterer Waffenstillstand nicht zur Debatte stand.

Der einundvierzigjährige Captain Miles Barne war drei Tage vor Weihnachten ersatzweise zum Kommandeur des ersten Bataillons der

Scots Guards berufen worden. Eine Woche zuvor war Lieutenant Colonel Lennox, der damalige Befehlshaber, krank in die Heimat zurückgekehrt, und sein Nachfolger Captain John Thorpe war verwundet. Jetzt musste also Barne in der nahe des Dorfes Lavantie stehenden Einheit die Disziplin aufrechterhalten.

Kurz vor Weihnachten wurde Barne vom Stabschef der 2nd Guards Brigade zu einer Unterredung gebeten. Major Guy Rasch informierte Barne vom Befehl des Divisionskommandeurs, dass am Weihnachtstag keinerlei Sonderregelungen gelten sollten. Daher beorderte Barnes zwei seiner Kompanien, B und C, zu einem zweitägigen Einsatz in die Schützengräben.

Private William Gordon war seit zwölf Wochen bei der B-Kompanie in Frankreich. Nach Anbruch der Dunkelheit brachen die Männer auf, schwer beladen mit Ersatzmunition, Wasservorräten und Säcken mit der zum Kochen benötigten Kohle. Nach dem üblichen mühseligen Marsch durch die Versorgungsgräben erreichte die B-Kompanie zwei runde Befestigungen, die etwa hundert Meter hinter den von der C-Kompanie gehaltenen Gräben in vorderster Linie lagen.

Es war eine ruhige Nacht, kalt und trocken, und nur hin und wieder durchbrach der Schuss eines Scharfschützen die Stille. Gegen neun Uhr abends eröffnete die deutsche Artillerie ein kurzes krachendes und zischendes Sperrfeuer mit ihren 14-Pfund-Geschossen, die in den Versorgungsgräben beträchtliche Schäden anrichtete, aber keine Opfer forderten. Dann breitete sich wieder Stille aus. Plötzlich hörte man Stimmen. Es waren die Deutschen, die in ihren Schützengräben Kirchen- und Weihnachtslieder sangen. William Gordon lauschte ihnen gebannt.

Bei Tagesanbruch begannen die Deutschen zu rufen: «Tommy, Tommy, frohe Weihnachten!» Ihnen antworteten die Scots Guards und dann auch die Männer vom ersten Bataillon der Coldstream Guards: «Heh, Fritz! Fröhliche Weihnachten!»

Als es allmählich heller wurde, kam ein Sergeant von den ein Stück links von uns liegenden Coldstreams, ein Mann mit einer recht kraft-

vollen Stimme, und rief zu den Deutschen hinüber. Gleichzeitig richtete er sich im Laufgraben auf, zeigte sich von der Taille aufwärts und bedeutete den Deutschen in ihren Gräben, dass sie es ihm gleichtun sollten.

Die C-Kompanie wurde von Sir Ian Colquhoun geführt. Dieser vorzügliche Offizier war Boxmeister im Leichtgewicht im britischen Heer und sollte später zwei Mal den Distinguished Order verliehen bekommen. Ausserdem verfügte er über ausgezeichnete Beziehungen und ehelichte 1915 Geraldine Bryde, eine Nichte der Gattin des Premierministers. In seinem Tagebuch hielt er fest, dass seine Männer um neun Uhr morgens gerade beim Frühstück waren, als er hörte, dass Deutsche auf den britischen Schutzwall zumarschierten. Colquhoun brach unverzüglich auf, um zu sehen, was da los war.

Ein deutscher Offizier trat vor und ersuchte mich um eine Waffenruhe zu Weihnachten. Ich erwiderte, das sei nicht möglich. Daraufhin beantragte er eine Dreiviertelstunde, um seine Gefallenen zu bestatten. Ich stimmte zu. So begannen die Deutschen mit dem Begraben ihrer Toten, und wir taten das Gleiche. Nach einer halben Stunde war die Arbeit getan. Anschliessend unterhielten sich unsere Männer eine Dreiviertelstunde lang mit den Deutschen, tauschten Zigarren und Zigaretten aus usw.

In deutlichem Gegensatz zu Sir Iains sachlicher Schilderung steht der emphatische Bericht von Private William Gordon, der die Begegnung der beiden Seiten im Niemandsland beobachtete.

Ich verfolgte all dies von meinem Standplatz auf der Brustwehr meines Grabens. Der Verantwortliche für den Zug Nr. 5 war Sergeant [George] Moore, ein guter Soldat von altem Schrot und Korn, Veteran des Burenkriegs, der bei Kriegsausbruch wieder einberufen worden war. Er hatte uns allen verboten, die Befestigungen zu verlassen, aber

als ich vorschlug, mich über die Vorgänge zu informieren, liess er mich ziehen. Auf der Stelle legte ich meine Waffen ab und machte mich auf den Weg zur Frontlinie. Ich trug meine Lederjacke über der regulären Uniform.

Lieutenant Wilfrid Ewart, Offizier bei den Scots Guards, war dem Ganzen viel näher. Zu Tagesbeginn liess er den Blick über die trostlose Landschaft gleiten, über die leichten Anhöhen und Täler, die unregelmässig geschwungene Linie der Schützengräben und die Sandsäcke vor den Brustwehren. Er sah einen Fluss, erkennbar durch «eine Reihe niedriger brauner Weiden», der mitten durch das Niemandsland verlief, wo sich im struppigen Gras «kleine Erhebungen aus Grau und Khaki abzeichneten, [wie] Haufen alter Kleider oder umgekippte Vogelscheuchen». Es waren die Gefallenen der Schlachten von Festubert, von Neuve Chapelle, von Loos. Und zwischen diesen Toten sollten sich die Scots Guards und die Deutschen begegnen.

Die Männer stehen in einem bunten Haufen beieinander. Sie unterhalten sich, gestikulieren und schütteln sich immer wieder die Hände. Sie klopfen einander auf die Schultern, lachen wie Schuljungen und springen aus Spass über den kleinen Fluss. Und als ein Engländer hineinfällt und ein Boche ihm heraushilft, lachen sie so dröhnend, dass es durch die Schützengräben hallt. Die Deutschen tauschen Zigarren, Wurstenden, Sauerkraut und Kaffeepulver gegen Zigaretten, Corned Beef, Armeezwieback und Tabak.

Sie deuten auf Dinge, die ihnen gefallen. Bei uns sind es die Lederjacken und die Regenmäntel, und wir bewundern ihre aus diesem festen Drillich gemachten Schutzanzüge. (...)

In gebrochenem Englisch sprechen sie von ihren Hoffnungen.

«Wann der Krieg wohl zu Ende ist?»

«Nach der Frühjahrsoffensive.»

«Ja, nach der Frühjahrsoffensive.»

«Wie sieht's in euren Gräben aus?»

«Furchtbar. Wasser und Schlamm bis zu den Knien. Nicht mal Schweinen würde man das zumuten.»

«Habt ihr nicht auch die Nase voll vom Krieg? So wie wir?»

«Ach, kein bisschen.»

Die Deutschen räumen sogar ein, dass ihnen unsere Bombardierungen am Heiligen Abend schwere Verluste zugefügt haben.

Private William Gordon hatte sich inzwischen dieser Schar angeschlossen, die er auf etwa 200 schätzte.

Nach wenigen Minuten hatte ich die Hauptgruppe im Niemandsland erreicht, wo die Deutschen zur Musik der Mundharmonikas tanzten, die sie mitgebracht hatten. (...) Ich kam mit ein paar Deutschen ins Gespräch; einige konnten ein bisschen Englisch. Einen mochte ich besonders, einen blonden, hochgewachsenen jungen Mann, der einige Jahre zuvor im Londoner Savoy Hotel als Kellner gearbeitet hatte. (...) Ich schlug ihm vor, mit dem Begraben von ein paar der herumliegenden Toten zu beginnen, Deutsche wie Briten. Sie waren entweder während der Kämpfe im Mai oder während der nächtlichen Patrouillen gefallen, und man hatte ihre Leichen nicht geborgen. Jedenfalls machten wir zwei uns an die Arbeit, und während ich den britischen Soldaten ihre Erkennungsmarke abnahm, tat mein Freund, der einstige Kellner aus dem Savoy Hotel, bei den gefallenen Deutschen das Gleiche.

Noch bei der Arbeit sah ich mehrere deutsche Offiziere aus ihren Schützengräben auf uns zukommen, und als sie unsere Gruppe erreicht hatten, salutierten sie den Offizieren der C-Kompanie, die zu dieser Zeit unter Führung von Sir Ian Colquhoun standen. Sie erwiderten zwar den Gruss, verweigerten aber den angebotenen Handschlag.

Nachdem ich einige der Toten begraben hatte, schlenderte ich zu der deutschen Frontlinie hinüber, um die Dichte ihres Stacheldrahtverhaues zu prüfen. Einige Nächte zuvor war ich schon einmal dort ge-

wesen. Im Tageslicht fand ich bestätigt, was ich nachts notiert hatte, sowohl was die Stärke als auch den guten Zustand betraf. Die Zeit verging, und irgendwann zwischen zehn und elf Uhr morgens erhielten wir die Nachricht, dass die 9th Welsh Division rechts von unserem Frontabschnitt den Befehl bekommen hatte, um zwölf Uhr mittags eben jene Stelle mit Artillerief Feuer zu beschossen, an der sich während dieser inoffiziellen Waffenruhe die Soldaten miteinander unterhielten. Wir leiteten die Meldung an die Deutschen weiter, worauf ein allgemeiner Rückzug in die jeweiligen Gräben stattfand.

Gordons Erinnerung nach dauerte die Waffenruhe weit länger als von Colquhoun beschrieben. Wie Gordon setzt auch Ewart den Beginn auf etwa acht Uhr und nicht auf neun Uhr morgens an, pflichtet seinem Vorgesetzten jedoch darin bei, dass sie nur kurz anhielt. Wie auch immer, Sir Iain Colquhoun hatte nach den Begräbnissen eine kurze Fraternalisierung zugelassen.

Als die Zeit um war, blies ich in eine Pfeife, und beide Seiten kehrten in ihre Schützengräben zurück. Den Rest des Tages liefen die Deutschen umher und setzten sich auf ihre Brustwehre, und unsere Männer taten das Gleiche. Es fiel kein Schuss.

Am Abend stellten die Deutschen Lichterreihen auf ihre Wälle, so dass man den Verlauf ihrer Gräben über Meilen hinweg sehen konnte. Es war eine milde Nacht, mit Wolken und Vollmond und dem hübschesten Anblick, den ich je gesehen habe. Wir ballerten ein bisschen mit unseren Maschinengewehren auf sie, und die Lichter verschwanden.

Die weihnachtliche Waffenruhe war vorüber, doch die Folgen dieser Verbrüderung sollten bis ins Divisionshauptquartier reichen, wo die Weihnachtsstimmung nicht ganz so ausgeprägt war. In der Kriegschronik der Scots Guards lässt sich nachlesen, dass Captain Barne bei einem Besuch im Bataillonshauptquartier von dem Vorfall erfuhr.

Die Nachricht kam nicht von der Front, sondern aus dem Brigadehauptquartier, das wiederum von der Kommandostelle der Einheit davon gehört hatte. Barne brach sofort zu den Schützengräben auf, um den Fraternisierungen ein Ende zu bereiten, doch als er dort eintraf, war alles schon wieder vorüber. Die Männer waren in ihre Gräben und in ihren normalen Alltag zurückgekehrt.

Sir Iain berichtet nicht von der Ankunft Barnes, sondern eines höheren Offiziers. «Der Brigadier (der 10 Minuten nach Beendigung der Waffenruhe in meinen Frontabschnitt kam) hatte nicht das Geringste einzuwenden, aber Generalmajor Cavan [Divisionskommandeur] ist fuchsteufelswild.» Sir Iain erhielt den Befehl, am nächsten Morgen die Front zu verlassen, einen Bericht über die Ereignisse zu verfassen und sein Verhalten zu erklären. Dann traf ein Offizier ein, der Captain Barne ablöste.

Am 26. Oktober wurden die Scots Guards von der Front abgezogen, um in La Gorgue eine Verschnaufpause einzulegen. Allmählich wurde deutlich, dass die hohen Offiziere die Begegnung im Niemandsland ausgesprochen ernst nahmen, was auch Private William Gordon nicht entging.

Als wir bei unseren Unterkünften in den Bauernhäusern ankamen, erhielten wir die Order, sie nicht zu verlassen und uns auf keinen Fall im Freien aufzuhalten. Sogleich machten wir uns daran, unsere Briefe neu zu schreiben, und die Soldaten wurden gewarnt, die Ereignisse zu Weihnachten mit keinem Wort zu erwähnen. Sämtliche Briefe mussten den befehlshabenden Offizieren zur Zensur vorgelegt werden, was eigentlich das normale Vorgehen war. Aber jetzt erfuhren die Leute, dass die Sache mit den grünen Umschlägen* unverzüglich eingestellt werde.

In Frankreich stationierte Soldaten des Vereinigten Königreichs bekamen gewöhnlich etwa alle acht Monate Heimaturlaub, doch als weitere Vergeltungsmassnahme, und auch, um ein Durchsickern der

* Für Briefe, die nicht zensiert wurden (Anm. d. Übers.).

Nachrichten zu verhindern, erteilte man uns eine sechsmonatige Urlaubssperre. Ich selbst war daher von Anfang Oktober 1915 bis Ende Januar 1917 in Frankreich, ehe ich zum ersten Mal für zehn Tage ins Vereinigte Königreich fahren durfte. Damit zahlte ich einen hohen Preis für meine freundschaftliche Begegnung mit den Bayern.

Obwohl die Aufregung um die Beteiligung seiner Kompanie an der zweiten, strengstens verbotenen weihnachtlichen Waffenruhe immer grössere Wellen schlug, zeigte sich Sir Iain Colquhoun überrascht, als er wegen seiner «Teilnahme» an der Fraternisierung unter Arrest gestellt wurde. Captain Miles Barne kam ebenfalls in Haft.

Beide Männer wurden wegen Beeinträchtigung der militärischen Disziplin und Ordnung angeklagt und für den 17. Januar vor das Kriegsgericht bestellt. Dort wurde Miles Barne von allen Vorwürfen entlastet und freigesprochen. Sir Iain brachte in seiner Verhandlung vor, dass die Zustände bei seinem Eintreffen an der Front schon «weit vorangeschritten» gewesen seien, wie er auch im Kriegstagebuch festgehalten habe. Zustände, «die ich nach Kräften zu lenken suchte, indem ich eine feste Übereinkunft für die Dauer dieser Verhältnisse traf». Trotz seiner Erklärungen befand man ihn für schuldig.

Dennoch sprach man letztlich ein mildes Urteil. Sir Iain erhielt einen «Verweis», und das Hauptquartier hob die Strafe auf, nicht aber den Schuldspruch. Die Verhandlung vor dem Kriegsgericht war ein Warnschuss und führte allen, die es noch nicht begriffen hatten, noch einmal deutlich vor Augen, dass der Generalstab Verbrüderungen mit dem Feind als schweres Vergehen ansah und dies auch für die Zukunft galt. Und während immer erbitterter gekämpft wurde, schwand die Chance auf derartige spontane Treffen mit jedem Jahr immer weiter. Zwar gab es auch weiterhin gelegentlich freundliche Begegnungen mit dem Feind, doch keine war auch nur annähernd mit dem «Weihnachtsfrieden» von 1914 und der kurzen Kampfpause von 1915 vergleichbar.

5

Patriot oder Feind?

In den Schützengräben bei Souchez an der Westfront gingen seltsame Dinge vor. Die Feinde tauschten Geschenke aus, ohne dass sich diesmal eine verbotene Fraternisierung anbahnte. Im Gegenteil, es geschah auf Befehl, wie dem Kriegstagebuch des 1st Royal Berkshire Regiments zu entnehmen ist.

24. April 1916

Gutes Wetter. Das Brigadehauptquartier schickte uns drei englische Zeitungen mit der Anweisung, sie in die deutschen Gräben zu werfen. Die Aufgabe übernahm Private Barnes. Er schleuderte sie auf die feindliche Brustwehr und zog sich dann zurück. Ein Deutscher kroch heraus, nahm die Zeitungen und quittierte ihren Empfang, indem er salutierte.

Laut dem Kriegstagebuch zündeten die Deutschen sechs Tage später gegen fünf Uhr nachmittags eine Mine unter der britischen Frontlinie, unmittelbar rechts neben der Stellung der Berkshires. Über Opfer wurden keine Angaben gemacht, doch die Deutschen liessen der Detonation «äusserst heftige Bombardierungen» folgen, die die britischen Gräben stark beschädigten. Glücklicherweise blieb ein Infanterieangriff aus, sodass die Männer die Schäden reparieren konnten.

Angeleitet von den Royal Engineers verbesserte man bei dieser Arbeit gleich auch das Entwässerungssystem. Und als sei es das Normalste der

Welt, heisst es im Tagebuch weiter: «Auf Anordnung der Brigade schickten wir mehrere englische Zeitungen hinüber und bekamen drei Ausgaben des *Hamburger Fremdenblatts*.»

Was Detailgenauigkeit betrifft, sind die Kriegstagebücher sehr unterschiedlich. In den Logbüchern der drei anderen Bataillone der 99th Brigade finden sich für jene Tage keine Anmerkungen zu Kontakten mit Deutschen, ebenso wenig wie im Brigadetagebuch. Einem ins Hauptquartier der 2nd Division gesandten Aufklärungsbericht können wir allerdings einige für uns interessante Einzelheiten entnehmen.

Sie [die Zeitungen] waren offenbar sehr beliebt, denn wir entdeckten heute Morgen drei deutsche Offiziere, die oben standen, lächelten und zu fraternisieren versuchten – bis ein höherer Offizier vorbeikam und sie anschnauzte. Als der höhere Offizier gegangen war, sah man erneut, wie sie lächelnd auf unsere Schützengräben blickten.

Die Deutschen schienen zweifellos auf die Zeitungen zu warten, und Private Barnes muss sich sicher gewesen sein, dass man ihn auf seinem Weg zu den feindlichen Schützengräben nicht beschossen würde. Andernfalls wäre es Selbstmord gewesen, und man hätte ihn wohl kaum auf diese Mission geschickt. Die Deutschen, auf die Zeitungslieferung vom 30. April eingestellt, revanchierten sich prompt mit deutschen Ausgaben. Aber warum gab das Hauptquartier diesen Befehl, und welche Absicht steckte dahinter? Warum behandelte man den Feind derart freundlich, besonders nach der Zündung der Mine und nach der «äusserst heftigen» Bombardierung?

Offenbar hat in diesen Tagen am Frontabschnitt von Souchez ein gewisses «Einvernehmen» geherrscht. Den ganzen März über führten die Deutschen tagsüber Reparatur- und Bauarbeiten an den Schützengräben durch. Auf britischer Seite konnte man alles genau beobachten, zeichnete die Erkenntnisse auf und leitete die Berichte an höhere Stelle weiter. «Die Deutschen sind in voller Sicht ... Offenbar pumpt der Mann Wasser

oder arbeitet mit einem Luftballg* ... Deutsche beim Tragen von Holz gesehen ... Um 6.45 Uhr morgens ein seltsames Scheppern – hielt ungefähr zehn Minuten an.» Über die Uniformen des Feindes wurde genauestens Buch geführt: «(1) Mütze mit schwarzem Band und roter Litze – Zeichen 9 auf Schulterklappe. (2) Mütze mit grauem Band und roter Litze – Zeichen 76 auf Schulterklappe.» Dass man diese Dinge im Auge behielt, war nichts Besonderes; es geschah entlang der gesamten Frontlinie. Auffallend war vielmehr, dass man keinen Versuch unternahm, die Deutschen bei ihren Unternehmungen zu stören.

Im März 1916, als den Deutschen das Ist Royal Berkshire Regiment gegenüberstand, fühlten sie sich anscheinend sicher genug, um sich den britischen Soldaten ohne Deckung zu zeigen. Ausserdem bemühten sie sich in der Abend- und Morgendämmerung um «ein freundliches Gespräch», wie der Adjutant des Bataillons schrieb. «Wir sind nicht in der Lage, diesen Zustand zu ändern», notierte er am 11. März. Eine Woche später herrschte immer noch dieselbe Lage.

Dass man diese Sorglosigkeit nicht nutzen konnte, lag am desolaten Zustand des britischen Verteidigungswalls und der Tatsache, dass die Deutschen wie die Briten von der Flanke her beschossen werden konnten. Deshalb, so fuhr der Adjutant fort, sei es «notwendig, gleichfalls stillzuhalten». Mit anderen Worten, es herrschte offenbar eine Waffenruhe in gegenseitigem Einverständnis, wenngleich das Kriegstagebuch auch gelegentliche Scharmützel verzeichnete.

Hatte sich dank der durch ungünstige Bedingungen herbeigeführten Kampfpause ein gewisses Interesse am jeweils anderen entwickelt? War diese «Waffenruhe» von Offizieren im Rang von Divisionskommandeuren abgesegnet worden? Offenbar gab es bei diesem Austausch von Zeitungen etwas, das für beide Seiten attraktiv war. Natürlich war es stets interessant zu erfahren, wie die feindliche Presse über den Krieg berichtete, aber man hätte zweifellos leichter an die Zeitungen des Gegners kommen können. Möglicherweise wurden die britischen Blätter an die

* Zum Abfedern von Geräten oder Waffen (Anm. d. Übers.).

Deutschen verteilt, um den einseitigen Berichten in deren heimischer Presse etwas entgegenzusetzen. Warum aber machten die Deutschen mit, und wie ist die Herzlichkeit im Umgang zwischen den Männern vom Royal Berkshire Regiment und den Soldaten auf der anderen Seite der Front zu erklären? Der genaue Grund dafür liegt im Dunkeln.

Die Verteilung von Zeitungen, die den Feind beunruhigen konnten, diente sicherlich auch Propagandazwecken. Am 9. und 10. Juli begaben sich Gruppen der 8th Royal Dublin Fusiliers und der 7th Royal Irish Rifles auf die andere Seite und liessen Zeitungen in den feindlichen Schützengräben oder in ihrer Nähe zurück. Den Royal Irish Rifles war befohlen worden, nach der Inspizierung des gegnerischen Stacheldrahts dort die «neuesten Kriegsnachrichten in deutscher Sprache und eine englische Zeitung zur Information zu hinterlassen.» Nicht weit entfernt warfen Soldaten der Royal Dublin Fusiliers drei an eine leere Whiskyflasche geheftete Zeitungen, darunter die *Times* mit Sir John Jellicoes vollständigem Bericht über die Seeschlacht am Skagerrak, sowie «an einer bereits detonierten Granate befestigte Kriegsmeldungen» in die feindlichen Schützengräben.

Am 7. Juli hatte die *Times* den Bericht Admiral Jellicoes über die Schlacht am Skagerrak, für die beide Seiten den Sieg beanspruchten, in voller Länge abgedruckt. Unter Schlagzeilen wie «Feind schwer gestraft» oder «Zahllose Treffer auf feindliche Schiffe» führte der Artikel am Ende eine Liste mit versenkten oder stark beschädigten gegnerischen Schiffen an. Obwohl die Schlacht letztlich als unentschieden galt, sollte ihr Ausgang so in einem für die Briten günstigeren Licht gezeigt werden. Es ist jedoch fraglich, ob Zeitungsartikel dieser Art die Moral der Soldaten untergraben konnten.

Nachrichten, die nicht in gedruckter Form verbreitet werden konnten, wurden auf im feindlichen Drahtverhau oder im Niemandsland aufgestellte Anschlagtafeln geschrieben. Diese Tafeln dienten auch zu einer anderen Art der Fraternisierung oder für freundliches Geplänkel. So schrieben die Deutschen einmal: «Heute ist BANK HOLIDAY – TOMMIES! Schiesst nicht – gönnt uns eine Pause.»

Oft antwortet man so auf Nachrichten und Äusserungen des Feindes. Das Tagebuch der 48th Infantry Brigade berichtet von den 9th Royal Munster Fusiliers, die von einer Patrouille im feindlichen Stacheldraht ein Schild mitbrachten. «Der Text», schrieb der Adjutant der Munsters, «bezieht sich augenscheinlich auf eine frühere Tafel, die auf unseren Gräben stand, ehe wir den Frontabschnitt übernommen haben. Daher können wir vermuten, dass der Feind die Ablösung auf unserer Seite nicht bemerkt hat.» Der Text lautete: «Bitten um genauere Erklärung [sic], schriftlich oder persönlich!»

Am folgenden Tag entsandten die 9th Royal Munster Fusiliers Patrouillen und Arbeitstrupps. Eine Gruppe brachte von den deutschen Schützengräben ein Schild mit, «das sie offenbar von uns bekommen hatten, ehe unser Bataillon diese Stellung übernahm. (...) Es war die Nachricht, auf die sich die ‚Erklärung‘ von gestern bezog.» Die Munsters hatten die 7th Royal Irish Rifles am Abend des 20. Mai abgelöst.

Keine der beiden Seiten widerstand der Versuchung, sich über die strategischen Misserfolge des Gegners lustig zu machen. Als sich die Briten in der ersten Hälfte des Jahres 1916 auf einem Tiefpunkt befanden, bot sich den Deutschen reichlich Stoff dafür. «Interessante Kriegsnachrichten vom 29. April 1916. Kut al-Amara von den Osmanen eingenommen. Dortige englische Armee – 13'000 Soldaten – Mann für Mann in Gefangenschaft.» Oder: «Der englische Kriegsminister und der Oberkommandierende Lord Kitchener mit allen Stabsoffizieren auf dem Weg nach Russland im Nordmeer von deutschem U-Boot versenkt. Niemand gerettet.»

Die meisten Texte waren in Englisch verfasst, häufig mit abenteuerlicher Orthografie. Acting Sergeant Herbert Gibson fügte einem Brief an seine Freundin in Newcastle upon Tyne die Zeichnung von einer im Gebiet des Mont Sorrel gefundenen Tafel bei. Die Deutschen hatten sie Anfang März 1916 aufgestellt, «um uns von ihrem grossen Sieg bei Verdun gegen die Franzosen zu informieren», schrieb Gibson auf die Rückseite der Karte. In der auf Deutsch verfassten Botschaft brüstete man sich mit den bislang während des Feldzugs gemachten Gefangenen: 228 Offiziere und 17'370 Soldaten anderer Ränge.



Bleistiftzeichnung einer im Niemandsland aufgestellten deutschen Anzeigetafel von Private Herbert Gibson. Die Aufschrift in deutscher Sprache, von dem Zeichner wahrscheinlich nicht ganz korrekt wiedergegeben, befasst sich mit den Erfolgen der Deutschen bei Verdun.

«Habe ich euch schon berichtet, wie sehr die Deutschen sich bemühen, uns mit Nachrichten zu versorgen – von ihren eigenen Erfolgen natürlich?», fragte Lieutenant Melville Hastings in einem Brief an seine Familie. «Gestern hielten sie ein Schild über ihre Brustwehr, auf dem sie uns dem Untergang geweihte Engländer über den Fall von Kut informierten. Auf dieselbe Weise wurden wir im letzten Jahr über die Besetzung Warschaus [am 4. August 1915] unterrichtet.»

Die Anzeigetafeln machten neugierig, und darin lag auch ihre offensichtliche Gefahr. «Die Deutschen halten ein Schild hoch, auf dem so etwas steht wie: ‚Was ist mit der *Lusitania*? Wie viele Tote?‘», schrieb ein Soldat. «Gnade Gott dem Mann, der über die Brustwehr blickt, um es zu lesen.» Denn möglicherweise gab es auf der anderen Seite einen Scharfschützen, der nur darauf wartete, dass jemand seine Neugier nicht zügeln konnte. Eine Tafel war also Provokation und Köder. Second Lieu-

tenant Stephen Hewett vom 14th Warwickshire Regiment schilderte in einem Brief an seine Mutter, warum.

Neulich am Abend war ich mit vier Männern für etwa eineinhalb Stunden draussen am Stacheldraht beschäftigt und hätte mich gern allein noch ein bisschen weiter vorgewagt – weil ich ein grosses Schild zerstören wollte, das der Hunne im Niemandsland aufgestellt hatte, um die Eroberung von Kut al-Amara zu verkünden. Aber wahrscheinlich war es mit einem Maschinengewehr verbunden, oder vielleicht würde eine Bombe detonieren, sobald man es anfasste. Deshalb liess ich es lieber stehen.

Eine vernünftige Entscheidung. Lieutenant Hugh Munro, ein ungestümer zweiundzwanzigjähriger Offizier von den 1/8th Argyll and Sutherland Highlanders, liess sich in Versuchung führen und griff nach einer deutschen Fahne, die auf dem feindlichen Stacheldraht lag. Nach Aussage seines Burschen wusste Munro, dass die Flagge womöglich eine Falle war, trotzdem wollte er sie entfernen. Als er daran zog, ging eine Bombe hoch, und er war auf der Stelle tot.

Unter den Problemen zu Beginn des Jahres 1916 beschäftigte die britische Regierung am meisten die Entwicklung in Irland. Der Osteraufstand am 24. April und die nachfolgenden schweren Kämpfe in Dublin wurden von den Deutschen mit Genugtuung verfolgt. Zwar war ihr Versuch, eine irische Brigade zusammenzustellen, kläglich gescheitert, aber es blieb immer noch die Möglichkeit, provokative Nachrichten zu verbreiten, um irische Soldaten gegen die Engländer aufzubringen. Am 10. Mai, kaum mehr als eine Woche nachdem der Aufstand in Dublin niedergeschlagen worden war und man die Anführer festgenommen hatte, stellten die Deutschen ein Schild auf den Schutzwall, das von einem Offizier der 8th Royal Munster Fusiliers entfernt wurde.

«Iren! Schwere Unruhen in Irland. Engländer schiessen auf eure Frauen und Kinder! 1. Mai 1916.»

Die Deutschen wussten meist, wer ihnen in den Gräben gegenüberlag.

Drei Tage zuvor hatten sie sich bei den Royal Dublin Fusiliers per Zuruf nicht nach dem Regiment erkundigt, sondern ganz konkret, ob sie zum 8. oder zum 9. Bataillon gehörten.

Schon lange vor dem Osteraufstand waren die Deutschen auf Distanz zu Sir Roger Casement gegangen. Da es ihm nicht gelungen war, eine eigene irische Brigade aufzustellen, versuchten sie ihn loszuwerden. Nachdem sie ihn drei Tage vor dem Aufstand mit einem U-Boot nach Irland gebracht hatten, interessierte sie sein weiteres Schicksal nicht mehr. Kurz darauf wurde Casement festgenommen. Mitte Mai bastelten die Munsters eine Puppe, versahen sie mit dem Namen «Sir Roger Casement» und knüpften sie in Sichtweite der Deutschen an einem Baum auf. Als man sie ein paar Tage später hereinholte, war sie von Kugeln durchlöchert. «Offenbar hat sich der Feind darüber geärgert», schrieb der Adjutant in das Kriegstagebuch der Munsters.

Die überwiegend katholischen Soldaten der Munsters hatten wohl von Casements Festnahme, dem Aufstand und seiner Niederschlagung erfahren. Ausserdem wussten sie offenbar von der Hinrichtung der Anführer, von denen sieben die Oster-Proklamation zur Unabhängigkeit unterzeichnet hatten. Die Exekution der vierzehn Aufständischen zwischen dem 3. und dem 12. Mai stiess in Irland weitgehend auf Ablehnung und kostete die britischen Verantwortlichen in der breiten Öffentlichkeit weit mehr Sympathie als die Niederschlagung des Aufstands selbst, der in der Zivilbevölkerung nicht viel Rückhalt gefunden hatte.

Im Januar 1916 konnte die Londoner Regierung nicht mehr umhin, die Wehrpflicht in Grossbritannien einzuführen. Nach dem ersten grossen Andrang an den Meldestellen 1914 hatten sich immer weniger Männer zum freiwilligen Kriegseinsatz gemeldet. Zugleich stieg der Bedarf an Soldaten und Material auf den europäischen Schlachtfeldern stetig an. Die Angriffe der Deutschen im April und Mai 1915 in der zweiten Flandernschlacht sowie die darauffolgende Offensive der Alliierten im September machten deutlich, dass man regelmässig neue Männer brauchte. Im August 1915 hatte man einen Tag Nationaler Meldepflicht abgehal-

ten. Jeder Staatsbürger zwischen fünfzehn und 65 war verpflichtet, der Regierung seine persönlichen Daten wie Nationalität, Alter, Familienstand und Beschäftigung mitzuteilen. Obwohl diese Meldungen ursprünglich dazu verwendet werden sollten, einen möglichst sinnvollen Einsatz aller Männer und Frauen im Rahmen der Kriegsbemühungen zu garantieren, dienten die Informationen nun auch als Grundlage für die Einberufung, stellte sie doch sicher, dass jeder taugliche Mann, unabhängig von der Herkunft, seinen Teil auf dem Schlachtfeld beitrug.

Paradoxerweise bewiesen gerade so übel beleumdete Staatsbürger wie die britischen Söhne deutschstämmiger Eltern grossen Patriotismus. Viele dieser jungen Männer fühlten sich eher dem Land verpflichtet, in dem sie geboren waren, als dem Land ihrer Vorfahren und traten in die britische Armee ein.

Sergeant Herman Schultz, Sohn des deutschstämmigen Ehepaars John und Mary Schultz aus Liverpool, diente beim Loyal North Lancashire Regiment. Im Dezember 1915 wurde er nach Frankreich entsandt und schliesslich mit zwei Orden geehrt, mit der Distinguished Conduct Medal und der Military Medal. George Schumacher, ein Siebzehnjähriger aus dem schottischen Leith, kämpfte bei den 1/7th Royal Scots und starb im Mai 1915 auf dem Weg an die Front bei dem Eisenbahnunfall im schottischen Quintinshill. Und Alexander Fischer, Sohn eines preussischen Vaters und Student an der Universität Cambridge, schrieb sich mit achtzehn Jahren schon am Tag des Kriegseintritts seines Landes ein. Er fiel als Lieutenant des Devonshire Regiment im Mai 1916.

Auf der britischen Liste der Ordensträger des 1. Weltkriegs findet man weit über tausend gängige deutsche Namen wie Hoffmann, Meyer, Wagner und Fischer. Doch wie viele andere junge Männer mit deutschen Vorfahren hatten vor oder während der Erfassung ihren Namen geändert? Der Army Council, die britische Militärbehörde, ging davon aus, dass diese Fälle nicht bezifferbar waren.

Gelegentlich wurden wir darauf hingewiesen, dass eine ganze Reihe britischer Söhne von im feindlichen Ausland geborenen Eltern bei der Registrierung britische Familiennamen anstelle ihrer eigentlichen angaben. Ohne Kenntnis der Herkunft ihrer Eltern werden sie bei ihrer späteren Einberufung Kampfgruppen zugeteilt. Der Council kann nur vermuten, dass die Männer sich ganz bewusst zu diesem Vorgehen entschlossen haben, um jeglichen Verdacht einer Verbindung mit dem Feinde auszuschliessen.

So ist es wohl auch kein Zufall, dass sich «Fischer» in der deutschen Schreibweise nur dreiunddreissig Mal in der Liste finden lässt, denn unter den verbreiteten Familiennamen lässt er sich besonders leicht ins Englische übertragen (Fisher). Sicher war es nicht angenehm, mit einem deutschen Namen in den Mannschaftsrängen zu dienen. Eine Namensänderung war nicht besonders schwer – aus dem Freiwilligen Lautenberg wurde Lawson, aus Fritsch wurde Fitch.

Nicht alle deutschen Namen wirkten auf den ersten Blick ausländisch. Julius Ring aus dem Stadtteil Dalston im Norden Londons wurde als Zweivierzigjähriger auf der Isle of Wight interniert. Er war mit seiner Frau in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts nach Grossbritannien gezogen, und seine vier Kinder waren alle dort geboren. Im Oktober 1915 erfuhr er, dass sein Sohn William, kaum dass er vierzehn geworden war, seine Stelle als Metzgergehilfe aufgegeben und sich zum Militär gemeldet hatte. Voller Sorge wandte er sich an das in Westminster ansässige Emergency Committee for the Assistance of Germans, Austrians and Hungarians in Distress. Die Organisation teilte ihm mit, sein Sohn «diene, erfüllt von patriotischen Gefühlen» seinem König im Heer. William habe ein falsches Alter und eine falsche Adresse angegeben und sich zu den 1st Royal Fusiliers gemeldet. Seitdem habe man nichts mehr von ihm gehört. Daraufhin wandte man sich an den amerikanischen Botschafter in London, der sich mit dem britischen Aussenminister Sir Edward Grey in Verbindung setzte. Am 1. Juli 1916 wurde Private 5024 William Ring wegen «falscher Angaben bezüglich seines Alters» entlassen.

Jungs wie er konnten es offenbar kaum erwarten, ihren «Beitrag» zu leisten. Doch für ihre Väter, die unter der Schmach der Internierung litten, war die Vorstellung oft unerträglich, dass ihre Söhne für die Briten kämpften. Im Mai 1915 behauptete William Kunz in einem Brief an die Verantwortlichen im Internierungslager Knockaloe auf der Isle of Man, sein Sohn William sei «von seinem Arbeitgeber gezwungen» worden, in die «englische» Armee einzutreten. «Ich möchte nicht, dass er gegen sein eigen Fleisch und Blut kämpft. Er ist mithin der Sohn eines nicht naturalisierten Deutschen.» Dies hatte faktisch natürlich keinerlei Auswirkungen. Der Vater war Deutscher, die in Grossbritannien geborene Mutter durch Heirat Deutsche. William Kunz senior konnte offenbar nicht nachvollziehen, dass ein Kind deutscher Eltern rechtmässig Brite war. Aber es war so: Wer in Grossbritannien zur Welt gekommen war, hatte die britische Staatsbürgerschaft. Es sei denn, er legte sie ab, was man mit Erreichen der Volljährigkeit (mit 21) tun konnte. William junior hatte dieses Alter jedoch noch nicht erreicht.

Die Wehrpflicht änderte nichts am rechtlichen Status dieser jungen Männer, brachte jedoch ein unerwartetes Problem mit sich. Bis Januar 1916 mussten sich alle Männer zwischen neunzehn und 41 nach gesetzlicher Vorschrift zum Militärdienst einschreiben. Freigestellt wurde nur, wer zuvor aus gesundheitlichen Gründen abgelehnt worden war. Dies alles war kein Problem, sofern es um Männer deutscher Herkunft ging, die sich freiwillig gemeldet und damit Position bezogen hatten. Wie aber sollte man mit den Tausenden in Grossbritannien geborenen Söhnen deutscher Väter umgehen, die keine patriotische Haltung gezeigt hatten und freiwillig in den Militärdienst eingetreten waren? Rein rechtlich hätten sie eingezogen werden müssen, aber welchem Land fühlten sie sich verbunden? Und wenn es darauf keine klare Antwort gab, konnte man sich dann im Kampf auf sie verlassen? Dies war eine Frage, mit der man sich bislang noch nicht befasst hatte.

Anfang 1916 leitete die Schweizer Gesandtschaft in London eine Reihe von Briefen an das britische Aussenministerium weiter. Darin wie-

sen in England internierte Deutsche daraufhin, dass sich ihre Kinder Deutschland verpflichtet fühlten, aber von den britischen Militärbehörden eingezogen worden waren.

William Roderwald lebte seit 1890 in Grossbritannien, und sein Sohn Gerald wurde im Januar 1897 geboren. William war im Alexandra Palace interniert und hegte keinerlei Zweifel, dass sich sein Sohn wie er selbst Deutschland verbunden fühlte. Im Jahr 1900 hatte sich William beim kaiserlichen deutschen Konsulat als Deutscher registrieren lassen, um sicherzugehen, dass er seine Staatsbürgerschaft behielt. Er glaubte, dass sich dies auch auf seinen Sohn erstrecke: «Mein Sohn ist durch und durch deutsch, jedenfalls was seine Sympathien betrifft.» Auch Peter Viel und seine Söhne Johann und Andreas verfassten Protestschreiben. «Als Vater verbiete ich meinen Söhnen aufs Nachdrücklichste, in irgendeiner Funktion bei den britischen oder alliierten Truppen zu dienen.» Bartholomäus Eid hingegen versicherte, sein Sohn lasse «sich lieber internieren, als sich ins britischen Heer einzugliedern.» Wir wissen nicht, ob diese Väter wirklich im Namen ihrer Söhne schrieben.

Im Mai 1916 legte Carl Martini gegen die Einberufung seiner drei- und zwanzig und neunzehn Jahre alten Söhne Charles und Heinrich Widerspruch ein. Beide waren in Deutschland als Staatsbürger registriert, und wenn sie überhaupt irgendwo kämpfen würden, erklärte Carl, dann auf Seiten der Deutschen. Leider hatte Charles es versäumt, seine britische Staatsbürgerschaft aufzugeben, als er mit 21 Jahren volljährig wurde. Daher war er wehrpflichtig.

Die beiden jungen Männer wurden eingezogen. Offenbar teilten sie, zumindest in diesem Fall, die Ansicht ihres Vaters: Nach wenigen Tagen hatte sich Heinrich von seinem Bataillon, dem 15th (2nd Reserve) Middlesex Regiment, abgesetzt, und kurz darauf folgte der ältere Bruder seinem Beispiel. Der Kommandeur des Bataillons, Lieutenant Colonel A. R. Gardiner, teilte Carl Martini jedoch mit, er müsse von Rechts wegen dafür sorgen, dass sich seine Söhne wieder zum Dienst meldeten: «Sie haben die Pflicht, ihn [Heinrich] mit allen Mitteln zur unverzüglichen Rückkehr in sein Bataillon zu bewegen.

Seien Sie sich bewusst, dass es sich um ein schweres Vergehen handelt, wenn ein Soldat im Einsatz aus seinem Regiment desertiert.» Ob Carl seine Söhne zur Rückkehr ins Glied bewegen konnte, wissen wir nicht. Beide wurden aufgegriffen, und Charles – offenbar aber nicht Heinrich – musste im Army Service Corps in Frankreich dienen.

Väter wie Wilhelm Roderwald und Bartholomäus Eid hegten eine feindselige Haltung gegenüber dem Land, in dem zu leben sie beschlossen hatten. Aber wurzelten ihre massiven Sympathien für Deutschland nicht vielleicht auch in den Bedingungen der Internierung, die man ihnen ohne jeglichen greifbaren Hinweis auf mangelnde Loyalität aufgezwungen hatte? Junge Männer, die unter anderen Umständen vielleicht gern gedient hätten, waren entsetzt über die Art und Weise, wie ihre Väter behandelt wurden. Harry Steinke, Sohn des in Knockaloe inhaftierten Hermann Steinke, schrieb, man dürfe nicht erwarten, dass er sein Geburtsland achte oder für Grossbritannien in den Krieg ziehen werde, solange sein Vater, «seit mehr als 25 Jahren ein unbescholtener Bürger dieses Landes, der immer pünktlich seine Abgaben und Steuern gezahlt hat, die Internierung erduldet.» Ein zweifellos berechtigter Einwand, doch leider wollte ihn niemand hören.

Vier Monate nach Einführung der Wehrpflicht traf der Army Council eine Entscheidung zu den jungen, in Grossbritannien geborenen Söhne von Bürgern aus dem feindlichen Ausland. Jetzt wollte man sie erst mit 21 einberufen, wenn sie die Gelegenheit hatten, sich für eine Staatsbürgerschaft zu entscheiden.

Bei Politikern und in der Bevölkerung stiess die Situation dieser jungen Männer nur auf wenig Verständnis. Warum sollten sie die staatsbürgerlichen Rechte geniessen, während Millionen andere gebürtige Briten an der Westfront kämpften und starben? Die Söhne von deutschstämmigen Eltern hatten sich an der Verteidigung gegen den offenkundigen Despotismus des Feindes zu beteiligen, auch wenn das hiess, dass sie möglicherweise gegen ihr eigen «Fleisch und Blut» kämpfen mussten. Der Einwand der Internierten, dass ihren Söhnen nach deutschem Recht bei

einer Rückkehr ins Reich das Zuchthaus drohte, wenn man sie zum Kriegsdienst im britischen Heer zwang, liess man nicht gelten. Allerdings fürchtete man, dass sich diese Wehrpflichtigen bei einem Einsatz an den vordersten Linien als *Agents provocateurs* betätigen könnten.

Vor diesem Hintergrund erliess der Army Council am 17. Juni 1916 die Anordnung 1209, die die Gründung einer neuen Einheit innerhalb des Middlesex Regiments vorsah. Das 30th (Works) Battalion sollte alle diese Männer aufnehmen, mochten sie gerade einberufen oder bereits in andere Einheiten eingegliedert worden sein. Es wurde im darauffolgenden Monat in Crawley gegründet, und im September wurde in Mill Hill das 31st (Works) Battalion aufgestellt. Obwohl beide eigentlich nicht für den Einsatz auf fremdem Boden vorgesehen waren, rekrutierten sich aus ihnen acht jeweils 500 Mann starke Infantry Labour Companies: Arbeitskompanien mit ausgebildeten, aber unbewaffneten Soldaten, die 1917 und 1918 hinter der Front eingesetzt wurden. Es wirkt nicht verwunderlich, dass die Gründung der beiden Bataillone nicht von Fanfarenklängen begleitet war, und eine ganze Weile blieben sie von der Öffentlichkeit unbeachtet.

Im September 1916 jedoch geriet eins der beiden (vielleicht weil man vom zweiten nichts wusste) in den Fokus sarkastischer Presseartikel. Unter der Überschrift «Die Männer des Kaisers» veröffentlichte der Londoner *Evening Standard* einen Artikel über das «fragwürdigste Bataillon des britischen Heeres». Der Journalist war auf den Fall eines Fahnenflüchtigen gestossen, der bei der Verhandlung vor dem Friedensrichter sein Untertauchen damit erklärte, man habe ihn in eine Einheit versetzt, «deren Angehörige allesamt mehr oder weniger direkt von feindlichen Ausländern abstammen.» Der Autor des Artikels fuhr fort:

Besagtes Bataillon ist in der Öffentlichkeit kaum bekannt. Viele Soldaten haben noch nie von ihm gehört, und selbst Musterungsoffiziere sollen die Existenz einer solchen Einheit bestritten haben.

Anders natürlich im Middlesex Regiment, dem das Bataillon ja an-

gegliedert ist. Das heisst jedoch nicht, dass die Männer vom Middlesex Regiment – die seit den ersten Kriegstagen ihrem Ruf als tapfere Kämpfer voll und ganz gerecht geworden sind – sie mit besonderem Stolz betrachten. Im Gegenteil: Für sie gibt es nichts Positives an dieser Legion von Ausländern, und wenn sie sie einmal erwähnen, was selten vorkommt, nennen sie sie lediglich «die Männer des Kaisers».

Bis vor wenigen Monaten schien die Frage, wie mit Briten aus dem feindlichen Ausland umzugehen sei, nicht im Verantwortungsbereich der Armee zu liegen. Mit dem schlichten, einfachen (wenn solche Adjektive vielleicht auch unangebracht sind) feindlichen Ausländer liess sich leicht fertig werden. Entweder wurde er interniert, oder man gestattete ihm, nach Belieben umherzuziehen und mit seinem gutturalen Akzent erklären, dass er britischer sei als die Briten.

Dann befasste sich der Autor in ähnlich munterem Ton mit den in Grossbritannien geborenen Söhnen nicht naturalisierter Eltern. Einige, gab er zu, hätten sich freiwillig gemeldet, seien jedoch von misstrauischen Musterungsoffizieren abgewiesen worden. Andere hätten sich unter falschem Namen eingeschrieben.

«Allerdings dürfen wir nicht davon ausgehen», fuhr er fort, «dass die in Grossbritannien lebenden feindlichen Ausländer Helden sind oder sich danach sehnen, für ihr Stiefvaterland zu sterben.»

Das Kriegsministerium könne wohl kaum damit einverstanden sein, dass diese Männer Zugang zu britischen Schützengräben an vorderster Front hätten. Doch man könne sie auch nicht zu Hause bleiben und in den Genuss des Kriegssolds kommen lassen, während «echte» Briten in den Kampf zogen. Daher also die Anweisungen des Army Council.

Es gibt Männer mit jeder nur erdenklichen Variante eines Akzents, deren Annäherung an das wahrhaft britische Niveau mehr oder weniger an ihrer Aussprache der Buchstaben «R» und «W» gemessen wer-

den kann. Einer, der den Satz «Around rugged rocks the ragged rascals ran» drei Mal hintereinander aufsagen kann, ohne dass es wie Sprudelwasser klingt, hat den Rang eines Sergeant verdient.

Die Leser schmunzelten wahrscheinlich über derart spassige Kommentare, und der Autor schloss den Artikel mit der Feststellung, man halte die Männer für «recht loyal». Dennoch klang seine Geringschätzung durch, und das war nicht fair. Die grosse Mehrheit dieser jungen Männer sprach ebenso gut Englisch wie jeder «echte» Brite, zumal ihre Mütter oft gebürtige Engländerinnen waren. Die meisten hatten in Grossbritannien das Licht der Welt erblickt und – wie ein gewisser Charles Kuhr – ihr gesamtes Leben dort verbracht.

Charles Kuhr war Sohn einer britischen Mutter und eines deutschen Vaters und im britischen Hull geboren und aufgewachsen. 1899 hatte er sich zum 1st Volunteer Battalion des East Yorkshire Regiments gemeldet. Dort diente er, bis er 1908 in die Freiwilligenreserve eingegliedert wurde. Im Jahr 1916 war der musikalisch begabte Mann, der als Mitglied der Regimentskapelle im Gebiet von Yorkshire mehrere Konzerte gegeben hatte, Mitte 30. Über seine militärische Laufbahn nach Kriegsausbruch ist nichts bekannt, doch irgendwann wurde er als Ausbilder zum 30th Middlesex Regiment in die Nähe von Reading versetzt. Auch dort gehörte er wieder der Regimentskapelle an, den «Snapshots», die er bei Auftritten vor blinden Seeleuten und Soldaten im St. Dunstan's Hospital dirigierte. 1918 wurde er nach Frankreich in eine der Infantry Labour Companies abkommandiert. Ganz augenscheinlich war dies kein Mann, dessen Loyalität zweifelhaft war oder der mit der Aussprache der Buchstaben «R» und «W» Schwierigkeiten hatte.

Ein anderer «Mann des Kaisers» war Otto Vollmar, und er entsprach ebenso wenig dem von dem Zeitungsartikel entworfenen Klischee. Der Sohn deutscher Eltern war im Londoner Stadtteil Islington auf die Welt gekommen, später jedoch in die Vereinigten Staaten gegangen, um dort zu arbeiten. Als Angestellter eines New Yorker Börsenmaklers hätte er



Reading, März 1917: «Die Männer des Kaisers», britische Soldaten deutscher Herkunft erwarten ihre Verlegung an die Westfront. Acht Arbeitskompanien (Infantry Labour Companies) mit jeweils 500 Mann waren hinter den britischen Linien im Einsatz.

ein bequemes, sicheres Leben führen können. Dennoch kehrte er im November 1915 nach Grossbritannien zurück, um sich unter dem Derby Scheme zu melden (nach dem Männer eingeschrieben wurden, dann jedoch ihre zivile Arbeit wieder aufnehmen konnten, bis man sie brauchte). Im darauffolgenden Jahr wurde Otto Vollmar eingezogen und dem 30th Battalion zugeteilt.

Dort diente auch der Lagerist Charles Eshborn, der im September 1914 als Einundzwanzigjähriger in einem leidenschaftlichen Leserbrief an den *Manchester Guardian* festgestellt hatte, wie unsinnig es sei, dass deutsche Musik bei Konzerten verboten sei. Um seine deutsche Herkunft zu verbergen und zu verhindern, dass seine Ansichten als voreingenommen kritisiert wurden, hatte er allerdings einen falschen Namen angegeben. Als Sohn eines deutschen Vaters brachte er es nach einem achtjährigen

Aufenthalt in Deutschland nicht fertig, sich zum Kriegsdienst zu melden. Doch nach Einführung der Wehrpflicht wusste er, dass es nur noch eine Frage der Zeit war, bis er eingezogen wurde.

Wehrpflichtige Männer wurden damals je nach Alter und Ehestand in Gruppen unterteilt. Ledige wurden unter normalen Umständen früher eingezogen als Verheiratete. Als Charles Anfang 1916 Janie Pulston heiratete, hoffte er vielleicht auch, seine Einberufung aufschieben zu können.

Im Juli hatte Charles eine vorläufige Freistellung beantragt und zugebilligt bekommen, da seine verwitwete Mutter krank und sein jüngerer Bruder Bernard behindert war. «Beide sind in jeder Hinsicht von mir abhängig», schrieb er an das zuständige Gericht. Die Freistellung galt bis Ende August, und Charles meinte, dass sie wahrscheinlich nicht verlängert oder mit anderen Begründungen noch einmal neu gewährt werden würde. Trotzdem wandte er sich ein weiteres Mal an das Gericht, schilderte die Umstände und bat um deren «freundliche Berücksichtigung».

Charles war zwar in der Grafschaft Cumbria geboren, hatte aber bis zum Tod seines Vaters in Deutschland gewohnt. Anschliessend zog er mit seiner Familie wieder nach England. An das Gericht schrieb er, dass er deshalb in beiden Ländern wehrpflichtig sei, in Deutschland wie in Grossbritannien. «Von einem Onkel hatte ich etwas Grundbesitz geerbt [und deshalb] hatte mich mein Vater in Deutschland angemeldet. Wäre ich bei Kriegsausbruch in Deutschland gewesen, hätten die Deutschen das Recht gehabt, mich zum Militärdienst einzuziehen.»

Charles versicherte, dass er sich in diesem Fall sofort geweigert hätte, gegen die Briten zu kämpfen. Doch die Vorstellung, gegen Deutsche ins Feld ziehen, fand er fast ebenso unerträglich.

Mein Vater war Deutscher, zudem habe ich zwei Brüder, die in Deutschland geboren sind, dort bei einem Onkel leben und zur Schule gehen. Als wir nach dem Tod meines Vaters in sehr beengte finanziel-

le Verhältnisse gerieten, haben meine Grosseltern meiner Mutter aufs Freundlichste geholfen. (...) Daher meine dringliche Frage, ob es rechtmässig sein kann, dass ich unter diesen Umständen gegen sie kämpfe? In welcher schrecklicher Situation wäre ich, sollte ich in ihre Hände fallen? Da ich wohl kaum als neutral gelten kann, müsste es für mich doch eigentlich eine andere Möglichkeit geben als den Einsatz im Kampf. Zu allem anderen bin ich nur allzu gern bereit – Arbeit für die Kirche, in Munitionsfabriken oder beim Roten Kreuz ...

Diese Umstände führten Charles natürlich in eines der beiden Bataillone des Middlesex Regiments. Ein Jahr später kam er in die 3rd Infantry Labour Company und damit an die Westfront.

Mit der Verabschiedung des Military Service Act im Januar wurden in Grossbritannien geborene Kinder deutscher Eltern wehrpflichtig. Die Eltern hatten Anspruch auf ein Trennungsgeld, es sei denn, sie bekamen über den Umweg der amerikanischen Botschaft Unterstützung aus Deutschland. Im Winter 1914 hatte die deutsche Regierung die Anspruchsberechtigung drastisch eingeschränkt, zahlte aber weiterhin Beihilfen an in Deutschland geborene Frauen, deren deutsche Männer interniert waren. Brachten die deutschen Regierungsstellen jedoch in Erfahrung, dass die Söhne dieser deutschstämmigen Eltern im britischen Heer dienten, wurde die Unterstützung von einem Tag auf den anderen eingestellt. Anlass zur Sorge bestand aber auch dann, wenn der einberufene Sohn der wichtigste Ernährer der Familie war. Denn angesichts der Internierung des Vaters liess sich nicht sagen, ob das Trennungsgeld ohne weitere Beihilfen für das Überleben der ganzen Familie ausreichen würde, zumal Personen mit deutschem Familiennamen nur selten Arbeit fanden.

Der Unterhalt seiner Familie war auch die grösste Sorge von Hugo Biskeborn. Dabei war eigentlich nicht einmal völlig klar, ob er überhaupt dienen musste. Hugo, der Sohn eines deutschen Vaters und einer englischen Mutter war 1898 in Deutschland auf die Welt gekommen. Nach dem Tod des Vaters 1902 ging Elizabeth, die Witwe, mit ihren Kindern

nach England zurück. Irgendwann (das Datum ist nicht bekannt) liess sich Hugo bei der Polizeiwache Paddington Green als feindlicher Ausländer registrieren, doch offenbar war er während des Krieges nicht interniert.

Anfang März 1918 meldete sich Biskebom notgedrungen zum Heer, nachdem ihm die Polizei einen Besuch abgestattet hatte. Man hatte ihm erklärt, wenn er sich weigere, werde er interniert und seine Mutter nach Deutschland ausgewiesen. Der Polizist bluffte zwar, doch vermutlich hatte sich Elizabeth Biskeborn nicht um die Wiedererlangung ihrer britischen Staatsbürgerschaft bemüht. Kurz darauf erschien ein Vertreter der zuständigen Rekrutierungsstelle bei den Biskeboms und bekräftigte noch einmal, dass Elizabeth «eine angemessene Unterhaltsbeihilfe» bekommen werde, sobald Hugo bei der Armee diene. Aus unerfindlichen Gründen erhielt seine Mutter jedoch keinerlei Gelder, und bald darauf befand sie sich nach Aussage ihres Sohnes in grossen Schwierigkeiten. Im Juli schrieb Hugo, inzwischen Private Biskeborn, an die Verantwortlichen und forderte ausreichende Zahlungen an seine Mutter, da er ihre einzige Stütze sei. Man teilte ihm jedoch mit, in seinem Fall könne «man nichts tun». Kurz darauf wurde ihr eine «klägliche Summe» angeboten, die nicht einmal für die Hälfte der Miete reichte. Daraufhin verfasste Hugo ein Hilfesuch an die Schweizer Gesandtschaft, schilderte die Situation und fügte an: «Ich habe den Hauptmann meiner Kompanie in dieser Sache um Unterstützung gebeten und andernfalls meine Entlassung beantragt. Darauf bekam ich die kränkende und äusserst unhöfliche Antwort, ‚als Deutscher habe ich keinerlei Rechtes und ich solle ‚dankbar sein für die Zuwendungs die man meiner Mutter und mir habe zukommen lassen.»

Private Hugo Biskeborn wagte sich daraufhin auf dünnes Eis: Er weigerte den Gehorsam. Seine Strafe lautete vierzehn Tage Arrest in den Baracken, doch als er sich weigerte, sie anzunehmen, wurde er vor ein Kriegsgericht und zu achtundzwanzig Tagen Haft verurteilt. Sein weiteres Schicksal kennen wir nicht, doch womöglich hat ihn der Waffenstill-

stand gerettet. Da er nicht auf der Medal Roll steht, ist zu vermuten, dass er nicht aufs europäische Festland abkommandiert wurde.

Die Situation naturalisierter Briten mit deutschen Eltern verschlechterte sich zunehmend. Trotz ihrer britischen Staatsbürgerschaft begegnete man ihnen in ihrer Wahlheimat mit Misstrauen und Verachtung und steckte sie als feindliche Ausländer in Internierungslager.

Im Mai 1916 schloss Grossbritannien mit Deutschland ein Abkommen zur Repatriierung von Zivilisten über 50. Auch Männer, die das 45. Lebensjahr erreicht hatten, konnten ins Deutsche Reich zurückkehren, sofern sie als untauglich für den Kampfeinsatz eingestuft waren. Kurz nach Unterzeichnung der Vereinbarung schlug die deutsche Regierung unvermittelt den Austausch des Cellisten Carl Fuchs gegen den deutschen Maler, Romancier und Lyriker Max Dauthendey vor, der seit Kriegsbeginn in Niederländisch-Indien auf der Insel Java festgehalten wurde.

Oft stand einem Austausch das gegenseitige Misstrauen im Wege, und es ist bezeichnend für die Gleichgültigkeit des britischen Aussenministeriums gegenüber Fuchs und seiner Situation, dass es den deutschen Vorschlag ablehnte. Zudem findet sich in den Akten des Aussenministeriums die sarkastische Notiz: «Dauthendey sitzt auf Java, Alter 48. Man wirft ihm vor, Dichter zu sein, womöglich aber ist er unschuldig.»

Nellie Fuchs, die Frau des Cellisten, liess nicht locker und wies daraufhin, dass ihr Mann wie viele andere sehr unter der Trennung von seiner Familie leide. Doch die offiziellen Stellen hatten kein Erbarmen mit den beiden Künstlern.

«Überlassen wir es Mrs. Fuchs, das Innenministerium mit Namen von Amtsträgern zu überschütten, die sich für ihren Gatten verwenden könnten», lautete eine weitere sarkastische Aktennotiz. «Zum gegenwärtigen Zeitpunkt sollten wir Fuchs nicht zurückholen. Abgesehen von unseren Vorbehalten ist seine Rückkehr überflüssig, da sein Platz inzwischen von einem Engländer eingenommen wird. (...) Sollte Fuchs als Fall je wieder

Thema werden, sollten wir jede weitere Diskussion ablehnen. Wir haben genug Papier und Zeit auf diesen Hunnen verschwendet.» «Einverstanden», schrieb ein anderer Sachbearbeiter, «die Kampagne für Fuchs' Reisepass wird offenbar von einer Gruppe Radikaler mit prodeutschen Neigungen aus Manchester gesteuert. Je länger er fort ist, desto besser.»

Fuchs' Stelle hatte inzwischen tatsächlich ein gewisser Hutton eingenommen. In einem Bericht an das Aussenministerium betonte Inspector Fisher von der Polizei in Manchester, die Öffentlichkeit in seiner Stadt «werde es wohl kaum hinnehmen», wenn Fuchs «auf Kosten eines gebürtigen Briten» seine Stelle zurückerhalte.

Im Dezember 1915 hatte der damalige Innenminister und einstige Rechtsanwalt Sir John Simon ein Memorandum an Aussenminister Sir John Grey geschickt, wonach bei der Repatriierung «gebürtigen» britischen Staatsangehörigen der Vorzug zu geben sei. Mehr als ein Jahr später wurde eilends beschlossen, naturalisierten Einwohnern mit Herkunft aus dem feindlichen Ausland die britische Staatsbürgerschaft abzuerkennen, obwohl ihnen bei der Einbürgerung unverbrüchliche Rechte zugesichert worden waren. So zitierte Nellie Fuchs in einem Brief an das Aussenministerium aus der Urkunde ihres Mannes, ausgestellt im Jahr 1899: «mit Ablegen des Treueeids stehen ihm [Fuchs] im Vereinigten Königreich dieselben politischen und sonstigen Rechte, Befugnisse und Privilegien zu und obliegen ihm dieselben Pflichten wie einem von Geburt an britischen Staatsbürger (...)».

Ohne darauf einzugehen, bezog sich das Aussenministerium in seiner Antwort auf den Regierungsbeschluss, wonach «in ihrem Ursprungsland lebende Personen mit Herkunft aus dem feindlichen Ausland, die einstmals durch Naturalisierung Bürger unseres Landes geworden sind, kein britischer Pass zusteht». Damit war Fuchs' Schicksal für den Augenblick besiegelt. Nellie Fuchs widersprach der Darstellung, ihr Mann würde in Deutschland «leben»; sein Aufenthalt sei einzig auf Massnahmen der kaiserlichen Regierung zurückzuführen. Doch ihre Proteste blieben ohne Gehör. Sie steckte in einer Zwickmühle. Solange sie und andere Frauen in ähnlicher Situation keinen Druck auf die Regierung ausübten, würde

sich nichts ändern, und ihre Ehemänner blieben Gefangene. Doch je lauter sie protestierten, desto grösser der Ärger bei den Beamten des Ausenministeriums.

In Grossbritannien waren die Internierten überwiegend – aber nicht ausschliesslich – Deutsche. Der Defense of the Realm Act rechtfertigte sogar die Internierung gebürtiger Deutscher mit Einbürgerungsurkunde, sofern sie nach Ansicht der Behörden ein Risiko darstellten. Und die britische Regierung erzwang die strikte Einhaltung des Gesetzes nicht nur im Fall von naturalisierten Briten wie Fuchs, sondern auch von deutschstämmigen Frauen, die durch Heirat zu Britinnen geworden waren. So wurde Hildegard Bumyeat interniert, nachdem am 16. August 1915 in den frühen Morgenstunden ein deutsches U-Boot die cumbrische Stadt Whitehaven «bombardiert» hatte. Bei dem Angriff schlugen ein paar Granaten in einen Eisenbahndamm ein, töteten einen Hund, richteten aber sonst kaum Schaden an.

Hildegards Mann war der Rechtsanwalt und ehemalige liberale Parlamentsabgeordnete William Dalzell Burnyeat, Spross einer alteingessenen Whitehavener Familie. William und Hildegard hatten 1908 in Deutschland geheiratet, wohnten aber in Cumbria unweit von Whitehaven in dem Dörfchen Moresby. Ihr Haus lag etwa eineinhalb Kilometer von der Küste entfernt und in der Nähe einer «streng geheimen» Chemiefabrik in Parton. Dies war auch der Hauptgrund für Hildegards Festnahme. Die Frau war zwar die Tochter eines preussischen Offiziers (der um 1915 in den Sechzigern sein musste), aber das war auch schon alles, was man ihr vorwerfen konnte. Die Einheimischen aber behaupteten, sie würde die Deutschen unterstützen, was schon allein die Tatsache beweise, dass ihr Haus von den U-Boot-Granaten verschont geblieben sei. Diese Anschuldigung war natürlich lächerlich – ebenso wie der Vorwurf, dass man zur Zeit des Angriffs «verdächtige Lichter» in der Nähe ihres Anwesens gesehen habe. Die Deutschen hatten den Briten beweisen wollen, dass sie an der Westküste ebenso angreifen konnten wie an der Ostküste, wobei sie ausserdem die Chemiefabrik im Visier hatten. Zur Durchführung dieser Operation brauchten sie Hildegard Bumyeats Hilfe

nicht, denn die Anlage war vor dem Krieg von der deutschen Firma Heinrich Koppers errichtet worden. Trotz der detaillierten Informationen war es dem U-Boot nicht gelungen, das anvisierte Ziel zu treffen.

Hildegard Bumyeat wurde in Aylesbury in der Grafschaft Buckinghamshire interniert. «Sie gehört zu einer netten kleinen Gruppe, die wir die ‚14 Bs‘ nennen. Das sind Personen, die gemäss dem Defence of the Realm Act Paragraph 14 B interniert sind», schrieb ein Verantwortlicher an Sir Horace Rumbold im Aussenministerium, als sich die Deutschen nach Hildegards Aufenthaltsort erkundigten. Sechs Monate später, im Mai 1916, starb Hildegards Mann. Daraufhin durfte sie das Internierungslager verlassen und fortan bei einer englischen Familie in Harrogate wohnen, was in dieser Stadt in der Grafschaft Yorkshire einigen Unmut hervorrief. Über ihr weiteres Schicksal ist nichts bekannt. Da sie keine Kinder hatte, mag sie sich nach dem Tod ihres Gatten für den Austausch und die Rückkehr nach Deutschland ausgesprochen haben. Denn es gab nun wohl kaum noch Gründe für ihren Verbleib in Grossbritannien, ob sie nun prodeutsch gesinnt war oder nicht.

Auch im Jahr 1916 wurden internierte Zivilisten und für einen späteren Kampfeinsatz untaugliche Kriegsgefangene ausgetauscht, und zwar auf extra dafür ausgewählten Schiffen wie der *St. Denis*, die als Fähre nach Holland verkehrte. Etwa 10'000 Menschen, hauptsächlich Männer im nicht wehrfähigen Alter, Frauen und Kinder reisten in den zwölf Monaten bis zum Juni 1916 zurück in ihr Heimatland, die meisten auf eigenen Wunsch. Zwangsweise Rückführungen betrafen nur Frauen mit einem Aufenthalt von weniger als fünf Jahren.

Mitte 1916, als der Panzerkreuzer HMS *Hampshire* auf dem Weg nach Russland mit Lord Kitchener an Bord auf eine Mine gelaufen und der Kriegsminister dabei ertrunken war, erreichten die antideutschen Gefühle einen neuerlichen Höhepunkt. Auch die Listen der an der Somme Gefallenen trugen nicht gerade zur Verbesserung der Stimmung bei, und so wurde bei öffentlichen Versammlungen im Lauf des Sommers erneut die Forderung laut, alle feindlichen Ausländer, die sich noch in Freiheit

befanden, egal ob eingebürgert oder nicht, des Landes zu verweisen oder zu internieren.

Die Regierung versuchte vor allem, geistig oder körperlich kranke Deutsche zu repatriieren, da sie für Grossbritannien eine beträchtliche finanzielle Belastung darstellten. So brachte man etwa am 8. Dezember 1916 eine Gruppe von 125 körperbehinderten Zivilisten über die Nordsee nach Holland. Begleitet wurde die Gruppe von Colonel W.R. Clark, einem für diese Aufgabe abkommandierten Stabsarzt. Im Interesse der Briten, die aus Deutschland nach Grossbritannien zurückgeführt wurden, war man bestrebt, dabei «unnötige Verzögerungen, Härten oder unerwünschte Vorfälle» zu vermeiden. Dies gelang jedoch nicht immer. In seinen Aufzeichnungen schilderte Colonel Clark zahllose organisatorische Probleme, «Schwierigkeiten und Hindernisse» bei der Durchführung seiner Aufgabe. Vor allem fühlte er sich abgestossen von der offen zur Schau gestellten Feindseligkeit, als das Kommando aus Stratford in Richtung Küste aufbrach. «Eine Gruppe Frauen und Kinder drängte sich in der Carpenter's Road und empfing die internierten deutschen Zivilisten, die aus dem Lager kamen, nicht nur mit Buhrufen und Zischen, mit Hohn und Spott, sondern bewarf sie beim Besteigen der Busse auch noch mit verschimmelten Orangen, Kohl und Ähnlichem.»

Colonel Clark konnte «kaum glauben», was er sah. «Leider muss ich es in meinen Aufzeichnungen festhalten. Zukünftig sollte die Polizei strikte Anweisungen erhalten, bei der Repatriierung deutscher Gefangener keinerlei Menschenansammlungen in der Carpenter's Road zu gestatten und derartige Hassbekundungen strengstens zu unterdrücken.» Die Polizei konnte durchaus eine grölende Meute in Schach halten, doch die grösste Ablehnung schlug vielen Internierten ausgerechnet von den Beamten entgegen, die mit ihrer Rückführung aus Grossbritannien befasst waren.

Verhandlungen zwischen Grossbritannien und Deutschland wurden grundsätzlich über Vermittlung einer dritten Partei durchgeführt. Beide Seiten achteten darauf, der anderen nicht etwa unbeabsichtigt einen Vor-

teil zu verschaffen, und prüften deshalb alle Vorschläge, die einer beiderseitigen Übereinkunft bedurften, auf das Genaueste. Wenn eine Partei allein ein Angebot unterbreitete, wurde es gewöhnlich zunächst abgelehnt, denn zu gross war das Misstrauen, dass sich weitergehende Motive dahinter verbargen.

Bei anderen Themen wie etwa der Betreuung der Gefangenen oder der Rückgabe von Eigentum einigte man sich leichter. Es mag erstaunlich klingen, aber während an der Westfront die Kämpfe tobten, wurden formelle, aber höfliche diplomatische Noten ausgetauscht, oft zur Regelung relativ unbedeutender Angelegenheiten, die aber für die Betroffenen von grösster Wichtigkeit waren.

Im September 1917 gestatteten deutsche Militärbehörden der «Freien Vereinigung für die Interessen des Orthodoxen Judentums», zum Pessachfest die traditionellen Matzen an britische Kriegsgefangene jüdischen Glaubens auszuteilen. Darauf liess die deutsche Regierung anfragen, ob deutsche Soldaten in britischen und französischen Kriegsgefangenenlagern ebenfalls in einen solchen Genuss kämen.

Am 5. Oktober erfolgte die Antwort der für Kriegsgefangene zuständigen Abteilung. Nach Erhalt des deutschen Memorandums zum jüdischen Pessachfest beauftragte der Army Council die Militärbehörden «für die Dauer der Feiertage anstelle von Rationen die Zuteilung einer Geldleistung zu veranlassen (...), um in der Frage der Nahrungsmittel den Anforderungen der Religion der jeweiligen Soldaten so weit wie möglich Rechnung zu tragen.»

Während sich das britische und das deutsche Heer bei Ypern in einer der heftigsten Schlachten an der Westfront gegenüberstanden, schickte Berlin über Vermittlung durch die Schweiz eine Note nach London. In Deutschland würden britische Kriegsgefangene «kostenlos mit Bruchbändern ausgestattet. Mit Ausnahme der Offiziere bekommen sie ausserdem Brillen, sofern sie vor ihrer Gefangennahme eine solche trugen oder wenn es ihre Beschäftigung erfordert.» Nun wollte man wissen, ob die Briten eine vergleichbare Linie auch bei ihren deutschen Gefangenen verfolgten. «Ja», antwortete einige Wochen später Mr. Cubitt vom Kriegsministerium. «Die Vorschriften in dieser Sache gleichen offen-

kundig denen in Deutschland.» Schon früher im Krieg hatte man eine Vereinbarung über eine kostenlose Versorgung mit Augenprothesen, Gebissen und künstlichen Gliedmassen getroffen, während das Thema des mangelnden Toilettenpapiers in den Lagern britischer Kriegsgefangener 1917 noch diskutiert wurde.

Manchmal ging es im diplomatischen Verkehr um derart unbedeutende Angelegenheiten, dass man nur den Kopf darüber schütteln kann.

So gab es die Anfrage, ob ein Dackel, der gemeinsam mit seinem für den Austausch vorgesehenen Herrchen im Lager Lofthouse Park interniert war, gemeinsam mit ihm nach Holland repatriert werden könne. Offenbar durfte das Tier nicht an Bord eines Sanitätsschiffs des Roten Kreuzes mitgenommen werden, weshalb die British Transport Company es auf einem Frachter verschicken sollte. Die Anfrage war an die Schweizer Gesandtschaft in London gesandt worden und wurde dann dem britischen Aussenministerium vorgelegt. Ein Sachbearbeiter hielt aber eher das Innenministerium für zuständig und schickte es mit der wohl leicht enervierten Bemerkung weiter: «Was antworten?»

Ein Dokument des diplomatischen Austauschs betraf die Familie von Henry Hadley, dem Sprachlehrer mittleren Alters, der von einem deutschen Offizier tödlich verwundet worden war. Unmittelbar vor Kriegsausbruch hatte Henry gemeinsam mit seiner Haushälterin Elizabeth Pringle aus Deutschland abreisen wollen.*

Mehr als zwei Jahre erfuhr seine Familie nichts über den Verbleib seiner Habe. Seine Schwester Henrietta Hadley wusste lediglich, dass er in Gelsenkirchen begraben worden war und sein Gepäck, darunter zwei Truhen und eine Reihe kleinerer Taschen, als verschollen galt. Am 22. Januar 1917 meldeten sich die Deutschen wieder in der Angelegenheit, hatten aber keine guten Nachrichten.

* siehe auch Kapitel 1, S. 30.

«Der vom Gericht bestellte Verwalter hat die Gegenstände versteigert und mit dem Erlös einen Teil der Rechnung des Arztes bezahlt, der Hadley bis zu seinem Tode behandelt hat.» Zum aufgeführten persönlichen Besitz zählten eine Geige mit Geigenkasten, ein Zylinder, ein Chapeau-Claque, vierzehn Kragen und fünf kleine Pfeifen. Insgesamt hatte diese Hinterlassenschaft etwas über 27 Reichsmark eingebracht. Die Briten protestierten empört, dass Henry Hadley die tödlichen Verletzungen ohne ersichtlichen Grund zugefügt worden waren. Weshalb also sollte er für seine medizinische Behandlung zahlen müssen? In einem Brief an das britische Aussenministerium zählte Henrietta Wertgegenstände ihres Bruders auf, die nie zurückgegeben worden waren. Ausserdem «erklärt die Haushälterin [Mrs. Pratley], vor ihrem Aufbruch aus Gelsenkirchen einen Stapel mit Papieren meines Bruders erhalten zu haben, die ihr die Polizei in Münster jedoch wieder abgenommen und vor der Abreise nicht wieder zurückgegeben hat.»

Monate später wurden bei der Eisenbahn Berlin einige «Effekten» gefunden und über Den Haag zurückgesandt, darunter zwei Truhen mit Kleidungsstücken und eventuell auch die fehlenden Papiere. Wertvolle Dinge, die Hadley zum Zeitpunkt seines Todes bei sich gehabt haben soll, blieben unauffindbar.

«Inoffiziell» teilte man Henrietta Hadley mit, ihr Bruder sei in Gelsenkirchen in einem Armengrab bestattet worden, in «Bereich 11, neunter Abschnitt», was ihr allerdings nichts sagte. Um Näheres über die Grabstätte zu erfahren, bat sie das Aussenministerium, die Sache weiter zu verfolgen. «Unsere Familie», schrieb sie, «meint, dass Hauptmann Nicolay vor Gericht gestellt werden sollte.»

Henry Hadley war der erste britische Staatsbürger, der im Ersten Weltkrieg sein Leben verlor, doch als sich die Alliierten nach ihrem Sieg 1918 halbherzig daran machten, Kriegsverbrechen zu verfolgen, stand sein Fall nicht ganz oben auf der Tagesordnung. Auch wenn Hauptmann Nicolay den Krieg überlebt hatte – es kamen weit grössere Fische als er ungeschoren davon.

6

Mann gegen Mann

Um den Krieg zu gewinnen, mussten die Alliierten die deutschen Streitkräfte auf dem Schlachtfeld besiegen – das heisst, die Sicherheit der Schützengräben aufgeben, das Niemandsland durchqueren und die Deutschen aus ihren Gräben heraustreiben.

Die Gräben waren Schutzräume, Orte relativer Sicherheit, provisorische Unterkünfte, in denen die Soldaten zwar nicht auf Tuchfühlung, aber doch in grosser Nähe zum Feind lebten. Darum verwundert es nicht, dass die Männer auf beiden Seiten der Frontlinie versucht waren, Frieden zu halten. Die meisten hatten wenig Lust, «die Hunnen anzugreifen». Trotz Überfällen und Schüssen aus dem Hinterhalt, mit denen man den Feind aufschreckte, erlag man irgendwann dem Gefühl, in einer Pattsituation zu stecken. Dies würde sich nur durch entschlossenes Handeln ändern. Wenn die Alliierten den Feind in die Knie zwingen wollten, konnte dies nur im Kampf Mann gegen Mann geschehen.

Bislang war mehr oder weniger ein Zermübungskrieg geführt worden. Die Deutschen, auf deren Konto 1914 und 1915 noch die Mehrzahl der Offensiven gegangen war, mussten nun mit ansehen, dass das Pendel allmählich zugunsten der Alliierten ausschlug. Denn die Schlachten an der Somme und bei Arras sowie die dritte Flandernschlacht (1917) schwächten ihre Kampfkraft und brachen letztlich ihren Widerstandswillen. Den Deutschen stand eine immer grössere Zahl von Soldaten aus Grossbritannien, aus dem Commonwealth und schliesslich aus den USA

gegenüber, die ausreichend Nachschub hatten, während es ihnen selbst an allem fehlte.

Aber die Alliierten brauchten Zeit, Schlüsse aus den Erfahrungen zu ziehen, neue Techniken einzusetzen und sich ihrer Überlegenheit bewusst zu werden, um den Krieg zu gewinnen. Bis dahin sollten noch fast zwei Jahre vergehen.

Vor einer Offensive legte der Oberbefehlshaber die Strategie fest, die in dieser Kriegsphase meist auf das Durchbrechen der feindlichen Linie abzielte. Die Armeekommandeure mussten daraufhin die Details der Pläne ausarbeiten, während die nachgeordneten Offiziere die Strategie in die Praxis umzusetzen und ihre Soldaten zu führen hatten. Die übrigen Ränge kannten weder die Strategie noch das Gesamtbild. Sie mussten einfach den Befehlen Folge leisten.

Die Bedeutung des geplanten Angriffs wurde den Soldaten förmlich eingehämmert: Man erwarte einen entscheidenden Durchbruch, und die Leistungsbereitschaft der Männer und ihr Beispiel könnten den Krieg verkürzen. Die Freiheit der Welt liege in ihren Händen, und der ganze Erdball blicke in diesem entscheidenden Augenblick auf sie. Die Zeiten erlaubten es niemandem, seine Pflichten zu vernachlässigen oder die Ehre des Regiments aufs Spiel zu setzen. Deshalb setze man voraus, dass jeder sein Bestes geben werde.

Aber das war noch nicht alles. Der Feind verdiene kein Mitgefühl; ein Gefangener wolle ernährt werden, und jeder Happen, den er ass, ginge den Familien der Soldaten zu Hause ab. Gefangene sollten nur dort gemacht werden, wo sie den Angriff behinderten. Auf allen Seiten verstanden die Männer diese Hinweise ihrer Vorgesetzten vor einem Einsatz als Freibrief, den Feind ohne Zögern zu töten.

Erfahrene Soldaten kannten diese Sprüche bereits und liessen sich nicht davon beeindrucken. Sie wussten, was sie zu tun hatten. Doch unabhängig von eventuellen Vorbehalten ging es ihnen letztlich nur darum, endlich losschlagen zu können. Denn mit jeder Stunde, die sie warten mussten, wuchs die Angst. Nervosität und die heimliche Furcht zu scheitern oder die Kameraden zu enttäuschen, raubten den meisten die Ruhe und den Schlaf. Jeder war in seinen Gedanken gefangen. Es gab kein Zu-

rück, sie konnten nur nach vorn schauen und dem Schicksal die Entscheidung über Leben und Tod überlassen.

Sobald man die Deckung des Grabens aufgab, fühlte man sich, wie ein Soldat schrie, als würde man in kaltes Wasser springen. Die Angst verflüchtigte sich erst, wenn man loslief und sich auf die bevorstehende Aufgabe konzentrierte. Umso grösser war der Schock, wenn man sich dem feindlichen Schützengraben näherte und, vielleicht zum ersten Mal, die grauen deutschen Uniformen erblickte.

Private Bernard Stevensons knappe, stakkatohafte Schilderung der Kämpfe am 1. Juli 1916 vermittelt einen guten Eindruck davon. Er gehörte den 1/7th Sherwood Foresters an, die auch als Robin Hood Rifles bekannt waren.

Wir steigen über die Brustwehr. Lieutenant Wilkins führt fünf Züge an. «Los, Robins!» Aus dem Rauch fliegen Kugeln auf uns zu. Einer fällt tot um. Weiter geht's. Durch den deutschen Stacheldraht in ihren vordersten Graben. Unsere Artillerie schiesst noch immer, ihre Granaten landen neben uns. Um sie zu stoppen, zündet jemand eine rote Laterne an. Wilkins ist am Arm verwundet. Sergeant Buckley hat eine leichte Verletzung, ebenso Berry. Captain Leman sieht durch den Rauch Deutsche aus der ersten und zweiten Linie auf sich zukommen. Schiesst auf sie mit dem Revolver. Wird an Arm und im Gesicht getroffen. Von rechts und links stürmen Deutsche mit Handgranaten heran. Jeder kümmert sich nur noch um sich selbst. Ich kletterte aus ihrem Schützengraben, taumelte und entdeckte hinter ihrem Drahtverhau, knapp sechs Meter entfernt, eine Vertiefung. Springe rein. Deutsche werfen eine Granate hinein, und ich werde fast unter der Erde begraben. Halte mich hier versteckt.

Getrieben von Angst und Aggressivität, kam es auf beiden Seiten zu unvorstellbarer Gewalt. Die grosse Mehrheit der Soldaten, die sich später über den Krieg äusserten, Tagebuch führten oder ihre Erinnerungen aufschrieben, beschönigten die schlimmsten Momente des Kampfes Mann

gegen Mann, selbst wenn sie sich nicht scheuten, grausame Einzelheiten zu schildern. Der Bericht eines Unbekannten über die Augenblicke nach den Kämpfen um einen deutschen Stützpunkt vermittelt einen Eindruck von dem Gemetzel, das dort stattgefunden hatte. «Später drang ich in ihren Schützengraben vor, und da sah ich unter den Gefallenen einen Deutschen mit einer Durham-Keilhacke, die quer in seiner Brust steckte und von der unter seiner linken Achselhöhle nur noch der Stiel herausragte – gewiss ein Hieb, zu dem nur ein Grubenarbeiter aus Durham fähig war.»

Auch der Bericht von Private Frank Harris, der der 6th King's Own Yorkshire Light Infantry angehörte, führt die Gräueltaten vor Augen:

Da kommen die Hunde. Allerdings haben auch viele von der Yorkshire Light Infantry und der Durham Light Infantry überlebt. Wir sind ausgehungert und nah am Verdursten, erschöpft, über und über mit Schmutz bedeckt, Erde in den Augen und zwischen den Zähnen. Obwohl wir mehr oder weniger resigniert haben und uns, sofern noch vorhanden, eine Zigarette anzünden, nehmen wir diese verfluchte Herausforderung an, reißen uns am Riemen, stellen uns auf, spucken in die Hände und warten, dass der Fritz ein wenig näher rankommt. (...) Dieser Haufen aber, mein Freund, hasst uns genauso abgrundtief wie wir sie. Vielleicht vergleichbar mit unseren Guards, auf alle Fälle ebenso gross und muskulös. Und man hat ihnen genauso wie uns das Töten beigebracht, und den Glauben an den Krieg natürlich.

Ich denke jetzt, es war reine Dummheit von mir, als ich mich auf einen Boche stürzte, der knapp dreissig Zentimeter neben mir sein Bajonett in den Körper eines meiner besten Freunde gestossen hatte. Ich holte aus, verfehlte ihn, parierte und erwischte den Quadratschädel schliesslich an der Brust. Damit aber gab ich mich nicht zufrieden, sondern warf mich am Boden auf ihn und drückte ihm mit den Daumen die Kehle zu, bis mich ein Kamerad fortzerterte. «Du kannst diese Scheisskerle nur einmal umbringen», meinte er. Ich blickte zu meinem

Freund, dessen Arterie durchtrennt war und der keine Chance mehr hatte, gab dem Boche einen Tritt und beteiligte mich weiter am Nahkampf, diesem grässlichen, blutigen Geschäft.

Ein Grabensturm bedeutete Chaos, das allerdings planmässig organisiert wurde. Die Methoden dafür wurden immer weiter entwickelt und perfektioniert: Man warf eine Handgranate um die nächste Grabenbiegung, folgte an den Ort der Explosion, stürmte mit gezogenem Bajonett um die Kurve und tötete jeden, der da war, ob er Widerstand leistete oder nicht. Systematisch arbeiteten sich die Männer entlang der Front vor, während die Deutschen bis zum Letzten kämpften, sich ergaben oder zur nächsten eigenen Grabenlinie flüchteten. Dieses lebensgefährliche Geschäft der Eroberung und Sicherung der Gräben übernahmen Soldaten, die darauf gedrillt waren, wie Maschinen zu funktionieren und jedes menschliche Gefühl zu unterdrücken. Sie mussten so handeln, die Umstände liessen ihnen keine andere Wahl.

Guy Chapman, Offizier bei den Royal Fusiliers, berichtete von einem Fall, bei dem ein deutscher Kollege getötet wurde, obwohl er einem Sergeant einen Feldstecher als Zeichen der Unterwerfung angeboten hatte. Der Sergeant nahm den Feldstecher, dankte dem Offizier und jagte ihm dann eine Kugel durch den Kopf. Der Schuss war tödlich. Ein Offizierskamerad von Chapman, der dies beobachtete, stand fassungslos daneben.

«Da kann man wohl nichts machen», meinte Chapman. «Er muss vor Aufregung halb verrückt gewesen sein. Wahrscheinlich war ihm gar nicht bewusst, was er da tat. Wenn man jemanden dazu bringt zu töten, kann man ihn nicht einfach wieder abschalten wie eine Maschine. Und ausserdem ist er ein guter Mann.»

Aber hin und wieder geschah etwas höchst Aussergewöhnliches, das einen Soldaten wieder zur Vernunft brachte. Private Percy Clare vom 7th East Surrey Regiment hatte gewartet, bis das Sperrfeuer aus den deutschen Schützengräben abgeebbt war, bevor er und seine Kameraden aufsprangen und mit vorgestrecktem Bajonett losstürmten.

Der Widerstand war grösser, als man nach dieser Abreibung durch unsere Artillerie hätte erwarten können. Ich sprang in einen Schützengraben und fand darin zwei Hunnen, die von unserem Granatfeuer schwer verwundet waren. Der eine war meiner Schätzung nach 48 bis 50 Jahre alt, der andere noch ein Junge, etwa 20, der seinem Kameraden erstaunlich ähnlich sah. Als nächstes fiel mir auf, dass sie einander bei der Hand hielten, als hätten sie beschlossen, gemeinsam zu sterben. Man konnte leicht erkennen, dass es sich um Vater und Sohn handelte, und mich ergriff ein tiefes Mitgefühl. Es machte mich traurig, sie so zu sehen. Obwohl unser befehlshabender Offizier mich an den Befehl erinnerte, kein Erbarmen zu zeigen, taten sie mir so leid, als wären sie meine Freunde. Ich wäre bei ihnen geblieben, wenn ich dafür hätte sorgen können, dass sie verschont blieben und unseren Sanitätern übergeben wurden.

Die Gesichter der beiden Männer waren aschfahl, und sie zitterten; ihr Blick war voller Schmerz, Entsetzen und Schrecken, vielleicht litt einer um den anderen. Ihre Brust war nackt und wies furchtbar klaffende Wunden auf, die zweifellos tödlich waren. Als ein oder zwei meiner Kameraden vorbeikamen und ihre Bajonette auf sie richteten, schrien sie wahrlich herzerreissend um Erbarmen. Es gab viele Kameraden, die aus Prinzip nur verwundete Deutsche mit dem Bajonett töteten, und ich blieb eine Weile bei ihnen stehen, um alle Mordlustigen zurückzuhalten, die der Anweisung unseres Vorgesetzten folgen und die beiden aufspießen wollten. Arme Kerle, sie waren dem Tod geweiht. Ich musste weiter.

Der dritte deutsche Graben war ein Stück entfernt, und unsere Angriffstruppe war dezimiert, sodass Verstärkung notwendig war. Diese fanden wir, indem wir die Hälfte des uns folgenden Säuberungstrupps heranzogen. Dazu gehörte auch ein Mann namens Bean, Metzger von Beruf. Wie er mir sagte, war er gleichfalls auf die beiden armen verwundeten Hunnen gestossen und hatte ihnen sein Bajonett in den Unterleib gerammt. Dass er somit für den ra-

schen Tod der beiden Unglücklichen verantwortlich war, kümmerte ihn nicht. Ich war unendlich empört, und obwohl wir Freunde waren, las ich ihm die Leviten. Daraufhin hatten wir uns nichts mehr zu sagen. Ich erklärte ihm, diese Aktion werde sein Untergang sein, Gott werde eine so feige und grausame Tat gewiss nicht ungestraft lassen. Bean fiel am 3. Mai, ich selbst fand seinen Leichnam.

Häufig waren die «Hunnen», die sich, zermürbt vom Geschützfeuer und ihres Kampfeswillens beraubt, dem Feind ergaben, die ersten Deutschen, die ein britischer Soldat zu Gesicht bekam. Private Albert Andrews vom 19th Manchester Regiment konnte beobachten, wie Dutzende von ihnen mit erhobenen Händen durch die Reihen der Tommies rannten, um sich zu ergeben. Mit den Deutschen, die weiterkämpften und bis zum letzten Augenblick schossen, ehe sie sich ergaben, wurde in der Regel kurzer Prozess gemacht. In solchen Momenten existierte kein Kriegerrecht mehr, das die Gefangenen schützte. Jeder entschied in seinem rasenden Wahn, ob er einen feindlichen Soldaten gefangennahm oder tötete. So schrieb Private Andrews:

Direkt neben der Tür eines Unterstands sah ich eine grosse Tonne. Als ich in den Graben sprang, kam mit einem Satz dahinter ein Deutscher hervor, aber ich war auf der Hut und drückte ihm mein Bajonett an die Brust. Er bebte und wirkte mit seinen erhobenen Händen wie wahn-sinnig vor Angst. Er sagte etwas zu mir, aber ich verstand es nicht. Nur so viel, dass ich ihn nicht töten sollte. In diesem Augenblick merkte ich, dass mein Bajonett kaputt war. Ich hätte es ihm gar nicht in den Leib bohren können. Natürlich hatte ich «eine im Rohr», wie wir immer sagten – das heisst, eine Kugel im Lauf, sodass ich nur den Abzug drücken musste. Ich deutete auf seinen Gürtel und sein Bajonett. Er legte beides ab, auch seinen Hut und seine Wasserflasche, leerte seine Taschen und reichte mir alles. In diesem Augenblick kam einer meiner Kameraden durch den Schützengraben. «Weg da, Andy. Überlass ihn

mir. Ich werde ihm eine verpassen» – das hiess, er wollte eine Handgranate auf ihn werfen, die ihn in Stücke gerissen hätte. «Komm her», sagte ich zu dem Deutschen. Er kniete jetzt vor mir und flehte mich an. Ich sagte: «Er ist ein alter Mann». Ich schätzte ihn auf 60.

Schliesslich deutete ich mit dem Daumen in Richtung unserer Frontlinie, drückte aber die ganze Zeit mein Bajonett an seine Brust. Er sprang auf, kletterte aus dem Graben und rannte, die Hände über dem Kopf, zu unseren Linien, wobei er ständig etwas rief. Er zitterte von Kopf bis Fuss, in Todesangst. Dabei glaube ich, er hätte mich erledigen können, als ich in den Schützengraben sprang, wenn er nicht solche Angst gehabt hätte.

Bei den heftigen Grabenkämpfen begegneten sich die feindlichen Soldaten zwangsläufig nur einen kurzen Augenblick. Das Geschehen hinterliess einen bleibenden Eindruck, aber die Schilderung eines Nahkampfes von Mann zu Mann dauerte länger als der Kampf selbst, der meist schon nach Sekunden entschieden war. Private Ginger Byrne allerdings erging es anders, denn sein Feindkontakt dauerte beinahe einen ganzen Tag. Nach einer Offensive in der Nähe des von den Deutschen gehaltenen Weilers Beaumont Hamel konnte er sich in einen Granattrichter nahe dem feindlichen Stacheldraht flüchten, wurde dabei aber von einem deutschen MG-Schützen erspät. Byrne hatte Munitionskisten bei sich, die er transportieren sollte, und der Trichterrand befand sich nur zehn Zentimeter über ihm.

Ich blieb liegen, wie ich gefallen war, weil ich mich nicht zu rühren wagte. Die Beine hatte ich unter mir angewinkelt, und mein verfluchtes Bajonett befand sich auf der linken Seite. In diesem Augenblick hätte ich mir sehnlichst gewünscht, es wegschieben zu können, um die Hüfte weiter nach unten zu senken. Aber dieser Jerry hatte nichts Besseres zu tun, als mit seinem Maschinengewehr meinen Granattrichter zu beschiessen. Er wusste, dass ich nicht getroffen war, und ich wusste, was er vorhatte. Schliesslich war ich selbst MG-Schütze. Er würde

das Gewehr an beiden Griffen packen und losballern, quer über den Trichter; dann würde er das Rad drehen, den Lauf nach unten richten, wieder losballern und ihn schliesslich erneut hochziehen. Er traf die Erde direkt über mir und die verdammten Kisten, die zerbarsten. Sofort flogen Munitionsteile herum. Komischerweise bewunderte ich ihn, als hätte er es nicht auf mich abgesehen. Er war schliesslich ein Kollege, nicht wahr? Und er machte seine Sache gut. Aber es gelang ihm dann doch nicht, den Lauf weit genug nach unten zu bringen.

Da Sommer war, musste Byrne vierzehn Stunden bis zum Einbruch der Dunkelheit warten, während der deutsche Maschinengewehr-Schütze ihm weiter zusetzte. «Manchmal hielt er eine Weile inne und richtete seine Waffe auf ein anderes Ziel, doch er schien mich zu mögen. Dieser Jerry verschwendete ganz schön viel Munition auf mich.» Spät abends kroch Byrne durchs Niemandsland, dann rannte er los und entkam unversehrt dem Gemetzel.

Im Kampfgeschehen liess sich nicht immer sagen, ob die Schlacht abebbte oder der Höhepunkt noch bevorstand, denn die Soldaten sahen nur, was in ihrer unmittelbaren Umgebung passierte. Nur dazustehen und sich einen Überblick zu verschaffen, war nicht möglich. In der Regel suchte man wie Byrne Schutz in einem Granattrichter, von dem aus man nur ein begrenztes Blickfeld hatte, oder aber in einem Graben. Dann aber befand man sich im Kampf Mann gegen Mann, und da interessierte es nicht, welche Seite im Begriff war zu siegen.

Unter solchen Bedingungen konnte es geschehen, dass man Gefangene machte, obwohl der Feind gerade die Oberhand gewann. So etwa beim zweiten Angriff auf Beaumont Hamel im November 1916, an dem auch die 1/16th Seaforth Highlanders beteiligt waren. Second Lieutenant George Edwards und sein Zug hatten die Aufgabe, das Hauptquartier eines deutschen Bataillons einzunehmen. Trotz anhaltendem Nebel arbeitete sich Edwards zum Ziel vor und nahm nach einem Überraschungsangriff zahlreiche Deutsche fest, die keinen Widerstand leisteten. Ihr Hauptquartier befand sich in einem tief liegenden Unterstand, und die Männer ergaben sich, als Edwards ihnen sagte, dass jeden Augenblick

umfassende Verstärkung eintreffen werde. Die aber liess auf sich warten, sodass Edwards' Truppe schliesslich eindeutig in der Unterzahl war.

Das weitere Geschehen schilderte Edwards später General Burn. Edwards fiel im November 1917, aber ein Offizierskamerad im Hauptquartier der Brigade, der mithörte, hat die Ereignisse festgehalten.

Der befehlshabende Offizier der Deutschen sagte zu ihm [Edwards] in nettem, höflichem Ton, das Blatt habe sich gewendet, jetzt seien Edwards und seine Männer die Gefangenen. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich zu ergeben, und Edwards begleitete den deutschen Offizier hinunter in den Unterstand. Hier bekam er etwas zu trinken, wurde sehr höflich behandelt und sogar aufgefordert, durch das Periskop zu schauen – eine Riesensache, da es einen beeindruckenden Überblick über das Umfeld ermöglichte.

Da sich der Nebel ein wenig gelichtet hatte, entdeckte Edwards in diesem Augenblick das Eintreffen der lange erwarteten Verstärkung. Um seinen deutschen Gastgebern in Sachen Höflichkeit nicht nachzustehen, bat er sie, sich erneut als Gefangene zu betrachten und ihn als solche nach oben zu begleiten. Dort wurden sie zum dritten Mal aufgefordert, sich zu ergeben – diesmal von einem Feldgeistlichen und einem Trupp der Dublin Fusiliers.

Edwards trat auf den Kaplan zu, um ihm die Situation zu erläutern. Doch der schlug ihn ohne Vorwarnung nieder und verschwand mit seinen Gefangenen im Nebel.

Entscheidend bei der Gefangennahme war, dass der Besiegte eine Verbindung zu seinem siegreichen Gegner herstellte und ihm unmissverständlich signalisierte, sich ergeben zu wollen. Er musste zeigen, dass er keine Bedrohung darstellte, dass er nur ein einfacher Mann mit Familie war, der den Krieg satt hatte und nicht dem Klischee der gegnerischen Propaganda entsprach. Dabei halfen oft ein Kruzifix oder Fotos von Frau und Kindern, ebenso das Ablegen des Helms, was angesichts der Muni-

tion, die einem um die Ohren flog, nicht ohne Risiko war. Mit einem Blick voller Hass oder Angriffslust hingegen handelte man sich eher eine Kugel ein, selbst wenn man die Hände erhoben hatte.

Der Gefangene gewann Zeit, wenn er die Taschen leerte oder seinem Gegner ein Geschenk anbot. Dann konnte sich die Spannung abbauen. Chapmans Freund war entrüstet über die Schüsse auf den deutschen Offizier, weil der durch das Überreichen seines Feldstechers eindeutig signalisiert hatte, dass er sich ergeben wollte. So wie man ein Geschäft per Handschlag besiegelt, war es klug, auch möglichst körperlichen Kontakt herzustellen. Das erlebte auch Lieutenant Bradford Gordon von der 9th Kings Own Yorkshire Light Infantry, als sich ihm ein ausgemergelter Deutscher ergab.

Mehrere meiner Männer waren im Begriff, ihn mit ihrem Bajonett zu durchbohren, doch er hatte tiefe Wunden im Gesicht und war unbewaffnet, deshalb hielt ich sie davon ab. Als er das sah, wollte er mir die Hand schütteln und sagte «Kamerad». Aber ich wehrte das ab und durchsuchte ihn. (...) Als er begriff, dass wir ihn nicht umbringen würden, war er unendlich dankbar. Da er mich nicht dazu hatte bewegen können, bestand er darauf, einem Soldaten der Somerset Light Infantry, der ihn noch wenige Minuten zuvor mit dem Bajonett hatte durchbohren wollen, die Hand zu schütteln.

Während der Kämpfe um das Dorf Lesboeufs an der Somme näherte sich Guardsman Norman Cliff ein Deutscher, der ihm ebenfalls die Hand schütteln wollte. Ob Cliff das Angebot annahm, wissen wir nicht. Letztlich half dem Deutschen aber sein ausgezeichnetes Englisch.

Als unsere Abteilung im Kugelhagel über offenes Feld vorrückte, entdeckten wir eine Maschinengewehrstellung, und als wir vorsichtig näherkrochen, sprangen die Deutschen auf, warfen die Arme in die Höhe und kamen, angeführt von einem jungen Offizier mit dem Eisernen Kreuz an der Brust auf uns zu. Wir senkten unwillkürlich die Geweh-

re, woraufhin der Offizier die Hand ausstreckte und uns auf Englisch bat, seine Kapitulation anzunehmen.

«Wo haben Sie so gut Englisch gelernt?», fragte ich.

«In London, ich habe dort gearbeitet», erwiderte er.

Dass er in dieser aussichtslosen Lage seine Würde wahrte, verblüffte mich, und es kam nicht in Frage, ihn und seine Leute abzuschlachten. Als er merkte, dass er und seine Männer verschont bleiben würden, wandte er sich zu mir, und da brach es aus ihm heraus: «Sie sind so anständig zu uns, ich möchte Ihnen das hier schenken.» Dabei zeigte er auf sein Eisernes Kreuz.

«Nein! Sie sind bestimmt für etwas Grossartiges ausgezeichnet worden, und es würde mir nicht im Traum einfallen, es Ihnen abzunehmen.»

Plötzlich tauchte einer unserer jungen Offiziere mit einem Sergeant auf, und unser Offizier brüllte: «Was ist hier los? Ab nach hinten mit den Hunnen, sofort!» Doch dann bemerkte er das Eisene Kreuz und rief aus: «Ach, Sergeant, er hat ein Eisernes Kreuz. Das will ich haben!» Worauf der Sergeant dem Deutschen den Orden von der Brust riss, ihm in den Allerwertesten trat und das Grüppchen wie eine Viehherde nach hinten scheuchte. Ich schämte mich, denn ohne es zu wollen, drängte sich mir der Vergleich zwischen dem widerlichen Verhalten dieses womöglich untypischen britischen Gentleman mit den feinen Manieren des «unzivilisierten Hunnen» auf.

Als Gefangener war ein Soldat nie wirklich sicher, deshalb war es ratsam, sich möglichst hilfsbereit zu zeigen. An der Front bei Lesboeufs beobachtete Cliff eine Reihe Deutscher, die sich «überrascht und erleichtert, weil sie nicht bajonettiert worden waren, an der Befestigung der eingekommenen Schützengräben beteiligten». Es war, schrieb er, «eine der wenigen Gelegenheiten, in denen man lebende Deutsche für nützlicher hielt als tote».

Solche Zwangsarbeiten waren verboten, aber wo kein Kläger, da kein Richter. In der Schlacht von Gommecourt am 1. Juli geriet Regimental Sergeant Major von den 1/5th Sherwood Foresters tief hinter den feindlichen Linien in Gefangenschaft, als unerwartet Deutsche aus einem Unterstand auftauchten. Später berichtete er, dass sie ihn gleich arbeiten und Geschütze zu ihrer ersten Frontlinie schleppen liessen. Sein Selbsterhaltungstrieb riet ihm, den Anweisungen Folge zu leisten. Irgendwann bot sich die Gelegenheit, über die Brustwehr zu klettern und zu einem Granatrichter zu laufen. Dort blieb er bis zum Einbruch der Dunkelheit, konnte zu den eigenen Linien zurückkehren und dem befehlshabenden Offizier Bericht erstatten.

Nach seiner Gefangennahme kooperiert ein Deutscher mit den britischen Soldaten.



Die meisten Gefangenen waren bereit, Verwundete des Feindes zu versorgen, und froh, wenn sie eine Tragbahre bekamen, sodass sie sich mit ihrem Patienten vom Schlachtfeld entfernen konnten. Mehr als dumm war es, auf seinem Rang zu beharren und Hilfe zu verweigern.

Als Lieutenant Richard Hawkins während der Kämpfe an der Somme schwer verwundet wurde, brachten Kameraden ihn zum Hauptverbandspunkt, wo er versorgt wurde. Dort waren deutsche Kriegsgefangene als Hilfskräfte eingesetzt, und der Arzt befahl ihnen, die Bahre mit Lieutenant Hawkins fortzutragen. Als drei dieser Männer herbeikamen, sah sich der Arzt nach einem vierten um, entdeckte einen jungen deutschen Offizier und wies ihn an, mit anzupacken. Doch er weigerte sich und erklärte auf Englisch, es sei nicht Aufgabe eines Offiziers, mit drei einfachen Soldaten eine Bahre zu tragen. Im strikten Sinne mochte das zutreffen, aber es war nicht besonders klug, darauf zu beharren. Auch nach einer weiteren Aufforderung blieb der Offizier bei seiner Haltung. Richard Hawkins blickte von der Bahre hoch.

Doktor Sale war ein ziemlich rühriger Mensch und ausserdem ein sehr guter Rugbyspieler. Er gab diesem Kerl einen Tritt in den Hintern, dann ging es los. Sie trugen mich in einem grossen Bogen durch die Granattrichter und auf der anderen Seite wieder raus, wobei der Arzt dem Offizier alle paar Meter einen Tritt zu verpassen versuchte, ihn jedoch praktisch jedes Mal wegen des unebenen Bodens verfehlte. Schliesslich landete der gute alte Sale einen Treffer und trat noch ein paar Mal nach, bis der Offizier endlich bereit war, an einer Ecke der Bahre mit anzufassen.

Beliebt machen konnten sich Gefangene auch mit nützlichen Informationen. Colonel Roger Tempest, der im September 1916 in der französischen Gemeinde Fiers die Scots Guards befehligte, führte seine Kompaniekommandeure zu einem Schützengraben auf einer kleinen Anhöhe, um ihnen die Vormarschrouten zu zeigen. Dort begegneten sie einem deutschen Offizier, der bereitwillig auf die Turmspitze der Kirche von Les-

boeufs wies; «und so», schrieb Tempest, «konnten wir in dem sicheren Wissen weitermarschieren, dass wir in der richtigen Richtung unterwegs waren». Ein weiteres Beispiel war ein deutscher Gefangener, der britischen Soldaten freiwillig die verminten Stellen einer Strasse zeigte, die sie entlangmarschieren wollten.

Nach der Gefangennahme wurden die Männer weggeführt. Die grösste Gefahr für sie waren nun entweder gegnerische Soldaten, die die Nerven verloren (ein australischer Gefangener war Zeuge, wie ein Deutscher plötzlich auf eine Gruppe von 25 Gefangenen zurannte und eine Handgranate mitten hinein warf), oder Querschläger und Fehlschüsse, von welcher Seite auch immer. Ansonsten wuchs die Überlebenschance mit jedem Schritt, der sie von den Schützengräben wegführte. Die Gefangenen wurden vielleicht beschimpft oder angerempelt, aber nur selten wirklich angegriffen.

Wenn ein Angriff von Grund auf scheiterte, änderte sich nichts am Frontverlauf, und die Verwundeten blieben in einer prekären Lage im Niemandsland liegen. Eine Rettung vor Einbruch der Dunkelheit war unwahrscheinlich oder sogar unmöglich, und danach konnte es geschehen, dass man Verletzte übersah. Wer noch dazu in der Lage war, schleppte sich zur eigenen Linie zurück, doch die Soldaten auf beiden Seiten, von den Kämpfen erschöpft und voller Rachsucht, schossen auf alles, was sich zwischen den Schützengräben bewegte.

Nur gelegentlich einigte man sich auf einen vorübergehenden Waffenstillstand, damit beide Seiten ihre Opfer einsammeln konnten, bevor man zu einem verabredeten Zeitpunkt oder Signal die Kampfhandlungen fortsetzte. Die weihnachtliche Waffenruhe von 1914 begann zum Teil auf diese Weise, und die Fraternalisierungen an manchen Frontabschnitten waren die Folge und nicht die Voraussetzung solcher Abmachungen. Seitdem hatte auch anderswo manchmal das Mitleid mit den Verwundeten über den Wunsch gesiegt, die Oberhand über ein gewonnenes Stück Land zu behalten. Nach einem katastrophal endenden nächtlichen Angriff der Deutschen gaben ihnen die Briten Gelegenheit, ihre Gräben zu verlassen. Darüber schrieb ein unbekannter Soldat:

Wir riefen den Deutschen zu, sie sollten kommen und ihre Verwundeten holen. Erst schienen sie misstrauisch und liessen nur ihre Helme sehen, aber wir versprachen ihnen, nicht zu schiessen. Daraufhin kam ein Soldat, der das Eiserne Kreuz trug, mutig auf unseren Drahtverhau zu, um einem Verwundeten zu helfen. Ein weiterer folgte ihm, und unter unseren Beifallsrufen trugen sie ihren Kameraden gemeinsam fort. Doch zuvor salutierte der Erste noch und sagte: «Danke, Gentlemen, alle miteinander. Ganz herzlichen Dank. Guten Tag.» Der Vorfall wühlte mich eine Zeitlang auf, und ich wünschte mir, wir könnten alle wieder Freunde sein.

Nach dem verlustreichen ersten Tag der Schlacht an der Somme waren nicht Hunderte, sondern Tausende Verwundete zwischen den gegnerischen Linien gefangen. Nur an einem Abschnitt an der Südflanke des Frontbogens erzielten die britischen Truppen einen wirklichen Fortschritt und konnten relativ unbehelligt ihre Verletzten bergen. Im Norden, im Umkreis der Dörfer Gommecourt, Serre und Beaumont Hamel, wurde am zweiten Tag der Schlacht an verschiedenen Orten eine Waffenruhe ausgehandelt, und diesmal waren es die Deutschen, die dem Gegner die Bergung seiner Verwundeten gestatteten.

Harry Siepman, der junge Artillerieoffizier deutscher Abstammung, dem wir bereits begegnet sind, befand sich inzwischen gegenüber dem vom Feind gehaltenen Dorf Serre an der Somme. Dort war seine Batterie an einem aussergewöhnlichen Waffenstillstand in stillschweigendem Einverständnis beteiligt. Die britische Artillerie stellte ihr Feuer auf das Dorf Serre ein, und die deutsche Artillerie schonte vorübergehend das von den Briten gehaltene Dorf Colincamps.

Ein britischer Infanterieangriff bei Serre hatte mit einem Debakel geendet, und am nächsten Morgen beobachtete Siepman von seinem Beobachtungsposten aus, wie deutsche Scharfschützen britische, im Stacheldraht des Feindes hängen gebliebene Verwundete erschossen, was nach der langen Zeit wahrscheinlich ein Akt der Barmherzigkeit war.

Plötzlich entdeckte er zwei Männer, die aus dem britischen Frontgraben kletterten und nicht einmal eine weisse Fahne hochhielten.

Dann wurde ihnen eine Bahre hochgereicht, die sie hastig ins Niemandsland trugen. Wohl Hunderte, vielleicht Tausende Augen müssen auf sie gerichtet gewesen sein, und das Feuer wurde eingestellt. Eine unheimliche Totenstille senkte sich wie ein Sargtuch über das Feld, als die beiden Männer stetig weiterstapften und neben einem Leichnam stehenblieben, der auf dem Boden lag. Sie hoben ihn auf die Bahre und trotteten langsam denselben Weg, den sie gekommen waren, zurück. Die Stille wurde nicht unterbrochen, bis sie in Sicherheit waren, dann ging der Krieg weiter.

Diese einzigartig mutige Tat stützte sich auf die – vielleicht einem Wunschdenken entspringende – Überzeugung, dass zwei Soldaten bei einem offensichtlichen Akt der Barmherzigkeit nicht angegriffen werden würden. An anderen Frontabschnitten hielten solche Feuerpausen oft Stunden, in denen sich beide Seiten vorwagten, um ihre Gefallenen zu bergen. Und wie Zeugen berichteten, kam es dabei kaum oder gar nicht zu Verbrüderungen.

Bei Gommecourt, ein paar Kilometer nördlich von Serre, waren die Kämpfe besonders heftig gewesen. Britische Truppen waren in deutsche Gräben eingedrungen und hatten fast den ganzen Tag gekämpft – jedoch ohne Erfolg. Als die Deutschen Verstärkung bekamen, trieben sie die Briten, die bis tief hinter ihre Linien vorgestossen waren, langsam aber sicher zurück, bis auch die Letzten wieder in den eigenen Gräben sassen. Überall lagen Tote und Verwundete auf dem Feld. Am frühen Morgen des 2. Juli hissten die Deutschen eine grosse Rot-Kreuz-Fahne und vereinbarten mit dem Gegner eine einstündige Waffenruhe. Man beobachtete, wie Gruppen von Deutschen ihre Gräben verliessen und sich um die Verwundeten im Niemandsland kümmerten. Daraufhin kamen von britischer Seite Sanitäter und holten mit der Hilfe der deutschen 2. Garde-Reserve-Division ihre eigenen Gefallenen und Verwundeten zurück.

Auch unmittelbar südlich von Serre, bei Beaumont Hamel, wurden Verwundeträger beider Seiten im Niemandsland gesehen. Hier war zwar eine Kampfpause untersagt worden, aber man liess dennoch die Waffen ruhen. Lieutenant Colonel John Hall, Kommandeur des 16th Middlesex Regiment, hatte in der ersten Angriffswelle der Somme-Schlacht gekämpft, die so furchtbar zusammengebrochen war:

Gegen 14.30 Uhr hisste der Feind eine weisse Flagge an seiner Frontlinie und schickte Sanitäter ins Niemandsland. Abgesehen davon, dass er unseren Verwundeten half, bediente er sich auch bei den leichten und schweren Maschinengewehren, Lewis-Gewehren und so weiter, die kurz vor seiner Frontlinie liegen geblieben waren. Dies wurde dem Brigadehauptquartier per Feldtelefon mitgeteilt, und wir baten um die Genehmigung, unsere eigenen Verwundeten zu bergen. Sie wurde jedoch verweigert (ich glaube, das kam von höherer Stelle), stattdessen erhielten wir Order, auf die Sanitäter des Feindes zu schiessen. Unsere Schützen an der vordersten Front befolgten diese Anweisung nicht gerade mit Begeisterung. Kurz darauf eröffnete unsere schwere Artillerie das Feuer, das wahrscheinlich auf die Frontlinie des Feindes gerichtet war. (...) Danach soll der Feind, so lange es noch hell war, auf jeden Verwundeten im Niemandsland geschossen haben, der auch nur die leiseste Regung zeigte.

Halls Bericht von dieser Kampfpause ist erschütternd. Unzählige Soldaten sassen in Granattrichtern in der Falle. Aufgrund der Topografie hatten die Deutschen den uneingeschränkten Überblick über das gesamte Gelände. Deshalb konnten Verwundete nur in der Dunkelheit geborgen werden, und auch nur dann, wenn sie nicht zu schwach waren, um zu rufen und auf sich aufmerksam zu machen.

Auch Captain William Carden-Roe von den 1st Royal Irish Fusiliers war Zeuge der Waffenruhe bei Beaumont Hamel. Er hiess ursprünglich Liesching und hatte seinen Namen geändert, vermutlich um seine deut-

schen Wurzeln zu verbergen – allerdings erst im März 1916, als er bereits mit dem britischen Military Cross ausgezeichnet worden war.

Carden-Roe berichtete von einer Waffenruhe am 4. Juli, als im Niemandsland noch verwundete Überlebende vom ersten Tag der Offensive lagen. Nur ein kühner Plan, schrieb er, konnte sie nach dieser langen Zeit retten.

Dem Plan entsprechend wurde eine Fahne des Roten Kreuzes zum Frontgraben gebracht und dann langsam auf der Brustwehr hochgehoben, und zwar so, dass die, die sie hielten, nicht sichtbar waren. Als nach ein paar Minuten keine Schüsse mehr fielen, kletterten zu beiden Seite der Fahne zwei Sanitätsoffiziere auf die Brustwehr. Immer noch fiel von Seiten des Feindes kein Schuss, und so liefen die beiden Offiziere mit den Fahnenträgern ins Niemandsland. In diesem Moment tauchten reihenweise neugierige Köpfe über der Brustwehr des deutschen Schützengrabens auf. Ein deutscher Offizier, am Arm eine Rot-Kreuz-Binde und in der Hand einen Spazierstock mit einem daran befestigten weissen Taschentuch, sprang schwingvoll über die Brustwehr und marschierte hinüber zu den Briten.

Ihm folgten mehrere andere, wahrscheinlich von der Sanitätstruppe. Es war ein beeindruckendes Bild. Er wartete, bis sich unsere Leute so weit genähert hatten, wie er es für angemessen hielt, dann hob er die Hand zum Zeichen, dass sie stehenbleiben sollten. Beide Seiten nahmen Haltung an, um in aller Form zu salutieren, dann wies er auf die Verwundeten, die vor unseren Linien lagen. Auf ein Zeichen unserer beiden Sanitätsoffiziere hin zogen mehrere Gruppen von Bahrenträgern los und machten sich rasch an die Arbeit. Gleichzeitig trugen deutsche Sanitäter alle vor der Brustwehr ihres Grabens liegenden Verwundeten bis zur Mitte des Niemandlandes, wo sie von britischen Trägern übernommen wurden. Dieses grosse Werk der Menschlichkeit setzte sich fort, bis alle, die man finden konnte, dorthin gebracht

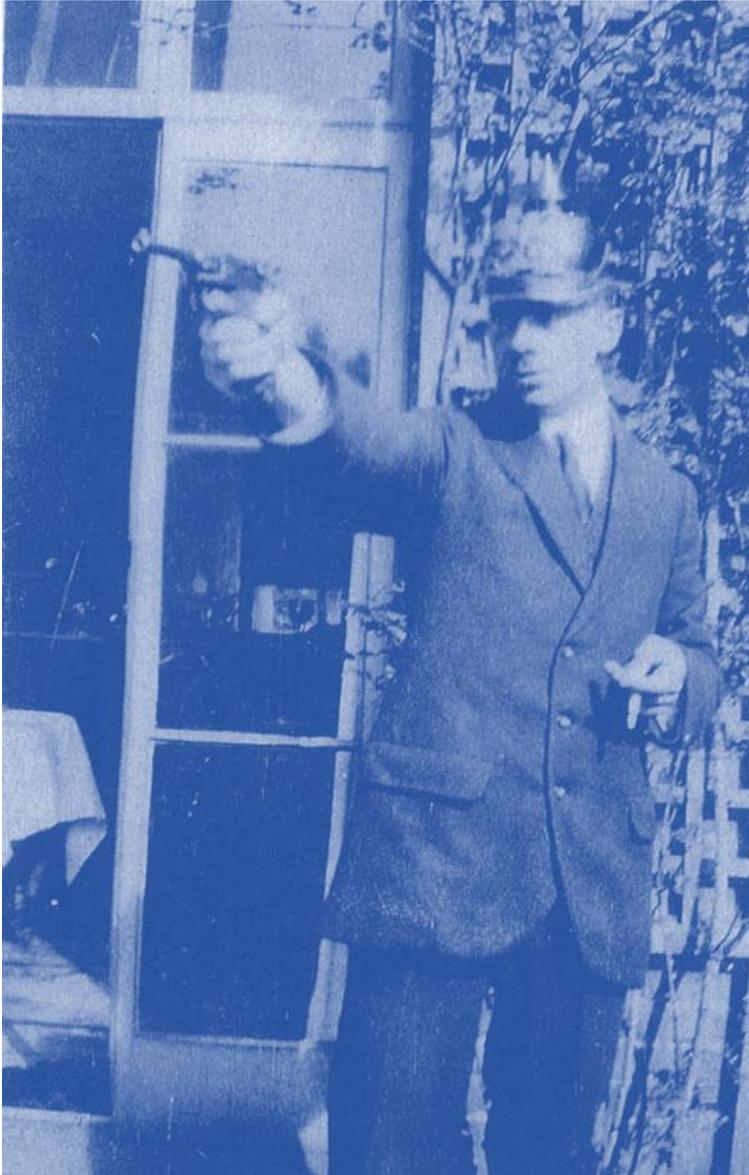
worden waren, wo sie die Chance auf ein Weiterleben hatten. Es war beeindruckend. Während dieses Nachmittags wurde nicht ein Wort zwischen den Vertretern der beiden verfeindeten grossen Länder gewechselt. Als schliesslich alles vorbei war, salutierten die deutschen Offiziere mit ernster Miene und drehten sich um. Mit einem Gefühl der Dankbarkeit erwiderten die britischen Offiziere den Gruss.

Von dieser zweiten Waffenruhe stammen wohl die Fotografien eines deutschen Soldaten, die zeigen, dass sich nicht nur die Deutschen unbewaffnet bewegen konnten, sondern auch die Briten. Auf einer Aufnahme sieht man einen Briten unbewaffnet in der Nähe der deutschen Linien stehen. Ein beredtes Zeugnis dafür, dass bei diesem kurzen Waffenstillstand trotz Verbot der gesunde Menschenverstand die Oberhand gewann.

Nach einer Schlacht erlagen viele der Versuchung, Andenken zu sammeln. Es war eine jahrhundertealte Tradition, und Offiziere liessen sich meist genauso dazu hinreissen wie andere Ränge. Am ersten Tag der Schlacht an der Somme hatte sich Lieutenant Richard Hawkins mit seinen IIth Royal Fusiliers ausserordentlich wacker geschlagen. Alle Angriffe auf den Feind waren mit relativ geringen Verlusten rasch und erfolgreich durchgeführt worden. Sobald der Sieg feststand, machten sich Hawkins und seine Offizierskameraden auf die Suche nach Relikten der Schlacht, bevor der Divisionskommandeur eintraf, um ihm und seinen Leuten zu gratulieren.

General Maxse besuchte uns. «Morgen, meine Herren, verdammt gute Leistung, vielen Dank, Sie haben Ihre Sache hervorragend gemacht. Wunderbar. Ach übrigens, sagen Sie mir, wo würden Sie eine Gruppe von Offizieren mitten in der grössten Schlacht vermuten, die es je gegeben hat?» – «Hmmm», überlegten wir, «wo könnte das sein?» – «Ich verrate es Ihnen», sagte er, «sie wanderten am Horizont entlang und suchten nach Andenken! Ich habe sie durch den Feldstecher beob-

Ein beliebtes Andenken bei den britischen Soldaten war die deutsche Pickelhaube. Hier Richard Hawkins Anfang der 1920er-Jahre mit einem am ersten Tag der Somme-Schlacht erbeuteten Helm. Er zielt mit einer deutschen Luger-Pistole.



achtet.» Nun, wir hatten nichts anderes zu tun gehabt, und bei uns war alles friedlich und ruhig. Ich konnte eine wunderbare deutsche Pickelhaube ergattern.

Die wenigsten empfanden Abscheu bei dem Gedanken, den Toten persönliche Gegenstände abzunehmen. Private Stephen Graham meinte, selbst die «besten» Männer in seinem Bataillon seien nur selten davor zurückgescheut. Das führte dazu, dass den Toten scheinbar wertlose oder uninteressante Dinge wie Notizbücher und Briefe entrissen und weggeworfen wurden. Graham schrieb: «(...) wenn Wind aufkam, flogen sie herum wie Herbstlaub. Auch Fotografien, vielleicht von der Frau oder der Liebsten, von der Mutter oder auch von einem Säugling, der geboren wurde, während der Vater im Krieg war – unschätzbare, aber wertlose Besitztümer (...).» So beobachtete Graham, wie ein Kanonier «mit seinen Schmuddelfingern systematisch» die Leichen deutscher MG-Schützen untersuchte, weil er hoffte, einen Revolver zu finden. «Ich sah, wie er sich über einen Gefallenen hermachte und ihm, als er nichts fand, einen Tritt versetzte. ‚Dreckschwein‘, sagte er, als würde er dem Toten einen Vorwurf machen. ‚Da ist mir jemand zuvorgekommen.‘»

Das Sammeln von Andenken konnte allerdings auch gefährlich sein. Soldaten, die überrannt wurden, stellten sich oft tot, für den Fall, dass die eigenen Truppen einen Gegenangriff führten und das verlorene Terrain zurückeroberten. Womöglich konnten sie sich auch in einem relativ ruhigen Augenblick zu den eigenen Linien zurückschleichen oder sich später ergeben, wenn der Feind eher bereit war, die Unterwerfung zu akzeptieren.

Ernest Reader, Führer eines Pferdegespanns bei der Royal Field Artillery, befand sich in der Nachhut des britischen Vorstosses beim Bois de Fourcaux an der Somme. Zum ersten Mal waren Panzer im Kampf eingesetzt worden, und die überrumpelten Deutschen hatten fast zwei Kilometer zurückgedrängt werden können, sodass das bislang gefährliche Terrain plötzlich ruhig und begehbar war.



Andenken: Zwei Postkarten, die ein Brite einem gefallenen deutschen Soldaten abgenommen hat. Die traurige Notiz auf der Rückseite erklärte die näheren Umstände: «Dies ist der erste von mir getötete D., noch ein junger Bursche, aber es musste sein.»

*This is the first I -
I killed he is only a
young fellow too
but it has to be
done.*

Ich stand da und hielt die Pferde fest, während sich die Kämpfe immer weiter entfernten, aber noch deutlich sichtbar waren. Als ich die Berge toter Deutscher überall um mich herum sah – ja, es waren wirklich Berge –, kam mir eine Idee. Wie wäre es mit einem Andenken? Ich hatte gehört, dass die deutschen Scharfschützen nachts über unsere Linien krochen, ihren Opfern vom Tag zuvor die Abzeichen von den Mützen stahlen und sie als Trophäen an ihre Gürtel hefteten wie ein Indianer einen Skalp. Was wäre das für eine Sache, wenn ich so ein Andenken finden würde. Eine bessere Gelegenheit

würde sich nicht mehr bieten. Ich nahm die Pferde am Zügel und drehte die Toten mit meinem Stiefel um. Da tauchte aus einem deutschen Unterstand Chunky [ein Freund] mit einer Kiste Zigarren und einer Flasche Wein auf. «Hier, halt mal, ich schaue, ob ich noch mehr finde.» Mit dem Revolver im Anschlag verschwand er wieder in einem deutschen Unterstand. Ich setzte meine Suche fort, bis ich eine separat liegende Gestalt ausmachte, einen richtigen Preussen, einen von diesen Scheisskerlen, wie es aussah, kurz geschorenes Haar, Schweinsgesicht und fetter Nacken. Beim Fallen war sein Uniformrock hochgerutscht, und ich sah einen Gürtel voller Abzeichen. Die schnapp ich mir, dachte ich triumphierend. Ich klemmte mir die Zigarrenkiste unter den Arm, um den ich auch die Zügel geschlungen hatte, steckte die Weinflasche umständlich in die Jackentasche und öffnete mit der anderen Hand die Gürtelschnalle. Ich musste viel Kraft anwenden, um den Gürtel unter seinem dicken Wanst hervorzuziehen. Nun hatte sich dieser Kerl aber nur tot gestellt, wahrscheinlich in der Absicht, sich gefangennehmen zu lassen. Der Gedanke, seinen Gürtel an einen Grünschnabel zu verlieren, war dann aber wohl doch zu viel für ihn. Er stand auf, eine massige Gestalt mit einer wütend brüllenden Stimme, und steuerte auf mich zu. Was sollte ich tun? Mit einer Hand hielt ich ja die Zügel und unter dem Arm die Zigarren, und in der anderen Hand seinen Gürtel. Ich wollte weder das eine noch das andere fallenlassen, obwohl es so aussah, als ob ich beides verlieren würde und mein Leben noch dazu. Dies war nicht der Augenblick für Feinheiten, und ich war unbewaffnet. Also trat ich ihn mit dem Fuss in den Unterleib. Die Sohlen meiner Stiefel waren fast eineinhalb Zentimeter dick und mit Eisen beschlagen. Er krümmte sich. Ich weiss nicht, wie es weitergegangen wäre, wenn nicht gerade im richtigen Moment Chunky gekommen wäre und dem Kerl eine Kugel in den Kopf gejagt hätte. «Hast du den Verstand verloren? Bei all den Toten, die hier rumliegen, musst du dir ausgerechnet den grössten aussuchen, der ausserdem noch lebt, nur um dir ein Andenken zu beschaffen.» Typisch Chunky – kein Wort darüber,

dass er mir gerade das Leben gerettet hatte. Auf der Gürtelschnalle des Deutschen waren die Worte «GOTT MIT UNS» eingeprägt. Also war alles in Ordnung mit ihm, wohin seine Reise jetzt auch ging.

Oftmals wurde ein Leichnam auf diese Weise genau der Informationen beraubt, die seine Identifizierung und eine ordentliche Bestattung in einem gekennzeichneten Grab ermöglicht hätten. Da in diesem Krieg dem Leben des Einzelnen wenig Wert beigemessen wurde, mag es verständlich sein, dass Soldaten nicht lange überlegten, ob sie einem Toten etwas entwendeten. Ein wertvoller Ring, eine Uhr mit Gravur, all das würde ohnehin irgendwer mitnehmen. Warum also sollte man ihm nicht zuvor kommen und als Erster zugreifen?

Anfang 1916 erhielt Jenny Felton das Notizbuch mit der letztwilligen Verfügung und dem Testament ihres gefallenen Mannes, Corporal Alfred Felton vom 9th East Surrey Regiment. Der Londoner Bauunternehmer war nach dem Angriff bei Loos im September 1915, bei dem auch Captain Wilfred Birt verwundet wurde, als vermisst gemeldet worden.

Ein deutscher Soldat namens Heine hatte Feltons Leichnam gefunden und das Notizbuch an sich genommen. Weshalb er das tat, bleibt offen. Hatte er Felton getötet, «nach alter Sitte» eine Trophäe gesucht und das Notizbuch deshalb eingesteckt? Oder hatte er die Absicht, der Familie das Notizbuch zukommen zu lassen? Heine nahm die Antwort jedoch mit ins Grab, denn er fiel kurz darauf ebenfalls, und seine Habe mitsamt dem Notizbuch wurde seiner Frau Berta Heine in Schönebeck an der Elbe geschickt.

Frau Heine war es dann, die das Notizbuch über die Gesandtschaft der Vereinigten Staaten an Jenny Felton weiterleitete, wobei sie um die Erstattung der Portokosten in Höhe von zwei Mark und achtzig Pfennig bat. Dieser Bitte kam ein Hilfsfonds nach, der auch den Dank der Familie Felton für Frau Heines «gute Tat» übermittelte. War Jenny Felton je klar geworden, dass Heine ihren Mann womöglich der Würde eines gekenn-

zeichneten Grabs beraubt hatte? Feltons Leichnam wurde nie identifiziert, und auf dem Denkmal in Loos ist sein Name unter den Vermissten zu finden.

Als Reverend Montague Bere vom Royal Army Chaplain Department in einem Feldlazarett arbeitete, wurde er Zeuge einer hitzigen Debatte zwischen zwei Soldaten – der eine kam aus Exeter, der andere war Schotte. Es ging um die Frage, ob es nicht «unanständig» sei, Gefangene kaltblütig zu bajonetieren.

Der Schotte meinte, es sollte ihm erlaubt sein, alle Gefangenen «abzumurksen», es gebe gar keinen sinnvollen Einwand gegen dieses verdienstvolle Anliegen. Der Mann aus Devon war weichherziger und beharrte darauf, dass ein wehrloser Soldat das Recht auf Gnade habe, auch wenn es sich um einen Jerry handle. Ich bat die beiden, den Streit zu beenden, und sagte, jeder gut behandelte Gefangene sei eine Ermütigung für andere, sich zu ergeben, und je mehr das täten, desto eher wären sie beide wieder zu Hause.

Der unterschiedliche soziale und wirtschaftliche Hintergrund der Soldaten und ihre bisherigen Erfahrungen im Krieg schlugen sich unverkennbar in ihrer Haltung nieder. Wer Brüder oder enge Freunde verloren hatte, sann meist auf Rache und schwor dem Feind unversöhnlichen Hass. Andere hingegen liessen sich nicht so stark von ihren Gefühlen hinreissen. Siepmann, der beobachtet hatte, wie deutsche Scharfschützen in ihrem Drahtverhau hängende britische Verwundete wohl aus Mitleid erschossen, sprach sachlich und ohne Verbitterung über den Gegner. Und er war nicht der Einzige. Nachdem die 1 /4th Seaforth Highlanders das Dorf Mailly-Maillet ein paar Kilometer hinter den Linien bei Beaumont Hamel eingenommen hatten, strömten in grosser Zahl Verwundete herbei, darunter zwei Männer, die Private Arthur Wrenchs besondere Aufmerksamkeit erregten. Wrench sah, wie ein verwundeter Kiltträger von den

Argylls Arm in Arm mit einem verwundeten Deutschen ankam. Am Kaffeestand lief ein Mann mit einer Tasse Kaffee herüber und reichte sie dem Argyll. Der wiederum gab sie seinem Schicksalsgenossen, und die beiden humpelten mit einem Lächeln im Gesicht zusammen weiter. Noch eine Stunde zuvor Feinde, waren sie nun in ihrem gemeinsamen Leid Freunde. Letztlich nimmt keiner den Krieg persönlich.

Reverend Bere, der im März 1916 nach Frankreich kam, lernte viele Verwundete beider Seiten kennen, darunter einen Tommy und «den Fritz, dem dieser [im Nahkampf] ein Messer in die Schulter gerammt hatte. Der Tommy war ebenfalls verletzt.» Die beiden kamen im selben Krankenzug zum Feldlazarett und hatten «Zigaretten ausgetauscht, die sie unterwegs miteinander rauchten». Einmal war Bere im Feldlazarett Zeuge einer «seltsamen Szene»:

Vor einem der Krankensäle steht eine Gruppe gehfähiger Verwundeter – Engländer, Schotten und Boches. Sie verstehen sich prächtig und debattieren wahrscheinlich noch einmal über das «Kunststück» der Gefangennahme aus beiderlei Sicht. Das «Feldgrau» ist stärker vertreten als das Khaki. Ein Hunne löst sich von der Gruppe, spaziert über den Friedhof und liest die Namen auf den Kreuzen. Ein Konditor aus Berlin, der nur leicht verwundet ist, lobt das Weissbrot und wundert sich laut über die Behandlung, die er hier erfährt, weil ihm seine Offiziere gesagt haben, wer von den Engländern gefangengenommen würde, sei so gut wie tot.

Lieutenant Henry Jones vom Army Service Corps war überrascht, dass es keinerlei Gehässigkeiten gab. In einem Brief vom 8. August 1916 schilderte er seiner Familie, wie in einem Dorf deutsche Kriegsgefangene mithalfen, Abfälle auf Pferdefuhrwerke zu schaufeln, um ihn zu einer Müllhalde zu transportieren.

Täglich kann man beobachten, wie ein Boche auf die Kiste neben dem englischen Kutscher steigt und sie dann losfahren, wobei sie sich – oft spricht der Boche Englisch – fröhlich unterhalten, als gäbe es keinen Krieg. Ich habe sogar einmal gesehen, wie der Tommy seinem Gefangenen die Zügel übergab, der sie mit Freuden annahm und das Fuhrwerk zu seinem Ziel lenkte, während sich der Kutscher mit ver-schränkten Armen zurücklehnte. Daraus könnt ihr ersehen, wie der britische Soldat den Hass pflegt.

Es lag in der Natur des erbittert geführten Kriegs, dass die meisten Soldaten Feinde blieben und nur im Tod Freunde wurden, wie die Männer an der Westfront resigniert feststellen mussten. Als der Gardist Norman Cliff an einem grossen Granattrichter vorbeikam, sah er zwei schon in Verwesung begriffene Leichen, die, das Gesicht zum Himmel gerichtet, Seite an Seite nebeneinander lagen. «Als wir näher herankamen, erkannten wir, dass der eine ein britischer Soldat war, der andere ein deutscher. Sie hielten sich an der Hand, wie versöhnt im Schmerz und im Frieden des Todes. Das Tragische dieses Bildes rief in mir einen Sturm widersprüchlicher Gefühle hervor, und wir marschierten schweigend weiter.»

Ähnliche Gedanken bewegten Captain Henry Dundas von den Scots Guards, als er im Januar 1917 hinter den Linien an der Somme über den Friedhof von Corbie ging. Nachdem er die Grabstätte von Major William La Touche Congreve – einer der am höchsten dekorierten, gefeierten und jüngsten Gefallenen, ausgezeichnet mit dem Viktoriakreuz, dem Distinguished Service Order und dem Military Cross – besucht hatte, fiel sein Blick auf ein trostloses Fleckchen Erde. Es war «das vergessene, vernachlässigte Grab von fünf oder sechs Deutschen, die im Lazarett gestorben waren. Der arme Fritz Kölner vom 2. Grenadierregiment. Er tut mir genauso leid wie John Macdonald von der Clyde Royal Garrison Artillery, der kaum einen Meter entfernt daneben liegt. Man kann den Einzelnen nicht für die Sünden der Nation verantwortlich machen, auch wenn die Nation nur eine Ansammlung von Individuen ist. Deshalb ist jeder Krieg so verabscheuungswürdig.»

7

Luftkrieg

Im Jahr 1917 verschlechterte sich die Versorgungslage in Deutschland spürbar. Die in England geborene Evelyn Fürstin Blücher von Wahlstatt, die in ihrem Tagebuch die euphorische Stimmung der Bevölkerung in den ersten Kriegsmonaten festgehalten hatte, schrieb nun, dass es in Berlin selbst am Nötigsten fehlte. Es gab kaum noch Heizmaterial, auch Lebensmittel wurden knapp. Dem Brotteig wurden Kartoffeln und Rüben zugesetzt, später sogar Sägemehl. Für alles, was sich nicht strecken liess, wurde sogenannter Ersatz angeboten. Kaffee, das nichtalkoholische Leib- und Magengetränk der Deutschen, wurde zunehmend aus Zichorien, verschiedensten Getreidesorten und sogar aus Eicheln hergestellt, Tee aus den Blättern unterschiedlicher Bäume und Büsche. Milch und Bier wurden mit Wasser verdünnt.

Schon im März 1916 war es in einigen Städten, etwa in Wittenberg, zu leichten Unruhen wegen der Brotrationierung gekommen, aber das war kurz nach dem Beginn der deutschen Offensive gegen Verdun und lange vor der Schlacht an der Somme gewesen. Diese beiden Schlachten sollten sich nicht nur für die deutschen Truppen, sondern auch für die deutsche Wirtschaft als katastrophal erweisen.

Im August 1916 startete die Oberste Heeresleitung eine gross angelegte Kampagne zur Ankurbelung der Rüstungsproduktion. Unter dem Namen «Hindenburg-Programm» sollte es die Chancen auf den Sieg erhöhen. Im ganzen Land wurden hölzerne Figuren aufgestellt, in die Bür-

ger, die noch in den Krieg investieren wollten, gegen eine Spende oder die Zeichnung einer Kriegsanleihe einen Nagel einschlagen durften. In Berlin errichtete man vor der Siegessäule eine riesige hölzerne Statue des Generalfeldmarschalls. Wer für das Rote Kreuz spenden wollte, erklimmte ein Gerüst und durfte je nach Höhe seines Beitrags einen eisernen, versilberten oder vergoldeten Nagel einschlagen. Wegen des hohen Anteils an goldenen Nägeln erhielt die Figur den Spitznamen «der gelbe Gott». Die Konzentration auf die Belange des Militärs führte allerdings zur Vernachlässigung der übrigen Wirtschaft. Der ehrgeizige Plan, den Ausstoß an Militärgütern und Munition zu verdoppeln, musste zwangsläufig zu Lasten der Zivilbevölkerung gehen. In der Landwirtschaft fehlten Pferde und Treibstoff, das Ergebnis waren Nahrungsmittelknappheit und Preisanstieg.

Die Kriegsbegeisterung der Bevölkerung liess nach, wie Fürstin Blücher von Wahlstatt beobachten konnte. Die Kartoffelfäule vernichtete fast die Hälfte der Ernte eines der wichtigsten Grundnahrungsmittel vor allem der ärmeren Bevölkerung, und der bitterkalte Winter 1916/1917, einer der schlimmsten, an den sich die Menschen jener Zeit erinnern konnten, tat ein Übriges.

Die heroische Stimmung des Volkes ist völlig geschwunden. Man sieht jetzt Gesichter, die den Eindruck von Masken machen; sie sind blau vor Kälte, vor Hunger verzerrt, und zeigen den gequälten Ausdruck eines Menschen, der beständig darüber nachsinnt, wie er sich den Genuss einer Mahlzeit verschaffen kann.

An anderer Stelle schreibt Fürstin Blücher von Wahlstatt:

Alle Arbeitsstätten werden jetzt für militärische Zwecke eingerichtet, d.h. jeder Mann muss seinem Vaterlande in gewisser Weise dienen, und selbst diejenigen, welche noch vor einigen Monaten als körperlich untauglich entlassen wurden, werden jetzt für den Militärdienst ausgebildet.

Die Rationierung traf alle, auch Reverend Henry Williams. Da seine Lebensmittelmarken nur in Berlin galten, war er auf die Hilfsbereitschaft der Zivilbevölkerung angewiesen, wenn er Kriegsgefangene ausserhalb der Stadt besuchte. «Meinen Freunden unter den Gefangenen entging nicht, dass mir der Magen knurrte, und so wickelten sie mir Lebensmittel in Zeitungspapier ein, bevor ich das Lager verliess.» Er ass sie heimlich: Da man an der vergleichsweise guten Qualität dieser Nahrungsmittel erkennen konnte, dass sie aus England stammten, fürchtete er, man könne ihn deswegen als Spion verhaften.

Ich sehe mich noch heute, wie ich mich nach einem Versteck umschaute, kaum dass das Lager ausser Sichtweite war, und mich dann in einem Graben, hinter einem Busch oder einem Kuhstall niederliess, um gierig den Inhalt meines Päckchens zu verschlingen. Oft war es nicht mehr als trockener Zwieback oder hartes, grün angeschimmelter Weissbrot und ein oder zwei Scheiben Cornedbeef; aber es schmeckte jedes Mal herrlich. (...) Kein Wunder, dass ich bald unter schweren Magenverstimmungen litt.

In Berlin nahm Williams einmal dankbar eine Einladung zum Essen an, zumal seine Gastgeberin versprochen hatte, einen Kaninchenbraten aufzutischen, «ein seltener Luxus». Hinterher fragte sie ihn, ob er etwas gemerkt habe. «Ich hatte den Eindruck, mein Kaninchen kam Ihnen verdächtig vor», erklärte sie, bevor sie ihm gestand, dass es in Wirklichkeit ein alter Kater gewesen war.

«Ein andermal kam ich in Charlottenburg an einer Bäckerei vorbei. Aus einer Lüftung im Fenster schlug mir ein unangenehmer Geruch entgegen», schrieb Williams. «Woraus um alles in der Welt machen die heutzutage Broth, fragte ich mich. Als ich durch die Scheibe spähte, fiel mein Blick auf ein Schild mit der Aufschrift: Wir zahlen Höchstpreise für Kartoffelschälern.»

Der Glaube an einen leichten Sieg war längst verflogen. Manche Deutsche fragten sich inzwischen, ob sie den Krieg überhaupt gewinnen würden, und wenn ja, um welchen Preis. Viele warfen der Regierung Un-

zulänglichkeit bei der Lebensmittelrationierung vor. Suppenküchen wurden ein gewohnter Anblick, und ein Ernährungswissenschaftler, der im Selbstversuch den ganzen Winter über sechs Monate lang von den offiziellen Rationen zu leben versuchte, nahm dabei fast 20 Kilo ab.

Zu ihrer Überraschung stellte Fürstin Blücher auch fest, dass sich die Einstellung der Deutschen zu den Briten geändert hatte, vor allem seit der Schlacht an der Somme. «Leute, welche noch vor einem Jahr England verspotteten und verlästerten, bewundern es heute und wagen es sogar, ihm eine gewisse Zuneigung und Liebe zu zollen.» Die britischen und deutschen Soldaten hatten an der Somme fünf Monate lang erbittert gekämpft, bevor die deutschen Truppen zurückgeschlagen wurden. So sehr die deutsche Presse den Rückzug zu verbrämen suchte, etwa indem sie die Front als «elastischen Bogen» bezeichnete, so widersprachen dem doch die Erzählungen der Soldaten in den Lazaretten oder auf Heimaturlaub, notierte die Fürstin. Die Soldaten Grossbritanniens und des Commonwealth hatten sich als überlegen erwiesen, nicht zuletzt aufgrund der gefürchteten und demoralisierenden Feuerkraft ihrer Artillerie.

Die Beobachtungen von Fürstin Blücher von Wahlstatt sind natürlich die einer Einzelperson, noch dazu aus der Perspektive der höheren Gesellschaft. Aber die Fürstin war eine sehr genaue Beobachterin. Wenn sich tatsächlich die Haltung der Deutschen zum Krieg geändert hatte, muss das erhebliche Rückwirkungen auf die deutschen Politiker und die Oberste Heeresleitung gehabt haben: Der Grimm, der einst den Briten geglöhelt hatte, begann sich nun gegen sie zu richten.

Am Himmel über der Westfront tobte der Luftkrieg. Bis heute wird er in der Presse als ritterlicher Kampf geschildert, eine Darstellung, die schon 1917 bestenfalls naiv oder beschönigt war, wenn sie überhaupt jemals zutraf. Ritterlichkeit und die mit ihr untrennbar verbundenen Tugenden der Ehre und des gesitteten Umgangs waren für die jungen Flieger, deren Überlebenschancen nicht zum Besten standen, ebenso hinderlich wie unbedeutend. Die «Ritter der Lüfte» waren durch die Umstände gezwun-

gen, sich wie unbarmherzige, zu allem entschlossene Kampfmaschinen zu verhalten.

Das wichtigste Ziel der Kampfpiloten war es, die Aufklärungsflugzeuge des Feindes daran zu hindern, sich einen Überblick über die Truppenbewegungen und Artilleriestellungen zu verschaffen. Die sorgfältige Auswertung solcher Informationen konnte den Kampf am Boden entscheidend beeinflussen. Diese strategischen Erwägungen schlossen Grossherzigkeit und Menschlichkeit im Kampf weitgehend aus, und der natürliche Selbsterhaltungstrieb tat ein Übriges. Fliegerass Captain James McCudden verstand sehr gut, dass sein Erfolg nicht allein auf seinem fliegerischen Können beruhte. «Man kann sich keine Sentimentalität leisten, wenn man den Auftrag hat, tagtäglich zu töten», schrieb er im Jahr 1918.

Doch auch er erlebte Momente, die ihn nachdenklich stimmten.

So seltsam es ist, aber wenn ich gegen deutsche Flieger kämpfte, sah ich in einem deutschen Flugzeug immer nur eine Maschine, die es zu vernichten galt. Wenn ich einer sehr nahe kam und den Hunnen darin deutlich erkennen konnte, dann schoss mir manchmal der Gedanke durch den Kopf: «Bei Gott! Da sitzt ja ein Mensch drin.» Das mag merkwürdig klingen, aber so war es tatsächlich.

In ihren Kriegserinnerungen geben die Piloten zuweilen erstaunlich genaue Beschreibungen ihrer Gegner, so nahe kamen sich die Flugzeuge, wenn sie einander in den Lüften umkreisten. McCudden erinnerte sich an einen deutschen Piloten, der in einer Rollbewegung nur wenige Meter unter ihm hinwegstrich.

Er blickte nach oben; und es verblüffte mich, dass er nicht im mindesten beunruhigt schien, was ich eigentlich erwartet hätte. (...) Der Hunne war ziemlich gut, jedes Mal, wenn ich hinter ihm war, flog er kopfüber unter mir hinweg. Ich erinnere mich, ihn ganz genau gesehen zu haben. Er war noch ein halbes Kind.

Der Tod in den Wolken liess niemanden kalt. Tief unten in den Schützengräben tobte ein anderer Krieg, in dem die meisten durch Granaten und Maschinengewehrfeuer starben, viel seltener durch gezielte Schüsse oder das Bajonett. Im Gegensatz dazu war der Luftkampf stets eine höchstpersönliche Angelegenheit: Ein Duell auf Leben und Tod, an dessen Ende der Unterlegene zur Erde stürzte.

Viele Piloten flogen ohne Fallschirme. Nicht weil man fürchtete, sie würden beim ersten Anzeichen einer Schwierigkeit aus ihren Maschinen springen, sondern weil die sperrigen und schweren Fallschirme in den engen Cockpits hinderlich waren. Den Piloten lag viel daran, ihre Maschinen so leicht und schnell wie möglich zu machen. Fallschirme hätten sich in einer trudelnden, brennenden Maschine auch schwer nutzen lassen. Das Sinnvollste für den Piloten war, in seinem Flugzeug zu bleiben, selbst wenn der Motor ausgefallen und es schwer beschädigt war. Der Ausstieg in der Luft hingegen bedeutete den sicheren Tod.

Lieutenant Patrick O'Brien, ein Pilot der 66. Staffel des Royal Flying Corps (RFC), nannte als denkbar schlimmsten Fall, dass ein Flugzeug komplett in Brand geriet. In kaum einer Minute frassen die Flammen dann die Bespannung von den Tragflächen, worauf die Maschine «wie ein Stein» vom Himmel fiel. Einmal beobachtete O'Brien, wie ein deutsches Flugzeug in unmittelbarer Nähe brennend an ihm vorbeistürzte. In dem kurzen Moment konnte er deutlich die Angst im Gesicht des Piloten sehen. «Der Hunne ging so steil nach unten, dass beide Tragflächen abbrachen.»

Es ging einzig und allein darum, den Feind zu vernichten, jeder Luftsieg war ein Grund zum Jubel. Dennoch konnte sich niemand des Mitgefühls erwehren, wenn ein todgeweihter Pilot aus seiner Maschine sprang.

«Die Maschine drehte sich kopfüber, und der Schütze sprang oder fiel heraus. Ich sah, wie er im Kreis wirbelnd der Maschine hinterherstürzte, Arme und Beine weit von sich gestreckt, ein schrecklicher Anblick», schrieb McCudden weiter.

Es war mutig, sich für den Sprung zu entscheiden, um nicht bei leben-

digem Leibe zu verbrennen. Julius Buckler, ein deutscher Pilot bei der Jagdstaffel 17, beobachtete, wie erst Rauch aus einem von ihm beschossenen Flugzeug drang und dann Flammen herausschlugen. «Und nun kam das Entsetzlichste, was ich in meiner Fliegerlaufbahn erlebt habe. Ich sah, wie der Fliegerkamerad aufstand. (...) Er wollte nicht verbrennen, der Tapfere. Er zog den Todessprung aus 3'000 Metern Höhe dem Feuertod vor. Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging, als ich diesen Menschen da vor meinen Augen in die Tiefe stürzen sah.»

Die schrecklichen Bilder verfolgten Buckler. «Alles könnte ich, wenn es sein müsste, noch einmal ertragen. Nur meinen 13. Luftsieg möchte ich nicht ein zweites Mal erleben.»

Obwohl für alle Piloten der Tod das alltägliche Berufsrisiko darstellte, fehlte es nicht an Respekt für die Unterlegenen. Wo immer es möglich war, suchten die Sieger den Besiegten, auch wenn er getötet worden war.

Zu den «Abschüssen» Captain McCuddens im Oktober 1917 zählte ein feindliches Flugzeug, das er über den britischen Stellungen nahe Mazingarbe vom Himmel geholt hatte. McCudden landete sogleich.

Der Beobachter war tot, aber der Pilot atmete noch. Also liess ich ein paar Tommies mit einer Trage kommen, um ihn in ein Lazarett zu schaffen, aber der arme Kerl starb innerhalb weniger Minuten an seinen schweren Schussverletzungen. Es ging mir sehr nahe, einen Mann abgeschossen zu haben und nun das Ergebnis meiner Arbeit zu sehen. (...) Man kommt ins Grübeln, wenn man so etwas erlebt.

Nachdem er in der Messe seiner Staffel gegessen hatte, fuhr McCudden mit Major Blomfield, seinem Kommandeur, noch einmal zur Absturzstelle. Die britischen Piloten versuchten stets, deutsche Flugzeuge über ihren eigenen Stellungen abzuschliessen, um Trophäen zu bergen. McCudden und sein Kommandeur waren gespannt, was sie finden würden. Einer der

Soldaten, die das Flugzeug bewachten, reichte McCudden eine seidene Kappe, die dem Piloten gehört hatte. Aus Papieren ging hervor, dass der Mann erst vor kurzem vom Heimaturlaub in Berlin an die Front zurückgekehrt war. «Wir standen eine Weile bei dem Hunnen, und der Kommandeur bedauerte, dass wir die Hunnen nicht anders herunterholen konnten – ohne die Besatzung zu töten, meinte er –, und ich stimmte ihm zu. (...) Der Major suchte die Teile der Maschine zusammen, die er haben wollte, und dann fuhren wir zurück, denn es war schon spät.»

Der nächste Kampfeinsatz von Lieutenant Patrick O'Brien nach dem weiter oben geschilderten Erlebnis fand über dem Ypernbogen statt. Bei diesem Luftkampf war seine Staffel dem Feind zwei zu eins unterlegen. Er rechnete fest damit, ein ähnliches Ende zu finden wie der Pilot, den er in Flammen hatte niedergehen sehen. Doch durch ein waghalsiges Wendemanöver gelang es ihm, ein anderes deutsches Flugzeug direkt vor die Mündung zu bekommen.

Ich war klar im Vorteil, und er wusste es. Noch heute sehe ich sein bleiches Gesicht und seinen entsetzten Blick. Er spürte, dass sein letztes Stündchen geschlagen hatte, denn seine Position machte es ihm unmöglich, auf mich zu schießen, während mein MG direkt auf ihn gerichtet war. Die Leuchtspur meines ersten Schusses zog weniger als einen Meter an seinem Kopf vorbei, die nächste Kugel traf ihn vermutlich in der Schulter, die dritte im Hals, und dann feuerte ich eine ganze Salve ab, sodass er im Sturzflug in die Tiefe trudelte.

Beim Kampf verliert man ständig an Höhe. Ich blickte auf den Höhenmesser – zwischen acht- und neuntausend Fuss. Während ich noch auf das Instrumentenbrett schaute, wurde es von Kugeln zerschmettert, eine weitere Kugel schlug durch meine Oberlippe.

Ein verwundeter Pilot hatte es natürlich doppelt schwer, seine Maschine zu landen. Aber O'Brien schaffte es irgendwie, trotz beschädigtem Propeller und durchlöcherterem Tank. Allerdings konnte er sich an die Lan-

dung nicht erinnern, erst im Offiziershauptquartier der feindlichen Artillerie kam er wieder zu sich.

Manche gefangengenommenen Piloten des Royal Flying Corps waren so schwer verletzt, dass sie ausgetauscht wurden. Zu Hause wurden sie sofort befragt und erzählten bewegende Geschichten von den atemberaubenden Luftkämpfen und ihrem Überleben in den schwer getroffenen Flugzeugen. Lieutenant John Howey etwa, ein Beobachter der 6. Staffel, war in 10'000 Fuss Höhe von zwei deutschen Flugzeugen angegriffen worden, gleichzeitig hatte eine Flak-Batterie das Feuer auf ihn eröffnet.

Eine der Granaten explodierte keine zwei Meter von uns entfernt. Mein Pilot war auf der Stelle tot, der halbe Propeller abgerissen, und in der Kühlung klaffte ein grosses Loch. Die Maschine schmierte mit auf vollen Touren laufendem Motor plötzlich ab, und alles vibrierte entsetzlich. Ich drehte mich um und sah, dass der Kopf des Piloten zur Seite hing. Er hatte eine grosse Wunde an der linken Stirn und war zweifellos tot.

Sobald ich mich aus meinem Sitz befreien konnte, beugte ich mich nach hinten und stellte den Motor ab. (Das war nicht einfach, da sich die Maschine im Sturzflug nach unten schraubte.) Dann schob ich den Steuerknüppel zurück und zur Seite. Auf diese Weise gelang es mir, den Sturz abzufangen. Dann kletterte ich über die Abtrennung zwischen meinem und dem Pilotensitz, setzte mich auf den Schoss des Piloten und übernahm die Steuerung, die unbeschädigt war. Das Flugzeug ging im Bogen nach oben und wurde immer langsamer. Schliesslich richtete es sich mit der Nase nach oben und dem Heck nach unten auf, stand einen Augenblick in der Luft still. Ich dachte schon, jetzt kippt es gleich nach hinten über, aber dann schlug es um und flog wieder waagrecht. Sofort drückte ich die Nase nach unten und legte eine rasante Landung hin.

Ich muss das Bewusstsein verloren haben, jedenfalls sass ich wie benommen in der Maschine, ohne überhaupt auf den Gedanken zu

kommen herauszuklettern, und schaute einfach nur auf einen deutschen Offizier zu Pferd und bewaffnete deutsche Soldaten. Man brachte mich in das Dorf Ledeghem. Ein deutscher Offizier schenkte mir ein Foto meiner Maschine, das ich bis heute aufbewahrt habe.

Captain Francis Don hatte 1915 mit dem 1/1st Scottish Horse Regiment am Gallipoli-Feldzug teilgenommen, bevor er zum Royal Flying Corps gestossen war. Anfang Juni 1917 wurde er bei Le Cateau abgeschossen.

Meine Maschine wurde in etwa 10'000 Fuss Höhe getroffen, was mich zur Landung zwang. Auf dem gesamten Weg in die Tiefe wurde ich beschossen. Mein Beobachter und ich waren verwundet; ein Finger war ihm abgeschossen worden, und er war am Arm verletzt. Ich wurde zuerst an der rechten Seite getroffen, aber es war nicht besonders schlimm. Auf ungefähr 1'000 Fuss Höhe bekam ich drei oder vier Kugeln im linken Arm ab. Wir konnten sicher landen. Der deutsche Pilot feuerte im Sturzflug weiter auf sein nun unbewegliches Ziel. Zum Glück wurden wir nicht noch einmal getroffen.

Die Entwicklung der Flugzeuge machte während des Krieges rasante Fortschritte. Im Jahr 1917 waren die Maschinen bereits bedeutend zuverlässiger als die fliegenden Särge, die noch drei Jahre zuvor aufgestiegen waren. Dennoch kam es nach wie vor zu Unfällen durch technisches Versagen. Manchmal mussten sich die Piloten damit behelfen, lecke Ölleitungen mit zerknülltem Zeitungspapier und Kaugummi zu stopfen. Als Lieutenant Duncan Grinnell-Milne bei einem Aufklärungsflug weit hinter den feindlichen Linien gerade den Rückflug antreten wollte, hörte er ein «verdächtiges Klopfen» des Motors. «Auf einmal gab es einen lauten Knall, Metallsplitter flogen mir um die Ohren, und ich war in eine blaue Rauchwolke eingehüllt.» Das Flugzeug verlor rasch an Höhe.



Eine britische BE2C, abgeschossen über von Deutschen gehaltenem Gebiet. Der offenbar unverletzte Pilot des Royal Flying Corps spricht mit einem deutschen Offizier.

Es ist mir fast unmöglich, meine Gefühle zu beschreiben, als mir klar wurde, dass ich unweigerlich auf feindlichem Gebiet niedergehen würde. Verzweiflung, Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit setzten mir so stark zu, dass mir nach einiger Zeit beinahe übel wurde. Ich nehme an, es war eine Art Wehmut – oder war es einfach Feigheit? Wie auch immer, der Gedanke, die Nacht höchstwahrscheinlich in deutschem Gewahrsam verbringen zu müssen, erfüllte mich mit unendlicher Trauer.

Ein Absturz hatte meist den Tod zu Folge, doch eine einigermaßen kontrollierte Bruchlandung konnte man, wenn auch vielleicht mit schweren Verletzungen, überleben. Wichtig war, so rasch wie möglich aus der Maschine zu klettern, bevor sich der Treibstoff entzündete. Nach einem Abschuss hinter den feindlichen Linien wurde die Erleichterung, überlebt zu haben, durch die bittere Gewissheit getrübt, in Gefangenschaft zu geraten. Einen kleinen Trost gab es immerhin: Ein abgeschossener Pilot konnte davon ausgehen, dass er gefangengenommen und nicht getötet

wurde, denn die feindlichen Soldaten, die zur Absturzstelle eilten, waren weder durch das Kampfgeschehen aufgewühlt noch litten sie unter Grabenkoller.

Doch eine Garantie gab es dafür nicht. Einmal griff ein deutscher Pilot Bodenziele mit dem Maschinengewehr an, zuerst einen Lastwagen, an den ein Beobachtungsballon angebunden war, und dann eine Kolonne von Pferdefuhrwerken in der Nähe. Offenbar drehte er nicht rechtzeitig ab, denn er wurde abgeschossen. «Alle waren wütend, weil wir dem Maschinengewehrfeuer auf den Wagen hilflos ausgeliefert waren», schrieb einer der Männer, die über das offene Feld auf den jungen blonden Piloten zueilten. Der Pilot bekam von diesem Groll vermutlich gar nichts mit, denn ein Offizierswagen fuhr vor, und er wurde auf die Rückbank verfrachtet. «Einige versuchten, den Wagen zu stürmen, aber der Anblick britischer Offiziere, die ihn mit ihren Offiziersstöckchen verteidigten, hielt uns in Schach, und der Wagen fuhr davon.»

Das Flugzeug von Lieutenant Duncan Grinnell-Milne landete auf einem frisch gepflügten Acker. Nach wenigen Minuten meldete ihm sein Beobachter, dass sich feindliche Soldaten näherten. Die beiden Männer steckten das Flugzeug in Brand, und die Deutschen blieben erschrocken stehen, als es laut zu knallen anfang: Die Munition des Maschinengewehrs explodierte in den Flammen.

Das hatte eine verblüffende Wirkung auf den Feind. Die Hälfte der Männer warf sich flach zu Boden, die andere Hälfte ergriff die Flucht. Jenen, die am Boden lagen, versuchte ich in meinem allerbesten Deutsch zu erklären, dass wir völlig harmlos seien und uns gerne ergeben würden. Sie antworteten nicht darauf, sondern starrten uns nur mit grossen Augen an. Es war schon eine groteske Situation: Da bettelten wir darum, uns ergeben zu dürfen, aber unsere Feinde lagen vor uns im Staub oder rannten weg. Ich war schon drauf und dran, sie einfach schulterzuckend stehenzulassen, als die letzte Patrone explodierte, die Entflohenen ihren Mut wiederfanden und zurückkehrten.

Bald waren wir von einer grossen Schar harmloser Menschen umringt, die uns anstauten, als wären wir vom Mars gefallen. Schliesslich trafen deutsche Fliegeroffiziere ein, die sich verbeugten und salutierten, als hätte es nie einen Krieg gegeben. (...) Die deutschen Flieger wollten uns in eine interessante Diskussion über Aerodynamik verwickeln, wovon wir nicht viel verstanden, und wir schenkten unserer armen Maschine einen letzten Blick. Ein paar Minuten später führten uns deutsche Offiziere zu einer Strasse, wo ein grosser Mercedes wartete. Wir wurden freundlich aufgefordert, in den komfortablen Sitzen Platz zu nehmen, und brausten in ein Dorf davon.

Captain Harold Rushworth machte bei seiner Gefangennahme nicht nur positive Erfahrungen. Der Siebenunddreissigjährige war als Infanterist in der Schlacht bei Loos schwer verwundet worden. Nach seiner Genesung trat er ins Royal Flying Corps ein. Im August 1917 wurde er beim Flug über den Ypernbogen angegriffen und am Knöchel verwundet. Die Kugeln hatten das Ruder zerstört und den Tank durchlöchert. Nachdem er aus 12'000 Fuss Höhe drei Viertel des Wegs in die Tiefe gestürzt war, gelang es ihm, die Maschine halbwegs unter Kontrolle zu bringen. Im Steilanflug legte er eine Bruchlandung auf einem Kartoffelacker hin.

Soldaten einer württembergischen Mörser-Kompanie zogen mich aus dem Wrack. Sie behandelten mich sehr vorsichtig und leisteten mir Erste Hilfe, so gut sie es vermochten. Besonders beeindruckte mich, wie sie mir den Stiefel vom verletzten Fuss zogen und dabei von meinem Gesicht abzulesen versuchten, ob es mir Schmerzen bereitete. Sie verwendeten zwei ihrer eigenen Taschentücher, um mittels einer Aderpresse die Blutung zu stoppen, und opferten ihr Verbandszeug zur Versorgung der Wunde. Einer von ihnen entfernte sich, um eine Trage zu holen, und bald darauf tauchte ein hochrangiger deutscher Stabsoffizier auf. Er wirkte sehr aufgebracht und verlangte, dass ich

mich in seiner Gegenwart erhob. Ich versuchte es, aber dann verlor ich wohl das Bewusstsein, denn das Nächste, woran ich mich erinnern kann, ist, dass ich auf einer Trage vom Acker geschafft wurde.

Meist legte der siegreiche Pilot Wert darauf, die Absturzstelle eines abgeschossenen Flugzeugs persönlich aufzusuchen, sodass sich die Kontrahenten nicht selten persönlich begegneten. Captain Francis Don erfuhr, dass er von einem deutschen Fliegerass abgeschossen worden war, von Leutnant Werner Voss (48 Luftsiege). Nach dem gewonnenen Kampf landete auch Voss und ging auf den britischen Flieger und seinen Beobachter zu. «Als Erstes verkündete er mir, ich sei sein vierunddreissigster Abschuss». Ansonsten war er «ausgesprochen höflich».

Lieutenant John Howeys Begegnung mit dem Feind ist vor allem wegen eines Streits bemerkenswert, der in seiner Gegenwart ausbrach. Bethke, der deutsche Pilot, beanspruchte den Sieg, kam aber in Begleitung eines deutschen Offiziers, der den Abschuss für sich reklamierte, weil seine Flak-Batterie den entscheidenden Treffer gelandet habe.

Die beiden deutschen Offiziere begannen sich ziemlich laut auf Deutsch zu streiten. Beide wurden ganz rot im Gesicht, und ich rechnete schon damit, dass sie aufeinander losgehen würden. Schliesslich liess der eine den anderen stehen und wandte sich in perfektem Englisch an mich: «Entschuldigen Sie, aber wurden Sie von einer Granate unserer Flak getroffen oder von einem unserer Flugzeuge?» Dann erklärte er mir, er sei der Pilot einer der beiden deutschen Maschinen gewesen. (...) Er bestand darauf, mir die Hand zu geben, und bedauerte, dass wir nicht noch einmal miteinander kämpfen konnten.

Die Männer, die eben noch erbittert versucht hatten, sich gegenseitig vom Himmel zu holen, hegten keinen Groll gegeneinander. Im Gegenteil, Howey übergab Bethke die Adresse seiner Mutter und seine Armbanduhr mit der Bitte, sie nach Hause zu schicken. Bethke versprach ihm,

den Auftrag «gewissenhaft auszuführen». Kurz darauf betrat ein Dolmetscher den Raum, und Howey wurde zum Verhör ins Rathaus von Courtrai abgeführt.

Eine freundliche Aufnahme war für die abgeschossenen Piloten auch deshalb ein Glücksfall, weil sie ihre Kameraden wissen lassen konnten, dass sie überlebt hatten. Werner Voss sprach Englisch, und er bot Captain Don an, über den britischen Stellungen die Nachricht abzuwerfen, dass er in Gefangenschaft geraten sei. «Er fragte mich nach der Nummer meiner Staffel und wollte wissen, wo unser Flugplatz sei, was ich ihm natürlich nicht sagte. Aber er versprach mir, eine Nachricht irgendwo über unseren Gräben abzuwerfen, und notierte sich meinen Rang und Namen sowie den meines Beobachters.»

Im Jahr 1916 machte Max Immelmann, ebenfalls ein Fliegerass, Lieutenant Harvey Frost und seinem Beobachter nach deren Abschuss ein ganz ähnliches Angebot.

Ich schrieb, ich sei «leicht verwundet und wohlauf (...)». Der deutsche Flieger, dem Immelmann aufgetragen hatte, unsere Nachricht abzuwerfen, besuchte uns [im Lazarett in Courtrai] und erzählte, er sei in einer «Fokker» hinübergeflogen und habe sie über dem Flugfeld von Bailleul aus der Maschine geworfen. Der Beobachter in der LVG [ein zweisitziges Aufklärungsflugzeug], gegen die wir gekämpft hatten, besuchte uns ebenfalls und zeigte uns Fotos vom Wrack unserer Maschine. Alle Offiziere der deutschen Fliegertruppe verhielten sich ausgesprochen ritterlich und gaben sich grösste Mühe, es uns so angenehm wie möglich zu machen.

Immelmann schenkte Frost eine Pfeife.

Wohin auch immer man die Piloten des Royal Flying Corps nach der Gefangennahme brachte – viele wurden vorübergehend als Gäste in der Offiziersmesse des Fliegerhorsts aufgenommen –, ihre Feinde empfangen sie meist mit einer Zuvorkommenheit, die einen tiefen Eindruck hinterliess.

Grinnell-Milne kam in eine Offiziersmesse, die sich in einem komfortablen Schloss befand, wo er und die deutschen Piloten bis vier Uhr nachmittags plauderten. «Hier bekamen wir ein exzellentes Mittagessen, bei dem es an Wein und Likören nicht mangelte.» Second Lieutenant Patrick O'Brien wurde im Hauptquartier einer Artillerieeinheit mit Wein und belegten Broten versorgt, bevor Leutnant Müller ihn in ein Zwischenlager für gefangene Piloten überstellte.

Dort war ich zwei Tage und wurde überhaupt nicht bewacht, wenn man davon absieht, dass Leutnant Müller im gleichen Raum wie ich schlief. Ich kann kein Deutsch, aber er sprach sehr gut Englisch, und er erzählte mir, er sei mit demselben Schiff [von New York] nach Amerika gekommen wie [Sir Roger] Casement und dass sie beide mit gefälschten Pässen gereist seien. Er erzählte mir auch, er habe zwei Bücher für Casement übersetzt.

Die Mahlzeiten nahm ich im Esszimmer eines benachbarten Hauses gemeinsam mit Leutnant Müller ein, abgesehen vom Frühstück, bei dem ich allein war. Ich erhielt drei Mahlzeiten am Tag und nachmittags Tee. Man servierte mir gebratenes Fleisch, Kartoffeln, zwei Sorten Brot und Marmelade. Ausserdem konnte ich in einem richtigen Bett schlafen.

Zwischen den britischen und deutschen Piloten, die in der Mehrzahl Offiziere waren, herrschte eine natürliche Verbundenheit. Aus ihrer Sicht führten sie einen Kampf unter Ehrenmännern nach eigenen, wenn auch erbarmungslos ausgelegten Regeln. Der deutsche Stabsoffizier, der von Captain Rushworth verlangt hatte, sich in seiner Gegenwart zu erheben, war vom alten Schlag und hatte kein Verständnis für die Umgangsformen der Flieger. Rushworth war es gelungen, bei seinem rasanten Sturzflug noch ein feindliches Flugzeug abzuschiessen, das unvorsichtigerweise seine Bahn gekreuzt hatte. «Der Stabsoffizier [der selbst nicht flog] betrachtete dies als einen ehrlosen Akt», schrieb Rushworth, «da ich mich seiner Meinung nach bereits zu dem Zeitpunkt ergeben hatte, in dem meine Maschine ausser Kontrolle geraten war.» Die Piloten aus der Staf-

fel des deutschen Opfers sahen das anders: Für sie war das Verhalten von Rushworth «absolut legitim».

Trotz all der verständlichen Höflichkeit blieben Deutsche und Engländer Feinde, und der Krieg war mit der Gefangennahme nicht beendet. Leider wurden bei all diesem Händeschütteln und dem vielen Likör gelegentlich auch Grenzen verwischt, und es bestand ein gewisses Risiko, dass die Piloten des Royal Flying Corps allzu sehr der Kameraderie verfielen. Das erlebte etwa Lieutenant Patrick O'Brien, als er bei Courtrai in Gefangenschaft geriet. «Es gab da zwei britische Offiziere, die schon länger dort waren und von denen wir uns fernhielten, da sie unserer Meinung nach – vor allem einer von ihnen – zu vertrauten Umgang mit dem deutschen Kommandanten pflegten, bei ihm Tee tranken und ihn sogar in die Kirche begleiteten, glaube ich. Alle fanden, das gehe zu weit.»

Tauchte ein Nachrichtenoffizier auf, wussten die britischen Piloten, dass ihnen Fragen gestellt würden, die sie nicht beantworten durften. Meist liessen sich diese Befragungen unschwer abwehren. Max Immelmann kam in Begleitung eines solchen Nachrichtenoffiziers zu Captain Frost. «Als ich die Beantwortung seiner Fragen verweigerte», erinnert sich Frost, «forderte Immelmann ihn in rücksichtsvoller Weise auf, mich in Ruhe zu lassen.»

Es ist natürlich verständlich, dass manche britischen Piloten im Hochgefühl, dem Tode entronnen zu sein, ihre Wachsamkeit einbüssten. Wenn dann noch die Nachrichtenoffiziere weggeschickt wurden und man ihnen Wein und gutes Essen servierte, liessen sie alle Vorsicht fahren. Die Deutschen wussten natürlich, dass sich die Zunge in solch gastlicher Atmosphäre eher löste.

Es ist schwer zu unterscheiden, wo das Geplauder wirklich nur der Unterhaltung diene und wo man den Gegner weichklopfen wollte, um ihm geheime Informationen zu entlocken. Lieutenant Geoffrey Parker, der im Mai 1917 gefangengenommen wurde, erinnerte sich an einen deutschen Hauptmann, den er «hochinteressant» fand.

Wie er mir erzählte, hatte er Verwandte in England und war Professor für Geschichte an einer deutschen Universität. Er fragte ein oder zwei Mal nach der Nummer meiner Staffel, wo unser Flugplatz sei und so weiter, und ich erwiderte, dass ich darauf lieber nicht antworten wolle. (...)

Er konnte nicht begreifen, wie wir [in diesen Krieg] hineingeraten waren. Ich legte ihm meine Sicht der Dinge dar. Er meinte, jede Nation habe das Recht, sich auszudehnen, und Deutschland kämpfe eben um seine Ausdehnung. Ich fragte ihn, wie er die Sache mit Belgien rechtfertigen wolle ...

So harmlos solche Gespräche waren – äusserte Parker vielleicht doch mehr als das, was er in Erinnerung behalten hatte? Wohin führte die Unterhaltung? Was mochte der Deutsche dem Gefangenen zu entlocken versuchen? Man wundert sich schon, wie viele gefangene Piloten von Deutschen berichteten, die ausgezeichnet Englisch sprachen und behaupteten, sie hätten Verwandte in Grossbritannien oder vor dem Krieg eine Weile dort gelebt. War das wirklich nur Zufall?

Nachdem Lieutenant Howey zunächst mit einem Dolmetscher gesprochen hatte, kam ein deutscher Stabsoffizier dazu, der ausgezeichnet Englisch sprach.

«Wie ich sehe, gehören Sie zur Bedfordshire Yeomanry, einige der Offiziere dort kenne ich sehr gut.» Er erzählte mir, er habe in Oxford studiert und hier in der Stadt zusammen mit einem Freund Quartier genommen, der ebenfalls in Oxford gewesen sei. Er lud mich zu sich zum Essen ein, wobei er meinte, ich solle ihm mein Ehrenwort geben, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Andernfalls müsse er mich in eine Zelle sperren, aus der ich nicht entfliehen könne. Ich willigte ein, und er nahm mich mit zu seinem Quartier. Sein Name war Oppenheim. Er liess mir fünf Pfund, da ich überhaupt kein Geld hatte, und nahm mich in die Stadt mit, um mit mir ein paar Sachen zu kaufen. Er bewirtete mich vorzüglich mit Champagner und Austern und erzählte

mir, er hätte mir für die Nacht ein sehr komfortables Zimmer im Lazarett des Roten Kreuzes besorgt. Im Lazarett wurde ich äusserst zuvorkommend behandelt. Am nächsten Morgen brachte man mich wieder in Oppenheims Quartier.

Solch ein Vorgehen war sicherlich eine erfolversprechende Methode, einen feindlichen Offizier gesprächig zu machen. Dass der Deutsche Howey auf sein blosses Ehrenwort frei herumlaufen liess, wird bei ihm den Eindruck erweckt haben, es mit einem Ehrenmann zu tun zu haben, nicht mit jemandem, der Spionage oder Feindaufklärung betrieb. Heute mag uns das Vorgehen des deutschen Offiziers ein wenig plump erscheinen, aber den Piloten des Royal Flying Corps war damals das Einmaleins intelligenter Verhörmethoden noch nicht bekannt. Wie viel man aus den jungen Offizieren von niederem Rang tatsächlich herausbekam, lässt sich schwer sagen – Grinnell-Milne meinte, es sei unbedeutend gewesen.

So habe man ihn ganz direkt nach der Aufstellung von Truppeneinheiten gefragt, von der er praktisch keine Ahnung hatte. Dann wurde er vom Flugplatz des Feindes ins Hauptquartier der Armee gebracht, wo man sich bemühte, die gefangenen Offiziere «auszuquetschen». Wie er schrieb, «versuchte man mit allen möglichen Tricks, uns wichtige Informationen zu entlocken, die wir – vielleicht zu unserem Glück – gar nicht besassen.» Worin diese «Tricks» bestanden, schilderte Grinnell-Milne nicht.

Es war für die gefangenen Offiziere verlockend, den Spiess umzudrehen und den Feind mit falschen Informationen zu füttern. Grinnell-Milne kam mit einem deutschen Offizier ins Gespräch, der ihm zu seiner Verwunderung den Namen eines angeblich geheimen britischen Flugzeugs nannte, das er als «Crosse & Blackwell» bezeichnete – ein bekannter englischer Hersteller von Gewürzsossen. Es sei mit zwei neuartigen, besonders leistungsfähigen Motoren ausgestattet, die von einer Firma namens «Huntley and ...» gebaut werden sollten – «den genauen Namen habe ich vergessen», meinte der Deutsche. «Huntley and Palmers», warf ich ein, als mir mit einem Schlag klar wurde, dass der arme Kerl einer gezielt

verbreiteten Falschmeldung aufgefressen war.» Huntley and Palmers ist eine bekannte britische Keksmarke.

Die Lüge mag in diesem Fall geglaubt worden sein, doch zweifelte Captain Francis Don an der Klugheit solcher Spielchen. «Ich weiss, dass einige Offiziere grosses Vergnügen daran haben, den Dolmetschern Falschinformationen unterzujubeln. Die sind allerdings nicht auf den Kopf gefallen, und ihre Methoden sind so geschickt, dass ich davon abraten möchte.» Dabei wusste Don vermutlich gar nicht, dass zu diesen Methoden auch die damals noch ganz neue Kunst des Abhörens gehörte. Die meisten britischen Offiziere konnten sich schlicht nicht vorstellen, dass sich ein Offizier und Gentleman dazu herablassen würde, Gespräche zu belauschen. Die Deutschen jedoch fanden nichts dabei, auf diese Weise den Krieg mit anderen Mitteln fortzusetzen. In dieser Art der Informationsbeschaffung, die sich bald allgemein verbreiten sollte, waren sie den Alliierten damals einen Schritt voraus.

Nachdem Don sich im Lazarett von seiner Armverletzung erholt hatte, kam er nach Karlsruhe. Auch dort wurden Gefangene, die direkt von der Front kamen, «ausgequetscht». Die Offiziere wurden in einem «Hotel» untergebracht, bevor man sie ins Kriegsgefangenenlager weiter-schickte. Seine Erlebnisse dort hielt Don für typisch.

Zuerst wurde ich allein in ein kleines Zimmer gesperrt. Bald kam ein sehr freundlicher deutscher Dolmetscher (ein Offizier) und stellte sich höflich vor. Er müsse mich verhören, sagte er, aber nur der Form halber, «weil der Lagerkommandant ein ziemlich pingeliger alter Knochen» sei. Ich erklärte, ich hätte meinem Land geschworen, ihm nur meinen Namen, meinen Rang und meine Einheit (das Royal Flying Corps) zu nennen, eine Taktik, mit der ich bisher immer durchgekommen war. Meine Ehre verbiete es mir, ihm mehr preiszugeben – «Sie erwarten doch nicht von mir, gegen meine Ehre zu handeln?» Das bringt sie unweigerlich zum Schweigen. Als er sah, dass er bei mir auf Granit biss, zog er ein Notizbuch heraus und überraschte mich mit der

Nummer meiner Staffel und dem Namen meines Staffelführers. Ob diese Angaben korrekt seien, wollte er wissen. Natürlich gab ich ihm eine ausweichende Antwort. Als nächstes sagte er mir, dass ich zur siebten oder neunten Rotte gehöre, was nicht stimmte.

Der Dolmetscher bekundete Don sein Mitgefühl: Es müsse schwer für ihn gewesen sein, so ganz allein im Lazarett, ohne einen anderen Engländer, mit dem er hätte reden können. Um ihm das Leben zu erleichtern, werde er dafür sorgen, dass Don ein Zimmer zusammen mit einem anderen englischen Offizier erhielt.

Nach ein paar Tagen Aufenthalt in diesem «Hotel» wurde Don in ein richtiges Kriegsgefangenenlager überstellt, wo er seine Erfahrungen mit denen seiner Offizierskameraden vergleichen konnte.

Viele von uns sind überzeugt, dass es sich um einen «Horchposten» des Nachrichtendienstes handelt. Die Wände des Zimmers waren teilweise frisch verputzt. Ich möchte erwähnen, dass ich vier Offiziere in Karlsruhe traf, die vor kurzem gefangengenommen worden waren. Sie kamen aus Courtrai, glaube ich, und hatten vier Tage zusammen in dem kleinen Zimmer verbracht. Am Ende entdeckten sie vier in die Wand eingebaute Mikrofone. Sie rissen sie heraus und warfen sie in den Abfluss. Niemand sprach sie darauf an. (...) Die Kriegsgefangenen sind überzeugt, dass solche Abhöranlagen sehr intensiv und mit grosser Selbstverständlichkeit genutzt werden.

Die freundliche Behandlung dauerte nicht an. Wenn die Deutschen den Eindruck hatten, durch weiteres Belauschen keine neuen Erkenntnisse mehr zu gewinnen, wurden die Gefangenen in andere Lager verlegt, in denen es oft hart und streng zuring. Dann war es vorbei mit den Austern und dem Likör. Das Essen in den Kriegsgefangenenlagern war meist miserabel, und ohne die Paketsendungen des Roten Kreuzes hätten die Offiziere und Soldaten kaum überlebt.



Bewacht von Deutschen verteilen Gefangene Rot-Kreuz-Pakete. Nach Verstärkung der Blockade Deutschlands durch die Alliierten bewahrten diese Sendungen aus der Heimat die Gefangenen vorn Verhungern.

Weder Max Immelmann noch Werner Voss überlebten den Krieg. Als die britischen Piloten von Immelmans Tod erfuhren, zollten sie dem Gefallenen höchsten Respekt. Als Zeichen der Bewunderung für einen grossen Piloten warf Lieutenant Long, ein Beobachter des RFC, in offiziellem Auftrag einen Kranz mit schwarzer Schleife und einer Beileidsbekundung über Immelmans Flugplatz ab. Werner Voss wurde im September 1917 bei einem Luftkampf gegen sieben britische Flugzeuge abgeschossen. Captain James McCudden, der an diesem Kampf teilnahm, erinnerte sich an das aussergewöhnliche fliegerische Können von Voss. «Der deutsche Dreidecker befand sich mitten in unserer Formation und vollführte dort die tollsten Flugmanöver. Der Pilot schien auf uns alle gleichzeitig zu feuern. Zweimal gelang es mir, hinter seine Maschine zu kommen, ich konnte mich dort aber nicht einmal eine Sekunde lang halten.»

Schliesslich stürzte Voss tödlich verwundet mit seiner Maschine zu Boden.

«Solange ich lebe», schrieb McCudden, «werde ich diesen deutschen Piloten bewundern. (...) Sein fliegerisches Können war herausragend, sein Mut ausserordentlich, und meiner Ansicht nach war er der tapferste deutsche Flieger, den ich je die Ehre hatte, kämpfen zu sehen.»

Man gratulierte Lieutenant Rhys-Davids zwar für seinen Abschluss von Voss, aber richtige Freude kam nicht auf. «Ach», sagte er zu McCudden, «wenn ich ihn nur lebend hätte runterholen können!» McCudden schrieb, ihm sei dasselbe durch den Kopf gegangen.

Den meisten Piloten war nur ein kurzes Dasein beschieden. Weder Arthur Rhys-Davids und James McCudden noch ihre deutschen Gegenspieler erlebten das Ende des Kriegs. Rhys-Davids wurde im Oktober 1917 abgeschossen. McCudden, der mit dem Viktoriakreuz ausgezeichnet wurde und unter den Fliegerassen des Kriegs den siebthöchsten Rang einnimmt, kam im Juli 1918 bei einem Flugunfall ums Leben.

Nach den oft rauschhaft erlebten Luftkämpfen, diesem ständigen Leben am Abgrund, war es für die gefangenen Piloten des Royal Flying Corps nicht einfach, sich in das beengte Leben hinter Stacheldraht zu fügen, selbst wenn das Essen gut, die Einrichtungen annehmbar und der Lagerkommandant erträglich waren. Kein Wunder also, dass viele Offiziere nach Fluchtmöglichkeiten suchten. Abgesehen von der realistischen Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat ging es oft darum, sich mit solchen Überlegungen die Zeit zu vertreiben. Solange man Pläne schmiedete und Tunnel grub, liess sich das Lagerleben besser ertragen.

Doch es gab eine Gruppe von Gefangenen, die zur Strafe für etwas, an dem keiner von ihnen die Schuld trug, aus dem Lager geholt wurden und eine äusserst barbarische Behandlung erfuhren.

Im Februar 1917 wurden 500 britische Gefangene in ein Straflager an die Ostfront geschickt, um in deutschen Schützengräben unweit der russischen Stellungen zu arbeiten. Bei diesen Gefangenen handelte es sich um reguläre Soldaten der Royal Naval Volunteer Reserve (RNVR) von der

Royal Naval Division (RND). Die meisten von ihnen waren entweder beim Rückzug von Mons oder kurz darauf oder bei der Belagerung Antwerpens in Gefangenschaft geraten, wo die RND 1914 landete. Die deutsche Propaganda hatte diese britischen Berufssoldaten 1914 als «gedungene Mörder» dargestellt. Man verübelte ihnen, dass sie General von Klucks Vormarsch nach Paris gestoppt und letztlich die Deutschen um den versprochenen raschen Sieg gebracht hatten. Als Vergeltungsakt wurden diese Männer bei Temperaturen bis zu minus 35 Grad an die Front geschickt und gezwungen, dort bei völlig unzureichender Verpflegung Zwangsarbeit zu verrichten. Abends schleppten sie sich in ein Lager zurück, das aus nichts weiter bestand als einem 70 Meter langen Zelt, das auf einem «gefrorenen Sumpf» aufgeschlagen war. Viele starben unter diesen Bedingungen, die Überlebenden büssten durch schwere Erfrierungen und nachfolgende Amputationen Zehen, Finger, sogar Hände und Füße ein.

«Wer fände die Worte zu schildern, welchen Eindruck der Anblick dieser menschlichen Wracks machte, dieser ausgehungerten, frierenden, zerlumpten Männer», erinnert sich ein Zeuge, der ausgetauschte Kriegsgefangene Sergeant James Morrison von der Royal Marine Light Infantry. «Sie waren nur noch Haut und Knochen und schauten einen aus tief in die Höhlen gesunkenen Augen an. Das Schlimmste aber war, dass man sie teilweise kaum noch verstand, wenn man sie ansprach.»

Die Tragödie, die diese Männer an der Ostfront in Tod und Verderben führte, hatte zehn Monate zuvor, im März 1916, begonnen. Laut einem auf den ersten Blick wenig aufregenden Memorandum Sir Edward Greys an Walter Page, den amerikanischen Botschafter in London, machten die Briten den Vorschlag, den Franzosen 2'000 deutsche Kriegsgefangene für Arbeiten in Rouen und an den Docks von Le Havre zur Verfügung zu stellen. Es wurde versichert, dass sie nicht zum Transport von Munition eingesetzt würden.

Kurz darauf erhielt Page die Mitteilung, dass am 5. April des Jahres 750 Gefangene nach Le Havre gebracht worden seien, denen am 26. April 700 folgten. Eine weitere Gruppe von 500 Mann sollte einen Monat

später eintreffen. In ihrer Rolle als neutrale Mittlerin reichte die amerikanische Botschaft in Berlin diese Information an die Deutschen weiter.

Niemand erwartete, dass dieser Vorgang grösseres Aufsehen erregen würde – zumindest die Briten nicht. Der Oberkommandierende der britischen Streitkräfte, Sir Douglas Haig, setzte regelmässig deutsche Kriegsgefangene in 8 Kilometer Entfernung von der Front ein. Er hielt dies für unbedenklich, solange die Gefangenen dabei nicht Artilleriebeschuss ausgesetzt waren, wobei allerdings unklar blieb, wie er ihre Sicherheit garantieren wollte. Der Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen schien ihm unerlässlich, und er widersetzte sich allen Bemühungen, den Mindestabstand zur Kampflinie auf 20 Kilometer auszudehnen. Rouen war knapp 100 Kilometer vom Schlachtfeld an der Somme entfernt, bei den Docks von Le Havre waren es mehr als 150 Kilometer.

Allein schon aus diesem Grund erwarteten die Briten keinen Widerspruch aus Berlin. Es war ein offenes Geheimnis, dass die Deutschen regelmässig russische Kriegsgefangene an der Westfront einsetzten, auch unmittelbar an der Kampflinie. Haig war zudem überzeugt, dass auch britische Kriegsgefangene an der Westfront zur Arbeit herangezogen wurden, trotz aller entschiedenen Dementis des Feindes.

Briten wie Deutsche reagierten stets mit Argwohn, wenn der Gegner die Einhaltung der Fairness anmahnte. Auf einen missbilligten Schritt des Feindes folgten stets Vergeltungsmassnahmen. So reagierten die Deutschen auf die britische Entscheidung, deutsche Kriegsgefangene einzusetzen, mit dem Beschluss, nun ihrerseits 2'000 britische Kriegsgefangene in Russland unter ähnlichen Bedingungen arbeiten zu lassen, 500 davon direkt an der Front.

Diese Männer kamen zum grössten Teil aus den Kriegsgefangenenlagern von Döberitz, Friedrichsfeld und Sennelager. Company Sergeant Major Alexander Gibbs von den 2nd Argyll and Sutherland Highlanders berichtete:

Ich war der leitende 2nd Class Warrant Officer einer Gruppe von 1'000 Unteroffizieren und Soldaten (25 Prozent Unteroffiziere), die das Lager Döberitz am 8. Mai 1916 Richtung Russland verliessen. Zu diesem Zeitpunkt wussten wir nichts von unserem Bestimmungsort oder dem Grund unserer Verlegung. Da es sehr warm war, sollte uns die Winterkleidung und die Hälfte unserer Nahrungsmittelvorräte nachgeschickt werden. Wir kamen noch am selben Tag in Frankfurt an der Oder an, wo am 11. Mai 1916 1'000 weitere Unteroffiziere und Soldaten aus verschiedenen deutschen Kriegsgefangenenlagern eintrafen.

Am 11. Mai 1916 brachen vier Gruppen von jeweils 500 Mann, die als EKI, EK2, EK3 und EK4 («Englisches Kommando») bezeichnet wurden, zur russischen Front auf. Jeweils 40 Mann wurden in einen Viehwaggon gepfercht, mit dem sie in einer dreitägigen Fahrt die erste Etappe bis Lettland zurücklegten.

Unter den Briten, die Richtung Osten verschickt wurden, befand sich auch der zwanzigjährige Cedric Ireland, ein Reservist der Royal Navy. Der Sohn eines Vikars aus Derbyshire war in Leatherhead in der Grafschaft Surrey auf eine Schule für Kinder unbemittelter Geistlicher gegangen. Beim Ausbruch des Krieges war er in das Hawke Battalion der Royal Naval eingetreten und wurde mit der neu aufgestellten Royal Naval Division bei der Verteidigung von Antwerpen eingesetzt. Die schlecht ausgerüstete Division sah sich bald zum Rückzug gezwungen; am 9. Oktober gerieten viele Soldaten, darunter der Gefreite Ireland, in Gefangenschaft. Wenige Wochen später befand er sich im Kriegsgefangenenlager Döberitz, ein paar Kilometer westlich von Berlin. Ende August 1915 schickte er zwei Fotopostkarten an seine Schwester, auf denen die Beerdigung seines RND-Kameraden William Malcolm vom Collingwood Battalion festgehalten ist. Malcolm, der am selben Tag wie Ireland bei Antwerpen in Gefangenschaft geraten war, kam durch einen Unfall bei einem Arbeitseinsatz unweit des Lagers ums Leben. Cedric Ireland ist höchstwahrscheinlich auf beiden Fotos zu sehen. Die Grabrede hielt Reverend Henry Williams.



*Ein von Reverend Henry Williams im Lager Döberitz geleitetes Begräbnis.
Im Vordergrund Angehörige der Royal Naval Division.*

Im folgenden Jahr wurde Williams auf die Verlegung der Männer nach Russland aufmerksam gemacht. Voller Trauer schrieb er: «Diese Männer, von denen ich die meisten in Döberitz und anderen Lagern kennenlernen durfte, waren prächtige Burschen, die besten der ‚Old Contemptibles‘ aus dem britischen Expeditionskorps und der Royal Naval Volunteer Reserve in Deutschland, darunter viele Helden, die die Schlacht bei Mons überlebt hatten. Man gestattete mir nicht, diese Männer in Russland zu besuchen, so sehr ich mich auch darum bemühte.»

Die Männer mussten schwer arbeiten, aber da sie Pakete aus der Heimat erhielten, war ihr Leben erträglich. Das EK4 arbeitete acht Monate im Hafen von Libau, bevor es nach Mitau geschickt wurde. «Die meisten Männer strotzten beim Aufbruch [nach Mitau] nur so vor Gesundheit und Kraft», erinnerte sich Corporal Robert Steele. Das war vermutlich eine Übertreibung, die allerdings im Lichte dessen, was folgte, verständlich ist.

Die Deutschen waren überzeugt, dass die Briten während des ganzen

Jahres 1916 gegen die Kriegsregeln verstießen, indem sie Gefangene in grosser Nähe zur Front einsetzten. Im Januar 1917 war für sie das Mass voll. In einem Telegramm, das durch den amerikanischen Botschafter in Berlin übermittelt wurde, erklärten die Deutschen, ihnen lägen Informationen vor, dass die Regierung Seiner Majestät «zahlreiche deutsche Gefangene in unmittelbarer Frontnähe einsetzt, die Berichten zufolge mangelhaft ernährt werden und schlecht untergebracht sind». Mehrere seien dabei zu Tode gekommen oder verwundet worden. Kurz, wenn die Briten diese Situation nicht umgehend bereinigten und dafür sorgten, dass diese Männer nicht auf eine Entfernung von mindestens 30 Kilometer von der Front zurückgezogen würden, werde man den britischen Gefangenen «dieselbe Behandlung angedeihen lassen, die die deutschen Gefangenen von den britischen Militärbehörden erfahren.» Daneben verlangten die Deutschen auch Verbesserungen der Lebenssituation der Gefangenen. Man gab den Briten vier Tage Zeit für eine Antwort.

Die Regierung in London schäumte. Nicht nur, dass sie die Bedingungen, unter denen feindliche Gefangene lebten und arbeiteten, für «ausgesprochen vorbildlich» hielt, sie betrachtete die «absurd kurze Frist» lediglich als einen Vorwand, um britische Kriegsgefangene näher an die Frontlinie zu verlegen und sie dort Schützengräben ausheben zu lassen. Kurz, die Briten weigerten sich, auf das Ultimatum einzugehen, übermittelten jedoch am 6. Februar einen Kompromissvorschlag: Alle Konfliktparteien sollten Gefangene mindestens 20 Kilometer von den Schützengräben zurückziehen. Das war für die Deutschen nicht annehmbar, und so stand Vergeltung bevor. Eine sogenannte «Mitteilung an die Vergeltungsgefangenen» wurde an die britischen Gefangenen verteilt oder ihnen vorgelesen.

Die britische Regierung hat nicht auf das deutsche Ersuchen reagiert, deutsche Kriegsgefangene mindestens 30 Kilometer von der Front zurückzuziehen. Daher ist die Anordnung ergangen, in Zukunft *alle* [Hervorhebung des Autors] Kriegsgefangenen als «Vergeltungsge-



Dass die Briten ihre Gefangenen weniger als zwölf Kilometer vom Kampfgeschehen entfernt zur Arbeit abkommandierten, weckte in Deutschland grosse Empörung. Die Deutschen verlangten, dass mindestens 30 Kilometer Abstand zur Front gewahrt wurden, dass die Briten jedoch zunächst ignorierten.

fangene» zu behandeln, das heisst, sie bei sehr knapper Nahrung, schlechter Behausung, ohne Betten und bei schwerer Arbeit (auch in der Nähe deutscher Geschütze und unter Granatenbeschuss) zu halten, ohne Bezahlung, ohne Seife. (...)

Den englischen Vergeltungsgefangenen wird gestattet, an ihre Verwandten oder an einflussreiche Persönlichkeiten in England zu schreiben und ihnen zu schildern, wie schlecht sie behandelt werden, und dass sich dies nur ändern wird, wenn die englische Regierung den deutschen Forderungen nachkommt. (...) Sie werden Postkarten, Papier und Umschläge erhalten, und alle Briefe, in denen sie ihre harten Lebensbedingungen schildern, werden per Eilpost nach England geschickt.

Anscheinend planten die Deutschen ursprünglich, Kriegsgefangene an die Westfront zu schicken, beschlossen dann aber, die Männer vom EK4 im Osten einzusetzen. In der deutschen Deklaration wurde darüber hinweggegangen, dass sich sämtliche der 2'000 Briten, die nach Osten geschickt wurden, schon längere Zeit in Kriegsgefangenschaft befanden. Möglicherweise wurde der Text, der den 500 Männern in Libau verlesen wurde – die Mitteilung, dass sie an einen Frontabschnitt zwischen Riga und Mitau in Reichweite der russischen Artillerie geschickt würden –, unter Berücksichtigung dieses Punkts verändert, auch wenn die Folgen dieselben waren.

Laut Reverend Williams und der Schilderung eines Überlebenden wurde den Männern ihr Schicksal in drastischen Worten klargemacht.

Bei ihrer Ankunft in Mitau führte man sie einem deutschen Offizier vor, der zu ihnen sagte: «Ich nehme an, Sie wissen, dass Sie hierhergekommen sind, um zu sterben, und wir erwarten, dass Sie wie englische Gentlemen sterben.»

Ich weiss, dass die deutschen Behörden die Auslieferung von Lebensmittelpaketen aus der Heimat an diese Männer aus Gründen der «Vergeltung» verweigerten, und habe mit eigenen Augen Tausende dieser Pakete in grossen Stapeln im Lager Friedrichsfeld verrotten sehen. Das heisst, dass man die Männer praktisch verhungern liess, denn nur mit ihren Rationen konnten die Gefangenen in Deutschland nicht lange durchhalten.

Die Gefangenen wurden nicht nur systematisch ausgehungert, die deutschen Wachmannschaften waren auch gehalten, sie zu schikanieren. Company Sergeant Major Gibb erklärte, ihm würden schriftliche Befehle vorliegen, wonach «man uns gegenüber keine Nachsicht zeigen sollte; jeder Einzelne von uns hätte dazu beigetragen, den Vormarsch der kaiserlichen Armee nach Paris aufzuhalten, und sie sollten uns mit Strenge begegnen und immer daran denken, wie brutal ihre Kameraden in Frankreich behandelt würden». Auch Gibb berichtet, der deutsche Dolmet-

Diese seltene Aufnahme zeigt britische Kriegsgefangene bei der Arbeit an deutschen Versorgungsgräben an der russischen Front. Vermutlich gehörten sie zu den nach Mitaue geschickten Briten, von denen Dutzende an Kälte und Entbehrungen starben.



scher habe die Gefangenen aufgefordert, in Briefen in die Heimat ihre Lage zu schildern.

In Mitau wurden die Männer gezwungen, Gräben in der zweiten oder dritten deutschen Linie instand zu halten oder auszuheben und Verbindungsgräben zur Front zu bauen. Ausserdem mussten sie Eis von einem nahegelegenen Fluss herbeischaffen. Laut Gibb traten die Männer morgens um 5.30 Uhr an, marschierten um 6 Uhr los und kehrten ungefähr um 17.30 Uhr ins Lager zurück. Während dieser Zeit bekamen sie nichts zu essen und es wurden ihnen lediglich zwei Pausen von je zwanzig Minuten zugestanden. Überlebende berichten, dass etliche durch russische Granaten verwundet wurden, mindestens ein Gefangener erlitt einen Bauchschuss durch einen Scharfschützen.

Die mangelhafte Ernährung und das schlechte Wetter forderten rasch ihren Tribut. Private Arthur Soder vom 1st Dorsetshire Regiment magerte in wenig mehr als fünf Wochen von 69 auf 40 Kilogramm ab, während eines seiner Beine durch den Frost auf den doppelten Umfang anschwell.

Wenn auch nur halbwegs zutraf, was Corporal Robert Steele über den körperlichen Zustand der Männer beim Verlassen von Libau schrieb, müssen die Verhältnisse in Mitau, wo viele innerhalb von drei Wochen nach ihrer Ankunft ums Leben kamen, wirklich katastrophal gewesen sein. Am 17. März verstarb der Gefreite Reuben Wilmott vom Border Regiment an den Folgen der Kälte. «Als wir ihn am Morgen fanden, war er durch den Frost bereits völlig steif. Er lag direkt am Zelteingang», schreibt Soder. Sechs Tage später starb der Gefreite der Marine Philip Rootham. Zeugen zufolge wurde er nach einem Arbeitstag bewusstlos vor Erschöpfung ins Lager zurückgetragen und verschied auf dem Weg ins Lazarett. Der Gefreite Albert Roberts vom Kings's Own Royal Lancaster Regiment, der ebenfalls an diesem Tag starb, wurde neben Rootham beigesetzt. Der Gefreite James Brown von der Highland Light Infantry fiel am 22. März der Kälte zum Opfer, am 23. März der Gefreite Mulholland.

Nur wer lebensgefährlich erkrankt war, wurde ins Lazarett verlegt, darunter auch manche, die sich selbst Verletzungen beibrachten, um ihrer hoffnungslosen Lage zu entkommen. Lance Corporal Harold Sugden wurde zur Arbeit ins Lazarett abgestellt, wo viele Männer aus Mitau lagen. Er fand sie in erbärmlichem Zustand vor, nur noch «Haut und Knochen, mit Erfrierungen an den Füßen, Nierenentzündungen und anderen Nierenleiden, mit geschwollenen Beinen». Unter denen, die im Lazarett starben, waren Private Kinsman, Lance Corporal Waterman und die Privates Harvey, Walker, McCulloch und Farmer.

«Ende März waren die Männer in einem schrecklichen Zustand», berichtet Gibb. «Wer bis dahin überlebt hatte, dem musste man am Morgen zur Arbeit helfen, und die meisten mussten abends ins Lager zurückgetragen werden.» Abie Seaman Cedric Ireland, Sohn des Vikars aus Derbyshire, verstarb am 26. März auf dem Rückweg von der Arbeit in den Armen seiner Kameraden. Ireland hatte sich am Morgen krank gemeldet, war aber dennoch zur Arbeit eingeteilt worden. Zeugen bestätigten, dass man ihm am Ende des Tages aus dem Graben helfen musste und dass er auf dem Rückweg an «Schwäche, Kälte und Unterernährung» starb. Auch in den folgenden fünf Tagen gab es jeweils einen Todesfall.

Am 2. April befanden sich nur noch 176 Männer in dem Lager, etwas mehr als ein Drittel derer, die kaum sechs Wochen zuvor dort angekommen waren. Obwohl nur 50 von ihnen arbeitsfähig waren, schickte man viel mehr Gefangene hinaus, ohne auf ihren körperlichen Zustand Rücksicht zu nehmen. Vier Tage später starben drei weitere Männer. Im Fall von Private Alan Skett kann man von glattem Mord sprechen, bei den übrigen war es bewusste Vernachlässigung. CSM Gibb war Zeuge, wie sein Kamerad zu Tode kam.

Am 6. April gegen zehn Uhr abends wurde Private Skett von den Coldstream Guards aus nächster Nähe erschossen. Da er bereits sehr schwach war, wurde er nur noch zu leichten Arbeiten eingesetzt, hatte aber schon den ganzen Tag in einer Arbeitskolonne geschuftet, als er im Schlamm zusammenbrach. Dennoch befahl man ihm weiterzuma-

chen. Er schaffte es irgendwie, wieder auf die Beine zu kommen, konnte aber kaum noch stehen. Er war nicht mehr in der Lage zu arbeiten, ja, nicht einmal zu gehen, und so wurde er einfach erschossen. Seine Leiche liess man an Ort und Stelle liegen, abgedeckt mit einem Stück verrostetem Wellblech. Am 9. gelang es mir, dafür zu sorgen, dass er in der Nähe des Lagers beerdigt wurde.

Gibbs Aussage wird durch Corporal Charles Wright von den 5th Lancers bestätigt:

Es war etwa neun Uhr abends, und ich befand mich ausserhalb meines Zelts, als ich einen Schuss hörte. Ungefähr fünfzehn Minuten später kam eine Abteilung von sieben oder acht britischen Gefangenen zurück. Ich fragte sie, was es mit dem Schuss auf sich habe, und sie erzählten mir, dass Private Skett von den Coldstream Guards erschossen worden sei, weil er nicht mehr gehen können, und der Wachmann, der die Abteilung begleitete, habe ihn nicht zurücklassen wollen. (...) Ich sah die Wunde in seiner Brust, die von einem aus nächster Nähe abgefeuerten Gewehr stammte. Rund um die Eintrittsstelle der Kugel war die Jacke zerfetzt und versengt. Als ich fragte, was genau geschehen sei, berichtete mir ein Augenzeuge, Private [James] Fudge vom [2nd] Manchester Regiment, dass Private Skett vor Schwäche umgefallen sei. Er habe nicht mehr auf den kleinen zweirädrigen Karren gehoben werden können, den die Abteilung mit sich führte. Dieser sei schon von einem Mann belegt gewesen, der zuvor zusammengebrochen sei. Die Wache habe Skett befohlen aufzustehen, und als Skett auf Deutsch «Ich kann nicht» geantwortet habe, sei der Wachmann einen Schritt zurückgetreten und habe ihn erschossen.

Im April starben weitere elf Briten, dann wurde das Wetter milder. Die Überlebenden von Mitau gaben zwei Deutschen die Hauptschuld. Der eine war Logermann, der Dolmetscher des Lagers, der die Worte der Ge-

fangenen gerne so verfälscht wiedergab, dass sie in Schwierigkeiten gerieten. Der andere war der Lagerkommandant, Leutnant Hermann Prahel vom Jäger-Regiment Nr. 1 im VIII. Armeekorps.

Wie Zeugen berichteten, sprach Prahel fließend Englisch. Er hatte bei Kriegsausbruch mit seiner Familie in England gelebt und war auf der Isle of Man interniert gewesen. Corporal Robert Steele wusste vermutlich aus Gesprächen mit Prahel, dass der Deutsche in England angeblich schlecht behandelt worden war «und nun Rache übte». Folgt man Steele, so hatte Prahel seine Entlassung aus der Internierung mit gefälschten Papieren erreicht. Fest steht jedenfalls, dass der Kommandant einen tiefen Groll gegen die britischen Gefangenen hegte. Private Charles Brown vom 1st West Yorkshire Regiment erinnerte sich, dass Prahel einmal im Zorn erklärte, «er habe einen Sohn in England und werde uns Hunde genau wie die Engländer ihn behandeln».

Die Deutschen setzten darauf, dass der freie Briefverkehr in die Heimat Druck auf die englische Regierung ausüben und sie zu einem Kurswechsel bewegen würde. Der Plan ging auf. Zahlreiche Briefe, in denen Gefangene ihre verzweifelte Lage schilderten, wurden von Eltern an die Regierung und die Abteilung für Kriegsgefangene im Außenministerium geschickt – versehen mit Begleitschreiben, in denen man die Verantwortlichen drängte, etwas zu unternehmen, um die Notlage dieser Männer zu lindern. Die Briefe der Gefangenen ähnelten einander im Tenor sehr. Alle betonten, dass sie nur wegen der Behandlung der deutschen Gefangenen in Frankreich durch die britische Regierung in Mitau seien. Mitte März schrieb Private Frank Barlow vom 1st West Yorkshire Regiment an seinen Vater John Barlow folgenden typischen Brief:

In meinem letzten Brief habe ich Dir geschrieben, dass wir verlegt werden sollen. So ist es nun auch gekommen, und zwar bin ich im schlimmsten aller bisherigen Lager gelandet. Es liegt direkt hinter der Schützenglinie. Und arbeiten müssen wir direkt in dieser Schützenglinie, wo Granaten explodieren und es sehr gefährlich ist.

Wir heben Gräben aus und fällen Bäume, die wir auch tragen müssen, was wirklich anstrengend ist. Wir schlafen in einem Zelt, das teilweise beheizt ist, trotzdem ist es sehr kalt. Wenn wir morgens aufwachen, sind unsere Stiefel gefroren. Sie sagen, wir seien hiergeschickt worden, weil unsere Regierung die deutschen Gefangenen ähnliche Arbeiten verrichten lässt und sie direkt hinter der Frontlinie eingesetzt werden. Man würde uns umso schneller verlegen, je eher diese Männer an einen besseren Ort gebracht würden.

Ich bitte Dich, Vater, diesen Brief an eine höhere Stelle weiterzuleiten, damit etwas unternommen wird, denn wenn dies noch lange so weitergeht, dann wäre es wohl besser, eine Kugel oder eine Granate würde uns aus unserem Elend erlösen. (...) Wir befinden uns hinter den russisch-deutschen Kampflinien, und wenn Du irgendeine Vorstellung hast, wie der russische Winter aussieht, dann weißt Du, wie es um uns bestellt ist. (...) Gott stehe uns bei, wenn wir hier noch lange bleiben müssen. [Hier hat der deutsche Zensor einen Satz gestrichen.] Bericht von Erfrierungen (...) bitte tu Dein Bestes, denn wir können das nicht länger durchhalten, wir werden von Tag zu Tag schwächer.

Entschuldige meine Schrift, aber meine Finger sind so klamm; vielleicht habe ich Glück, dann wirst Du wieder von mir hören.

Es war die letzte Nachricht, die der Vater von seinem Sohn erhielt. Private Frank Barlow starb Ende März, am selben Tag, an dem der Brief eintraf.

Ein anderer dieser von den Deutschen per Expresspost verschickten Briefe war an Kathleen Peploe in Southgate im Norden Londons adressiert. Man weiss von ihr lediglich, dass sie einer Wohltätigkeitsorganisation angehörte, die Pakete an Gefangene sandte. Innerhalb von zwei Jahren erhielt sie mehr als 300 Dankschreiben von Gefangenen. Anfang Mai 1917 traf der Brief eines Privaten vom Middlesex Regiment ein, der seine Notlage schilderte. Sie schickte den Brief an die *Times*, wo er am 18. Mai veröffentlicht wurde, genau wie die Deutschen es erhofft hatten. Der Au-

tor beklagte darin die Lage der Gefangenen, die «um ein Vielfaches schlechter als 1914» sei. Auch die miserable Verpflegung wurde angesprochen, und schliesslich folgte die Bitte an Kathleen Peploe, diese Informationen zu verbreiten, «da wir alle der Ansicht sind, dass weder deutsche noch englische Gefangene eine solche Behandlung verdient haben».

Am Ende setzte sich Deutschland durch. Klagen dieser Art erreichten durch die Presse ein breites Publikum und führten zu Debatten im britischen Unterhaus. Abgeordnete wie William Joynson-Hicks forderten in scharfer Form, umgehend 1'000 deutsche Offiziere aus dem Kriegsgefangenenlager Donington Hall an die Front zu verlegen. Doch dies hätte den Druck auf die Gefangenen in deutscher Hand nur noch erhöht.

Schliesslich lenkten die Briten ein. Am 28. April ordnete das Kriegskabinett an, sämtliche deutschen Gefangenen mindestens 30 Kilometer hinter die Schützengräben zurückzuziehen. Zeitgleich wurde Berlin über diesen Beschluss informiert. Am 11. Mai verlangte die britische Regierung von den Deutschen eine Zusicherung, sämtliche britischen Gefangenen an allen Fronten aus der Schusslinie zu nehmen. Diese Zusicherung wurde am 16. Juni erteilt, sechs Tage nachdem die Überlebenden von Mitau nach Libau zurückgekehrt waren. Im Gegenzug setzten die Briten die Franzosen von dem dringenden Wunsch in Kenntnis, die ihnen überlassenen 2'000 deutschen Gefangenen nach Grossbritannien zurückzuholen. Die Überstellung erfolgte im darauffolgenden Monat, worauf sich die britische Regierung in der Lage sah, die Rückführung britischer Gefangener von der russischen Front zu fordern. Den noch in Libau verbliebenen Männern wurde ein Monat Erholung von ihren Strapazen gewährt. Die Lagerinfrastruktur wurde verbessert, und man verteilte bisher zurückgehaltene Pakete. Bis zur ihrer Rückkehr nach Deutschland im November mussten die Männer nur noch leichte Arbeiten verrichten.

So endete schliesslich diese für die britischen Kriegsgefangenen so qualvolle Episode. Gibb berichtete, dass von den 500 Mann, die nach Mitau verschickt worden waren, nur 72 keiner intensiveren Pflege im La-

zaret bedurften; dreissig kehrten nie zurück. Heute liegen sie auf dem Nikolai-Friedhof im litauischen Mitau.

Reverend Williams hielt in seinem Tagebuch fest: «Von jenen, die nach Hause zurückkehrten, waren viele körperlich so versehrt und seelisch so gebrochen, dass man sich beinahe wünschte, sie wären gestorben.»

Die ausgetauschten Überlebenden berichteten später von den Verhältnissen in Mitau. Auch wenn sich ihre Erzählungen in Einzelheiten widersprechen, ergeben sie doch ein einheitliches Bild. CSM Gibb sprach sicherlich für viele, als er fragte: «Wenn nach dem Krieg der Tag der Abrechnung kommt, wird dann all dies mit Schweigen übergangen werden?» Tatsächlich geriet das Schicksal dieser Männer rasch in Vergessenheit. Weder der Dolmetscher Logermann noch der Wachsoldat, der Private Skett erschossen hatte, wurden nach dem Krieg jemals behelligt oder gar angeklagt. Leutnant Prahel fiel im November 1917 in Italien.

Im März ereignete sich ein Vorfall, der die Gemüter in Grossbritannien nicht weniger erhitzte als die in Russland an den britischen Kriegsgefangenen geübte Vergeltung. Es ging um den Tod des vierundzwanzigjährigen Abie Seaman John Genower im Kriegsgefangenenlager Brandenburg.

Staaten, die sich im Krieg miteinander befanden, tauschten in der Regel Berichte über Todesfälle in ihren Kriegsgefangenenlagern aus. Aber dieser Fall war anders. Über die amerikanische Botschaft wurde der britischen Regierung mitgeteilt, dass Genower «an den Folgen von Verbrennungen» gestorben sei, die er sich bei einem Brand im Lager zugezogen habe. Nähere Einzelheiten wurden nicht mitgeteilt. Die britische Regierung aber wollte sich mit einer solch kargen Information nicht abspesen lassen und beschloss, sich beim nächsten vergleichbaren Fall ebenso zugeknöpft zu zeigen.

Im Mai übermittelte die britische Regierung den Deutschen ein Memorandum über den Tod des deutschen Kriegsgefangenen Adam Ultsch am 12. April. Ultsch war bei einem Fluchtversuch aus einem Kriegsge-

fangenenlager in Frankreich erschossen worden – eine Information, die man den Deutschen in der bewusst vage gehaltenen Note verschwieg.

Der deutsche Kriegsgefangene Adam Ultsch aus Theisenort, geboren am 24. September 1887, starb am 12. April an den Folgen einer Schussverletzung.

Die oben gemachten Angaben sind anerkanntermassen ungenügend, entsprechen im Umfang aber jenen in den untenstehenden deutschen Noten. (...) Bei Eingang einer befriedigenden Antwort auf das Memorandum des Aussenministeriums bezüglich der mangelhaften Aufklärung über gewaltsam zu Tode gekommene britische Gefangene seitens der deutschen Regierung werden weitere Einzelheiten zum Tod von Ultsch mitgeteilt.

Erst im August waren die Deutschen bereit, alle Einzelheiten über Genowers Tod mitzuteilen, worauf sie Anfang September von der britischen Regierung über die Umstände des Todes von Ultsch aufgeklärt wurden.

Der deutsche Bericht über den Tod von Genower war relativ ausführlich. Er sei in Haft genommen worden, nachdem er einen Wächter attackiert habe. Ein Feuer sei unweit der Arrestzellen ausgebrochen und habe so rasch um sich gegriffen, dass trotz des beherzten Einsatzes der Wachmannschaften, «die die Rettungsarbeiten unverzüglich mit aller Kraft unterstützten», die Gefangenen nicht gerettet werden konnten. Bei dem Gerücht, Genower sei durch einen Bajonettstoss zu Tode gekommen, als er durch ein Fenster vor den Flammen zu fliehen versuchte, handle es sich um eine «böartige Unterstellung».

Die Antwort der Briten war klar. Ein Mitarbeiter des Aussenministeriums versah den Bericht mit folgender Notiz: «Ich glaube den Deutschen kein Wort. Unsere Informationen über die Sache sind so fundiert, dass sie im Wesentlichen den Tatsachen entsprechen müssen.» Für die Briten stand fest: Genower war ermordet worden. Der Fall schlug so hohe Wellen, dass ein Weissbuch zum Tod von Genower veröffentlicht wurde. Es

kam zu Anfragen im Unterhaus, über die die Presse berichtete. Nicht zum ersten Mal versprach die Regierung, Buch über Kriegsverbrechen zu führen, um sie nach dem Krieg strafrechtlich zu verfolgen.

Wie der diplomatische Austausch seit Kriegsbeginn insgesamt lief auch der Depeschenverkehr zum Tod von John Genower über die amerikanische Botschaft in Berlin. Die Vereinigten Staaten verfolgten seit Kriegsbeginn eine Politik der Neutralität, die allerdings im Jahr 1915 nach der Versenkung der RMS *Lusitania* durch ein deutsches U-Boot auf eine harte Probe gestellt worden war. Die USA hatten gefordert, in Zukunft Angriffe auf Passagierschiffe zu unterlassen, und die Deutschen hatten sich zunächst gefügt. Doch im Februar 1917 nahmen sie den uneingeschränkten U-Bootkrieg wieder auf, um Grossbritannien durch eine Seeblockade in die Knie zu zwingen. Deutsche U-Boote griffen nun auch US-Handelsschiffe an, die Lebensmittel und andere Güter für Europa an Bord hatten. Da die Deutschen daraufhin mit dem Kriegseintritt der USA rechnen mussten, versuchten sie Mexiko auf ihre Seite zu ziehen, indem sie zusicherten, seinen lang gehegten Traum einer Rückgewinnung von Texas, New Mexico und Arizona zu unterstützen. Die Enthüllung dieses Plans, der den Mexikanern in der sogenannten «Zimmermann-Depesche» übermittelt wurde, brachte das Fass zum Überlaufen. Am 6. April 1917 erklärten die USA dem Deutschen Reich den Krieg.

8

Gefangene und Vermisste

Ob feindlicher Ausländer oder Kriegsgefangener, keinem ging es unter dem gesetzlichen «Schutz» durch das feindliche Land gut. Das Völkerrecht verpflichtete die Staaten, ihre Kriegsgefangenen mit Nahrung, Kleidung und Unterkunft zu versorgen, für feindliche Ausländer aber existierten solche Bestimmungen nicht.

Bei Kriegsausbruch hatten die britische und die deutsche Regierung ihren im Rechtsraum des anderen lebenden Staatsbürgern finanzielle Beihilfe gewährt. Das hiess beispielsweise, dass der britische Steuerzahler eine mit einem Engländer verheiratete und in München lebende bayrische Hausfrau unterstützte und der deutsche Steuerzahler die in Peckham geborene und aufgewachsene Frau eines Sachsen, der in London wohnte. Da mehr Deutsche nach Grossbritannien ausgewandert waren als umgekehrt, schnitt Berlin dabei finanziell schlechter ab, was dazu führte, dass es die Vereinbarung bald wieder aufkündigte. Finanzielle Unterstützung erhielten jetzt nur noch in Deutschland geborene und in Grossbritannien lebende deutsche Staatsbürger, nicht aber all jene, die durch ihre Eheschliessung eingebürgert waren.

Selbstverständlich zogen die Briten sofort nach. Auf diese Weise überliessen die beiden Staaten ganze Familien der oft nur widerwillig gewährten Beihilfe des feindlichen Landes oder – was häufiger der Fall war – privater Wohltätigkeitsorganisationen. Als nach einigen Jahren die deutsche Wirtschaft schwächelte, suchte Berlin nach weiteren Möglichkeiten, die Ausgaben einzuschränken. Im Jahr 1917 wurden sämtliche

Zahlungen an deutsche Staatsbürger eingestellt, deren Söhne im britischen Heer dienten, und schliesslich auch die Beihilfe für alle deutschen Familien, die seit mehr als zehn Jahren in Grossbritannien lebten. Somit blieben nur noch Verpflichtungen für 687 Familien mit insgesamt 1'240 Kindern übrig.

Die Arbeit der Wohltätigkeitsorganisationen war für Personen aus dem feindlichen Ausland von entscheidender Bedeutung. Von der kümmerlichen staatlichen Unterstützung konnte keine Familie leben, und selbst wenn ein Hilfsantrag positiv beschieden wurde, dauerte es meist Wochen, bis die Zahlungen eintrafen. In Grossbritannien gab es eine Reihe von wohltätigen Vereinen, die sich um das Schicksal von Immigranten kümmerten und zum Grossteil in einem Dachverband, dem Central Council of United Alien Relief Societies, zusammengeschlossen hatten. Aufgrund der Umstände waren sie allerdings hauptsächlich mit feindlichen Ausländern beschäftigt. Dasselbe galt für das Friends' Emergency Committee (FEC) der Quäker.

Für die Mitarbeiter des FEC hatten Nationalität und Ländergrenzen nur wenig oder überhaupt keine Bedeutung. Trotz verbreiteter öffentlicher Ablehnung war diese relativ kleine Gruppe britischer Bürger unermüdlich tätig, um feindlichen Ausländern, die von dem Konflikt betroffen waren, zu helfen und sie materiell zu unterstützen. Das im Jahr 1914 spontan gegründete Friends' Emergency Committee entwickelte sich bis 1916 zu einer gut organisierten, in verschiedene Abteilungen und Ausschüsse gegliederten Vereinigung. Zu den Aktivitäten des FEC gehörte die Verschickung von Lebensmittelpaketen an gebürtige Britinnen und deren Kinder, die ihren repatriierten Ehemännern nach Deutschland gefolgt waren, sowie die Unterstützung von Internierten, die unter der Gefangenschaft von nicht absehbarer Dauer litten.

Nach den Kürzungen der deutschen Beihilfezahlungen kamen zu den bereits in London betreuten 6'200 Familien des FEC noch einmal 331 hinzu. FEC-Büros in Städten wie Manchester, Edinburgh, Liverpool und Bristol kümmerten sich um weitere notleidende Familien. Manche, denen man mit einer Unterkunft, Kleidung und Lebensmitteln über beson-

ders schwierige Zeiten hinweggeholfen hatte, konnten auf eigenen Beinen stehen, sobald die Kinder alt genug zum Geldverdienen waren und nun auch die Mütter sich eine Arbeit suchen konnten.

Aber die Tätigkeit des FEC ging weit über die Versorgung mit dem Allernotwendigsten hinaus, wie Anna Thomas, eine Quäkerin aus dem Vorstand des Vereins, im Vierten Jahresbericht von 1916 schilderte.

Wir versuchten herauszufinden, warum eine Frau nicht mehr schrieb; ob sie vielleicht schwer erkrankt war; ob wir etwas zur Disziplinierung eines widerspenstigen Jungen beitragen konnten oder zur Förderung eines sehr begabten Kindes; vor allem aber wie so oft, ob wir nicht mit Lebensmitteln und Kleidung oder einer Arbeitsstelle etwas gegen Hunger oder Krankheit tun konnten, die unausweichlich in den Haushalten Einzug hielten, wenn die mageren staatlichen Beihilfen das einzige Einkommen darstellten; ob wir fehlendes Gepäck, ein Testament oder irgendwelche Dokumente ermitteln sollten; ob wir eine Wirtin bezahlen, Schulden eintreiben, gepfändete Gegenstände auslösen, Verwandte aufspüren, Kinder nach Deutschland schicken, die Fahrtkosten einer Ehefrau zu einem Lager übernehmen, eine Hochzeit oder ein Begräbnis vorbereiten, Erfindungen patentieren lassen sollten und vieles mehr. Und schliesslich herrschte zumeist der rührende Glaube (an keinem Ort gibt es wohl mehr Illusionen und Gerüchte als in einem Internierungslager), wir müssten bloss mit dem Innenminister sprechen, um den Ehemann freizubekommen oder das ganze Internierungssystem abzuschaffen.

Da sich das FEC auf Hilfe für feindliche Ausländer konzentrierte, hatte das Komitee einen hohen Bekanntheitsgrad, vor allem im Vergleich zu anderen Wohltätigkeitsorganisationen. Daher wurde es oft von der Presse lächerlich gemacht. «Hilfe nur für den Feind» lautete etwa eine Schlagzeile im *Daily Express*, und die *Evening News* bezeichneten das FEC als

«Hunnenpäppler». Jemand drohte sogar, die FEC-Vorsitzende zu erschliessen, sollte er sie zu Gesicht bekommen. Doch anscheinend gab es kaum tätliche Übergriffe auf FEC-Mitglieder.

Dabei war einer der grössten «Hunnenpäppler» die britische Armee selbst. In ihren Reihen fanden Tausende Söhne deutscher Eltern Nahrung, Kleidung, Unterkunft und Sold. Die britisch-deutsche Herkunft dieser Soldaten war bei den Behörden ein Reizthema gewesen, wussten sie doch nicht, wie sie mit Männern umgehen sollten, auf deren Loyalität nicht unbedingt Verlass schien. Doch acht Monate nachdem man sie im Middlesex Regiment zusammengeführt hatte, waren die Söhne feindlicher Ausländer nun ausgebildet und bereit für den aktiven Dienst.

Der Plan, sie ins umkämpfte Westeuropa zu schicken, stiess bei manchen Parlamentsmitgliedern auf wenig Begeisterung, allerdings nicht immer aus demselben Grund. Einer, der das Thema ansprach, war Joseph King, der liberale Abgeordnete für North Somerset. Als junger Mann hatte er an der Universität in Giessen Theologie studiert, und so zeigte er im Gegensatz zu anderen Parlamentariern Verständnis für die – mutmassliche – Not der Soldaten des Middlesex Regiment. Am 21. März 1917 beklagte er im Parlament, Lord Kitcheners Versprechen, diese Männer nicht ins Ausland zu schicken, sei gebrochen worden. In seiner Antwort wies der Unterstaatssekretär im Aussenministerium daraufhin, dass die entsprechenden Einheiten erst nach Kitcheners Tod aufgestellt worden seien. King meldete sich erneut zu Wort. Diese Bataillone beständen «vorwiegend aus Männern, die eher deutsch als englisch denken, und wie ich gehört habe, unterhalten sie sich auch vorwiegend auf deutsch. Sie tragen alle deutsche Namen, singen gemeinsam deutsche Lieder, und obwohl ich glaube, dass sie allesamt treue Untertanen des Königs und loyale Soldaten sind, haben sie zweifellos starke Verbindungen nach Deutschland».

Wenn diese Männer absolut loyal waren, warum sollten sie dann anders als britisch und loyal handeln? Und warum sollten sie nicht im Ausland dienen? Aus erhalten gebliebenen Aufstellungen geht hervor, dass

zwischen 15 und 20 Prozent von ihnen britische Nachnamen wie Davenport, Greenwood und Williams trugen, und alles lässt darauf schliessen, dass sich Kings Schilderungen lediglich auf Gerüchte oder Klatsch stützten. King argumentierte, dass diese Männer von den Deutschen als Deutsche betrachtet und im Falle einer Gefangennahme vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen würden, doch da sich das nicht beweisen liess, blieben seine Einwände wirkungslos. Ausserdem stand ohnehin schon fest, dass diese Männer an die Westfront geschickt werden würden.

Wie bereits erwähnt, wurden aus dem 30th und dem 31st Middlesex Regiment acht Arbeitskompanien gebildet. Ende Februar und Anfang März kündigte man sechs Kompanien ihre bevorstehende Entsendung nach Frankreich an. Die Aussicht, aktiv am Krieg gegen Deutschland teilzunehmen, löste bei den betroffenen Rekruten gemischte Gefühle aus, vor allem bei jenen, deren deutsche Väter in Internierungslagern lebten und litten. Am Abend vor dem Aufbruch desertierten zwei namentlich nicht bekannte Männer aus der 1st Infantry Labour Company in Reading, was deutlich macht, dass nicht alle begeistert waren. Die Dokumente sind lückenhaft, aber die beiden scheinen die Ausnahme gewesen zu sein. Es wäre wohl erstaunlich gewesen, wenn keiner von ihnen in seiner Treue gegenüber dem Vereinigten Königreich geschwankt hätte. Letztlich aber erwies sich die überwältigende Mehrheit als bewundernswert loyal.

Während die Labour Corps, die Arbeitseinheiten des Heeres, vorwiegend aus frontuntauglichen Soldaten bestanden, befanden sich die Männer in den Infantry Labour Companies zumeist in guter körperlicher Verfassung. Ihre befehlshabenden Offiziere hingegen waren zwar eindeutig britischer Herkunft, aber nicht so fit wie ihre Untergebenen. Major William Renwick beispielsweise, Kommandeur der 3rd Infantry Labour Company, litt unter einer schweren Kriegsneurose, hatte durch die Explosion einer Giftgasgranate im März 1916 das Gehör verloren und war als Invalide eingestuft worden. Eine ärztliche Kommission hatte ihn für dauerhaft behindert und untauglich für den Einsatz im Ausland erklärt,

doch das hatte ihn nicht daran gehindert, seinen Posten wieder anzutreten. Der Kommandeur der 2nd Infantry Labour Company, Captain David Burles, war Anfang 50. Im August 1916 empfahl die ärztliche Kommission, er solle entweder in der Heimat oder in einem Arbeitsbataillon im Ausland dienen. Und so widmete er sich in England der Ausbildung der Männer im 30th Middlesex Regiment, ehe er dann im März die Verlegung der 2nd Infantry Labour Company nach Frankreich befehligte.

Im März und April wurden sechs Kompanien nach Frankreich eingeschifft, die übrigen zwei folgten im Juli und Dezember. Die ersten Soldaten erlebten noch das Ende des harten Winters 1916/1917 und wurden

Major William Renwick (Mitte) von der 3rd Infantry Labour Company



bei ihrer Arbeit durch Schneestürme und Mangel an Transportmöglichkeiten enorm behindert. Die Transportfrage beschäftigte Captain Burles sehr – im Kriegstagebuch seiner Einheit erwähnt er wiederholt seine Forderung nach Fahrzeugen jeglicher Art. Seine Einheit unterstand dem Befehl des stellvertretenden Einsatzleiters vom VII. Armeecorps, der versprach, die Situation zu bereinigen, wozu es jedoch nie kam. Am 14. April, vier Tage nach Ankunft der Einheit in der Nähe der französischen Stadt Douliens, schrieb Burles: «Die Kompanie verfügt immer noch über keine Transportmöglichkeiten, sodass sich die Verpflegung äusserst schwierig gestaltet.» Zwei Tage später beklagte er sich erneut: «Das Versorgungslager ist 15 Kilometer entfernt. [Wir] sind von der Bereitschaft anderer Einheiten abhängig, uns Lastkraftwagen zu leihen. Heute haben wir uns einen gesichert und die Rationen für drei Tage geholt. Alles eiserne Rationen.» Es dauerte noch weitere zehn Tage, bis Burles sein Transportproblem lösen konnte.

War dies ein Beispiel für Vorurteile gegenüber Soldaten deutscher Herkunft im britischen Heer? Ihre Einheiten waren gerade zu dem Zeitpunkt in Frankreich eingetroffen, als die Briten bei Arras ihre Frühjahrs-offensive eröffneten, und natürlich saugte die Schlacht den überwiegenden Teil der Ressourcen auf. Das VII. Corps gehörte zur 3rd Army, die in der Eröffnungsschlacht in schwere Kämpfe verwickelt war, und da in dem strengen, kalten Winter Pferdegespanne und Kraftfahrzeuge gleichermassen in Schnee und Schlamm versanken, fehlte es an tauglichen Transportmitteln. Da konnte einem halben Dutzend Arbeitskompanien, die neu an der Front waren, einfach keine Priorität eingeräumt werden, unabhängig von ihrer Zusammensetzung und ihren Fähigkeiten. In den allerdings spärlichen Berichten über diese Infantry Labour Companies findet sich kein Hinweis, dass sie merklich besser oder schlechter behandelt wurden als andere Einheiten des britischen Heers.

Dennoch bleibt die Tatsache, dass man diesen Männern nicht recht traute. Sie sollten weder in der Nähe einer Marinebasis noch in einem 16 Kilometer breiten Streifen hinter den Gräben eingesetzt werden.

Sie blieben unbewaffnet, durften nicht mit Munition umgehen und wurden von dicht besiedelten Gebieten ferngehalten. Aus Sicherheitsgründen ordnete das Generalhauptquartier an, dass sie weder als Köche in der Offiziersmesse noch als Friseure, Kellner, Sekretäre oder Krankenpfleger arbeiten durften. Der Zugang zu Offiziersclubs oder Kinos war ihnen untersagt, eine Beschränkung, die allerdings im Lauf der Zeit gelockert wurde.

Es sind nur zwei Vorfälle bekannt, bei denen die Loyalität eines Soldaten angezweifelt wurde, und beide Male ging es um Männer mit britischen Namen. Ende April 1917 schickte man einen Offizier des Geheimdiensts zur 2nd Infantry Labour Company, um Ermittlungen wegen eines Briefs an Private Herman Cook aufzunehmen. Der Brief war unterwegs beschädigt worden und der Inhalt offenbar aus dem Umschlag gerutscht. Laut dem befehlshabenden Offizier enthielt das Schreiben «viele vulgäre Beschimpfungen und [war] offenbar prodeutsch». Der Brief war nach Reading geschickt und dann nach Frankreich weitergeleitet worden. Allerdings gab es keinerlei Hinweise, dass Cook den Inhalt des Schreibens billigte oder ihn irgendwo verbreitet hatte.

Der zweite Vorfall ereignete sich ein paar Monate später. Private Harold Guest von der 1st Infantry Labour Company wurde nach England zurückgeschickt, weil ihm sein Kommandeur «prodeutsche Agitation» vorwarf. Wie viele Angehörige dieser Kompanien Sympathien für die deutsche Seite hegten, lässt sich nicht sagen. General Edward Wace schätzte in einem Bericht über die Arbeitskompanien jedoch, dass es weniger als fünf Prozent waren und dass man die entsprechenden Männer kannte.

In der Regel wurden die Soldaten nicht als komplette Einheit eingesetzt, sondern in kleine Gruppen eingeteilt und dorthin geschickt, wo sie gerade gebraucht oder angefordert wurden. Man orientierte sich an dem sogenannten Arbeitssystem, nach dem die Männer jeweils ganz konkrete Aufgaben zu erfüllen hatten.

In den ersten sechs Wochen an der Westfront beteiligte sich die 3rd Infantry Labour Company an der Verlegung von über 80 Kilometern leich-

ter Schienen hinter den Grabenlinien und der Wartung bereits bestehender Strecken. Der Offizier, der die Aufsicht über das Schienensystem der Second Army führte, war offenbar hochzufrieden mit ihrer Arbeit, denn er sandte eine Botschaft, die allen Beteiligten vorgelesen werden sollte: «Hiermit möchte ich allen Offizieren und Soldaten meinen persönlichen Dank ausdrücken für die Arbeit, die sie geleistet haben und immer noch leisten (...), und das beim schlimmsten Granatenbeschuss. Alle sollten ihr Bestes geben, und ich bin der festen Überzeugung, dass Sie es tun werden.»

Die Einsätze der Arbeitskompanien waren meist eintönig und körperlich anstrengend – ob die Männer nun im Wald Bäume fällen oder in Gruben Sandsäcke füllen mussten. Manche Gruppen arbeiteten auf Bauernhöfen oder in Ziegelfabriken. Sie wurden zu den Lagerhallen des Pionierkorps Royal Engineers geschickt, um dort Waggons zu beladen, mussten beim Bau von Wellblechbaracken und sogar eines Kriegsgefangenenlagers für deutsche Soldaten helfen. Zumindest zeitweise hatte die 3rd Infantry Labour Company die wichtige Aufgabe, aufgegebene oder überrannte Schlachtfelder zu räumen. Sie mussten den Erdboden und nicht mehr genutzte Gräben nach Gegenständen absuchen, die noch verwendet oder eingeschmolzen werden konnten – wie etwa Rumflaschen, Keksdosen, Ölfässer, Benzinkanister, Gummi- und andere Helme –, und sie zum Schrottplatz der Kompanie bringen. Diese Arbeit war gefährlich. Private Albert Wenninger von der 3rd Infantry Labour Company, ein Metzger aus dem Londoner Stadtteil Shepherds Bush, kam durch eine 4,5-Zoll-Granate ums Leben. Sie detonierte, als er Munitionsreste in Kratern verscharfte. Es kam zu einer Kettenreaktion, und Dutzende von Granaten verwundeten weitere 18 Soldaten.

Im Mai 1917 starb der achtundzwanzigjährige Private Woolf Adler im 10. Feldlazarett an Splitterwunden im Rücken und in der linken Hüfte, nachdem die Kompanieunterkünfte ins Geschützfeuer geraten waren. Mit ihm wurde ein weiterer Soldat verwundet. Woolf Adler, der Sohn deutscher Eltern und ehemals Börsenmakler aus West Hampstead, hatte sich im Dezember 1915 freiwillig gemeldet und in einer Munitionsfabrik ge-

arbeitet, bis er im Februar 1917 in das 31st Middlesex Regiment eingegliedert wurde. Er war nur zehn Wochen in Frankreich und einer von vier Soldaten der 3rd Infantry Labour Company, die auf dem Kontinent starben. Seine verwitwete Mutter Regine erhielt die Mitteilung, dass ihr Sohn für sein Land gefallen sei.

Woolf Adler wurde auf dem knapp zwölf Kilometer von Ypern entfernten Soldatenfriedhof Lijssenthoek beigesetzt und gehört zu den 9'901 britischen und Commonwealth-Soldaten, die – fast ausnahmslos im Feldlazarett – ihren Verletzungen erlagen. Daher haben 99 Prozent von ihnen namentlich gekennzeichnete Gräber. Dieser Friedhof erweckt den Eindruck, dass nur eine geringe Zahl von Männern nach ihrem Tod nicht mehr aufgefunden werden konnte. Dabei hat insgesamt etwa die Hälfte der im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten keine eigene Grabstätte.

Die Nachricht, dass ein geliebter Mensch vermisst wurde, stürzte Familien oft in einen Abgrund von Angst und Verzweiflung, konnten sie doch nichts anderes tun als warten. Denn die Heeresleitung würde sie schon benachrichtigen, wenn es neue Erkenntnisse gab.

Man bewahrte sich trotz allem einen Funken Hoffnung, denn noch bestand die reelle Chance, dass der geliebte Mensch in Gefangenschaft geraten war. Doch je mehr Zeit verstrich, desto schwerer lastete das Schweigen auf allen Seiten. Wenn das Rote Kreuz nicht innerhalb eines Monats von deutscher Seite über die Gefangennahme eines Mannes informiert worden war, lag der Vermisste höchstwahrscheinlich auf irgendeinem Schlachtfeld. Und angesichts der Geschütze, die den umkämpften Boden aufwühlten, blieb ein Leichnam nicht lange in einem identifizierbaren Zustand. Manchmal erhielt eine Familie von einem Kameraden Nachrichten über den Vermissten, aber allzu oft wurden damit nur ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Allerdings tat man niemandem einen Gefallen, wenn man ihm seine letzte Hoffnung liess.

Bei den «Vermissten» spielte der Unterschied zwischen Arm und

Reich keine Rolle mehr. Wer es sich leisten konnte, privat nach einem Angehörigen suchen zu lassen, erhielt am Ende meist doch nur die Bestätigung, dass sich alle Spuren des Mannes verloren hatten. Manchmal wurden Kontakte aus der Vorkriegszeit wieder aufgenommen. Deutsche Lehrerinnen, die bei Kriegsausbruch in ihre Heimat zurückgekehrt waren, wurden über Dritte gebeten, Suchanzeigen aufzugeben und die Namen vermisster Offiziere in Umlauf zu bringen. Aber wozu? Vielleicht war es für den einen oder anderen eine Erleichterung, andererseits konnte die anhaltende Suche auch zu einer sinnlosen emotionalen Fixierung auf den Vermissten führen.

Sicherlich war es schwer, stoisch auf eine Nachricht zu warten, aber womöglich auch das Beste, was die Familien tun konnten. Hin und wieder bekamen sie ihre Antwort auch von Soldaten des Feindes.

Am 25. Juli befanden sich die 1/6th Sherwood Foresters nahe dem sogenannten «Sanctuary Wood»* bei Ypern in den Schützengräben. Die ansonsten spärlichen Aufzeichnungen im Kriegstagebuch des Bataillons enthalten eine interessante Information: Ein deutsches Flugzeug war abgeschossen worden, und der Beobachter war «hinter unseren Gräben» heruntergestürzt. Viele der Soldaten am Boden wurden Zeugen des Vorfalls. Das Flugzeug, das durch Maschinengewehrbeschuss vom Himmel geholt worden war, ging in Flammen auf. Manche berichteten, der Beobachter sei herabgefallen, als sich die Maschine auf den Rücken drehte, andere meinten, er sei gesprungen. Jedenfalls sahen alle, dass der Mann vor dem Flugzeug auf dem Boden landete. Im Kriegstagebuch der 1/5th Sherwood Foresters, einem Nachbarbataillon, das an diesem Tag ebenfalls an vorderster Front kämpfte, heisst es dazu: «Für alle, die es sahen, war es ein faszinierender Anblick – der erste Rauch, der Beobachter, der sich hinauswarf und über eine grosse Strecke wie ein halb gefüllter Ballon (sein Trenchcoat blähte sich auf) dahinschwebte, das dumpfe Geräusch, als er auf dem Boden aufschlug.»

* Die Bezeichnung entstand im Krieg, weil der Wald einen Rückzugsort darstellte (Anm. d. Übers.).

Wie man feststellte, handelte es bei dem «Beobachter» um den neununddreissigjährigen Hauptmann Hans Roser. Als man ihm seine diversen Orden abnahm, darunter auch ein Fliegerabzeichen, meinte der Kommandeur der 1/6th Sherwood Foresters, Lieutenant Colonel Godfrey Goodman, dass sie wohl von einem gewissen emotionalen Wert für die Hinterbliebenen seien. Nach einiger Verzögerung wurden sie im November zu Rösers Familie nach Danzig geschickt, woraufhin Frau Roser Colonel Goodman für seine Güte dankte.

Doch damit war die Geschichte noch nicht zu Ende. Als Hauptmann Rösers Neffe, ein Artillerieoffizier namens Reinhardt, von Goodmans freundlichem Akt erfuhr, fühlte er sich verpflichtet, sich zu revanchieren. Im Mai 1916 schrieb er folgenden bemerkenswerten Brief «aus dem Feld»:

Meine Familie hat über Vermittlung der amerikanischen Botschaft in Berlin die Korrespondenz zwischen Lieutenant Colonel G.D. Goodman und dem deutschen Aussenministerium erhalten. Laut Aussage des Offiziers, der die 6th Sherwood Foresters befehligt, wurde Hauptmann Roser, der jüngere Bruder meiner Mutter, am 25. Juli 1915 in seinem Flugzeug hinter den britischen Linien östlich von Ypern abgeschossen und auf Anordnung von Colonel Goodman, der den Absturz der Maschine sah, mit vollen militärischen Ehren bestattet. Ebenso wurden uns die an seinem Leichnam gefundenen Auszeichnungen über denselben Weg zugesandt, dazu genaue Angaben über die Lage des Grabs. Durch die Bemühungen Colonel Goodmans erhielt meine Familie zum ersten Mal Gewissheit über den Tod meines Verwandten, der zuvor als vermisst galt.

Da ich auf diesem Wege von der Möglichkeit erfahren habe, über die diplomatische Vertretung Amerikas mit Verwandten feindlicher Offiziere Kontakt aufzunehmen, ist es mir ein Anliegen, in derselben Weise die Nachricht von einem gefallenem englischen Kampfgenossen an seine Witwe zu übermitteln, die wahrscheinlich seit 1914 in Unkenntnis seines Schicksals lebt.

Der fragliche Offizier ist Captain [Henry Telford] Maffett von der B Company, 2nd Leinster Regiment, der zusammen mit der Mehrzahl der Männer seines Bataillons (er befand sich in der Mitte der Kompanie, scheint aber das Bataillon angeführt zu haben) am 23. Oktober 1914 unter deutschem Artillerie- und Maschinengewehrfeuer auf dem Feld der Ehre fiel. Sein Tod wurde durch einen Granatsplitter verursacht, und er starb offenbar schnell und schmerzlos, da er noch einen Stift und eine halbfertige Meldung in der Hand hielt. Sein Grab, das von meinen Leuten ausgehoben wurde, liegt 600 Schritte nordwestlich 42. Länge, westlich von Lille, auf der Böschung einer kleinen Befestigungsanlage, unmittelbar an der Biegung eines von Weiden gesäumten Baches. Das Grab wurde damals mit einem Kreuz, seiner Mütze und seinen Rangabzeichen versehen. Einige seiner Soldaten und ein oder zwei Offiziere wurden an seiner Seite oder in den nahegelegenen britischen Gräben beigesetzt.

Ich habe den Armkompass des Offiziers und zwei Meldungen an mich genommen, eine offensichtlich an sein Regiment, die andere an den untergebenen Kommandeur einer Kompanie. In der ersteren beschreibt er seine Position und bittet um Artillerieunterstützung; in der zweiten erteilt er kurze Kampfbefehle. Ich befand mich auch im Besitz eines leeren Umschlags, der an seine Frau, Mrs. Maffett, adressiert war, aber leider habe ich ihn verloren. (...) Ich werde diese Dinge an Mrs. Maffett weiterleiten, sobald ich sicher weiss, dass dieser Versuch, mit ihr in Kontakt zu treten, erfolgreich ist.

Ich würde mich glücklich schätzen, wenn man Captain Maffetts Witwe auf diplomatischem Wege eine Übersetzung dieses Briefinhalts zukommen lassen könnte, um mich für den ritterlichen Dienst, den Colonel Goodman meiner Familie erwiesen hat, zu revanchieren.

Reinhardt, Leutnant, Batteriekommandeur

Man sandte Reinhardts Brief an Captain Maffetts Schwester Emilie Harmsworth, die Schwägerin von Viscount Northcliffe und Viscount Rothermere, den Eigentümern der *Daily Mail*. Sie bat, Leutnant Reinhardt eine Dankesbotschaft zukommen zu lassen.

Viscount Grey bittet um den Gefallen, den US-Botschafter in Berlin zu informieren, dass es der Schwester des verstorbenen Offiziers ein Anliegen ist, gegenüber Lieutenant Reinhardt ihre aufrichtige Dankbarkeit auszudrücken, weil er der Familie auf so freundliche Weise die näheren Umstände mitgeteilt hat. Desgleichen für die Schilderung von Captain Maffetts Bestattung und für die Sorgfalt im Zusammenhang mit dem Erhalt von dessen Habe.

Durch die Rückerstattung des persönlichen Besitzes von Roser und Maffett erfuhren beide Familien, unter welchen Umständen ihre Lieben zu Tode gekommen waren. Und sie erfuhren mit einiger Verzögerung, wo sie begraben waren. Hauptmann Roser ist als einziger deutscher Gefallener auf dem britischen Soldatenfriedhof der Commonwealth War Graves Commission mit Namen «Sanctuary Wood» bestattet, während Captain Henry Maffett in einem erweiterten Teil des Friedhofs der Gemeinde Houplines liegt.

Wie die Familien von Roser und Maffett blieben auch die Angehörigen von Private Charles Mole lange Zeit im Ungewissen. Ihr Sohn war bei Cambrai vermisst, und sie erfuhren nichts Neues, bis ein Brief von dem deutschen Missionar Immanuel Genahr und seiner englischen Frau Constance eintraf. Immanuel Genahr hatte von dem deutschen Soldaten Weingartner, einem Glaubensbruder, die Nachricht erhalten, dass er Charles Mole an Beinen und Händen verwundet in einem Granattrichter gefunden habe. Weingartner hatte den Briten verbunden und ihm eine Tasse Tee gebracht. Anschliessend hatte man Mole zur Hauptstrasse getragen, von wo er zu einem Krankenhaus gefahren wurde. Weingartners Schreiben war sehr ausführlich.

Er [Mole] hatte zwei Briefe bei sich, die er mir überreichte. Ich schicke Sie Ihnen mit dieser Post. Ob sie Sie jemals erreichen werden, weiss ich nicht. Mr. Genahr wird wissen, wie mit diesen Briefen zu verfahren ist, die vermutlich an Ihren Sohn gerichtet waren. (...) Wir konnten uns nicht verständigen, da er nur Englisch und wir nur Deutsch sprachen. Er versuchte auch, Französisch zu sprechen, und ich entnahm seinen Worten, dass er bereits seit zwei Tagen dort lag. Da der Platz ein Stück von der Hauptstrasse entfernt war, hatte ihn niemand bemerkt. Deshalb suchte ich meinen armen Freund am späten Abend noch einmal auf, und er lag immer noch dort. (...) Ich schätzte mich glücklich, ihn lebend vorzufinden. Ich hatte Tee und Wasser bei mir und liess ihn wählen, was er bevorzugte. Dann deckte ich ihn so gut und so warm zu, wie es mir möglich war. Bevor ich mich von ihm verabschiedete, kniete ich mich neben ihn und betete mit ihm. Auch wenn er mich vielleicht nicht verstanden hat, wusste er genau, dass ich mit ihm und für ihn betete. Es rührte mich zu Tränen zu sehen, wie dankbar Ihr Sohn für meinen geringen Dienst war.

Am nächsten Morgen kehrte Weingartner noch einmal an die Stelle zurück, aber Private Mole lag bereits in einem Feldlazarett. «Es ist mein aufrichtiger und glühender Wunsch, dass dieser Brief Sie unbeschadet erreicht, besonders wenn Ihr Sohn seinen Wunden erlegen ist und Sie sonst keine Nachricht von ihm haben.» Der neunzehnjährige Charles Mole starb einen Tag nach seiner Einlieferung ins Lazarett und einen Tag, bevor Weingartner seinen Brief schrieb. Mole wurde auf dem Soldatenfriedhof «Route des Solesmes» oder, in Englisch, dem East Military Cemetery in Cambrai beigesetzt, den die Deutschen für Gefallene aller Nationalitäten angelegt hatten. Er war mit grosser Sorgfalt und Aufmerksamkeit gestaltet und enthielt Denkmäler für deutsche, französische, britische und Commonwealth-Soldaten. In der Mitte befindet sich ein Gedenkstein, in den die Worte eingraviert sind: «The Sword divides, but the cross unites» [Das Schwert trennt, aber das Kreuz vereint]. Im September

1918 wurde Cambrai von den Alliierten eingenommen, und damit ging auch der Friedhof in ihre Hände über.

Charles und Emily Mole erhielten Weingartners Brief vermutlich, noch ehe sie offiziell vom Tod ihres Sohnes informiert worden waren. Vielleicht weckte der Brief in ihnen die Hoffnung, dass er überlebt hatte, doch sie mögen in den kommenden schwierigen Jahren grossen Trost darin gefunden haben, dass sich jemand um ihn gekümmert und ihm Mitgefühl gezeigt hatte. Ausserdem fand ihr Sohn durch Weingartners Handeln eine Ruhestätte, die man aufsuchen konnte, und musste nicht als vermisst eingestuft werden.

Auch die Eltern von Lieutenant James «Jack» Brewster waren in entsetzlicher Sorge um ihren Sohn, der bei den 3rd Royal Fusiliers diente. Nach einem Angriff im Ypembogen galt er als vermisst. Kurz darauf erhielten sie einen Brief von Captain James Laird, einem Offizier seines Bataillons, der sich entschuldigte, nicht schon früher geschrieben zu haben. Er habe «zweifelsfrei herausfinden wollen», was mit ihrem Sohn geschehen sei, aber «nichts Neues über ihn» in Erfahrung bringen können.

Lieutenant Brewster hatte den Befehl, einen laufenden Angriff zu unterstützen. Das Regiment zu seiner Rechten war zurückgeschlagen worden, und einer der Männer, der erkannte, wie verzweifelt seine Lage war, brüllte: «Füsiliere, Attacke!» Der arme Jack, der jeden Augenblick den Befehl zum Angriff erwartet hatte, hielt nicht inne, um sich zu fragen, von wem der Befehl kam; er sprang auf und stürmte mit seinen Männern los, noch bevor die Füsiliere einsatzbereit waren. Daher erhielt er keine Deckung, und das Letzte, was man von ihm sah, war, dass er auf die deutschen Gräben zulief.

Captain Laird erkundigte sich bei Lieutenant Brewsters Eltern, ob sie denn etwas von ihrem Sohn gehört hätten. Er sei sein «besten Freund» und müsse «unbedingt Genaueres über ihn wissen».

Die Aussichten dafür standen schlecht, und es sah ganz so aus, als

würde es keine weiteren Informationen über Lieutenant Brewster geben. Doch dann traf unversehens ein Brief aus Dänemark ein. Jack Brewster war gefunden worden, nicht von seinen eigenen Leuten, sondern von dem deutschen Sergeanten Egbert Wagner.

Brewster hatte enormes Glück gehabt. Er hatte sich bis auf 15 Meter dem feindlichen Graben genähert, als eine Kugel seinen Oberschenkel durchschlug und den Knochen zersplitterte. Er schleppte sich in eine kleine Mulde, um sich vor dem feindlichen Feuer zu schützen, und band das gebrochene Bein an das unverletzte, wobei er Bajonette der Gefallenen als Schienen nutzte. Dann kroch er über die Granattrichter an Verwundeten und Toten vorbei zurück. Bis zum folgenden Morgen legte er eine Strecke von etwa 200 Meter zurück, dann fiel er in einen schmalen Graben. Erschöpft sank er unter dem Feuer von beiden Seiten in tiefen Schlaf. Er schlief so fest, dass er nicht mitbekam, wie die Deutschen angriffen und die britischen Gräben einnahmen. Als er aufwachte, merkte er, dass er sich hinter den feindlichen Linien befand. Am nächsten Tag entdeckte ihn Sergeant Wagner vom 25. Jägerregiment.

Sergeant Wagner schrieb neun Tage nach der verhängnisvollen Schlacht an Brewsters Eltern:

Sehr geehrter Herr,

Am 11. dieses Monats hat mich Gottes gnädige, führende Hand Ihren Sohn, Lieutenant JA Brender [sic], 3rd Royal Fusiliers, in einem Granattrichter finden lassen, in dem er bereits zwei [drei] Tage mit einer Schusswunde im Oberschenkel lag. Nach dem Gebot unseres Herrn Jesus «Liebet eure Feinde» und mit der Erlaubnis unseres Offiziers verband ich ihn und gab ihm Brot und Wein. Ich habe mich viel mit Ihrem lieben Sohn unterhalten, dessen Zustand sich bis zum Abend sichtlich gebessert hatte. Ich veranlasste, dass ihn acht unserer tapferen Schützen mit der Hilfe von Sanitätern von unserer Frontlinie zu unserem Verbandsplatz transportierten. Dort übergab ich Ihren lieben Sohn der Fürsorge unserer fachkundigsten Kräfte. Jetzt möchte ich mein

Versprechen einlösen, das ich Ihrem Sohn gegeben habe, als wir trotz des Kugelhagels glücklich nebeneinander im Granattrichter lagen, das Versprechen, seinen lieben Vater von seiner Übergabe zu unterrichten. Ich sende Ihnen meine besten Friedenswünsche und erwarte Ihre Antwort via Dänemark.

Sergeant Egbert Wagner

Wagner schickte den Brief an seinen in Dänemark lebenden Freund Axel Backhausen zur Weiterleitung nach England und bat darum, ihm eine eventuelle Antwort an die Front zu senden. Drei Wochen später traf in Dänemark ein Brief ein. Lieutenant Brewsters Familie versicherte Backhausen, wie gross ihre Erleichterung war. Sergeant Wagner müsse «ein sehr guter Mensch» sein, schrieb der Vater und bat Backhausen, seine Antwort an Wagner zu senden oder ihren Inhalt zu übermitteln. «Wir hoffen, dass er am Leben bleibt, um noch andere gute Werke in der Welt zu tun, denn solche Menschen werden in diesen schrecklichen Zeiten dringend gebraucht.» Das Ehepaar Brewster sprach Sergeant Wagner seinen tiefen Dank aus und teilte ihm mit, ihre Freunde hätten sich nach dem Inhalt seines Schreibens erkundigt. «Ich hoffe, Sie vergeben mir, dass ich ihrer Bitte entsprochen habe. Ich glaube, Ihre Worte werden nächsten Sonntag mancherorts in die Predigt aufgenommen», schrieb Mr. Brewster am Schluss.

Lieutenant Brewster wurde in ein Lazarett gebracht und kam in Gefangenschaft. Da er wegen der Schwere seiner Verwundungen nicht mehr verwendbar war, erklärten sich die Deutschen bereit, ihn zur Internierung in die Schweiz zu schicken. Im September 1917 kehrte er nach England zurück und berichtete den Militärbehörden von den Umständen seiner Gefangennahme. In seiner Erklärung erwähnte er auch Sergeant Wagner und die Tatsache, dass er ihm Brot und Wein in den Granattrichter gebracht und ihn gerettet habe.

So entstand eine feste Freundschaft. Und 1918 trat dann der umgekehrte Fall ein, als Sergeant Wagners Bruder schwer verwundet in britische Gefangenschaft geriet.

Die Zukunft für Piloten wie Captain Rushworth und Captain Don, Lieutenant O'Brien und Lieutenant Grinnell-Milne war einerseits klar vorgezeichnet und andererseits ungewiss. Fest stand, dass man sie in ein Kriegsgefangenenlager bringen würde, doch wie lange sie dort bleiben mussten, konnte niemand sagen. Einige Offiziere waren froh über das absehbare Kriegsende, andere nicht. Viele Piloten des Royal Flying Corps, fasziniert vom Abenteuer des Fliegens, mochten nicht warten, sondern suchten sich eine neue spannende Herausforderung – die Flucht. Um dies zu bewerkstelligen, mussten sie improvisieren. Sie sammelten alle möglichen Gegenstände, derer sie habhaft werden konnten, und gestalteten sie für ihre Zwecke um.

Im Lager Weilburg, etwa 65 Kilometer östlich des Rheins, waren vorwiegend russische und französische Kriegsgefangene und ausserdem einige wenige britische Offiziere wie Lieutenant Grinnell-Milne untergebracht. Die Briten hatten gleich zu Beginn ihrer Inhaftierung einen Fluchtplan geschmiedet und einen knapp 14 Meter langen Tunnel gegraben. Er wurde jedoch entdeckt, als ein deutscher Wachsoldat stolperte und dabei so fest auftrat, dass der Tunnel einbrach. Man führte die britischen Offiziere dem Lagerkommandanten vor, der sie warnte, bei einem erneuten Fluchtversuch würden sie erschossen. Für die Gefangenen hiess das, wieder von vorn anzufangen.

In seinen Erinnerungen hielt Grinnell-Milne fest, dass es aufgrund der chronischen Lebensmittelknappheit in Deutschland «praktisch in jedem Lager mindestens einen Deutschen [gab], den man mit Luxusgütern wie Schokolade oder Weissbrot bestechen konnte». Er räumte ein, dass «das mit einem hohen Risiko verbunden» war, doch auf diesem Weg hätten sie von den Wachen Zivilkleidung, Karten und sogar einen Kompass bekommen, wenn auch zu exorbitanten Preisen.

Den Offizieren wurde regelmässig gestattet, für ein oder zwei Stunden zur körperlichen Ertüchtigung das Lager zu verlassen. Dieses mit Vermittlung neutraler Länder ausgehandelte Privileg genossen alle, die versprachen, dabei keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Obwohl von Wächtern begleitet, konnten die Offiziere Dinge aufsammeln, die bei ei-

ner späteren Flucht von Nutzen sein konnten. Ausserdem hielten Spaziergänge die Männer körperlich fit.

Niemand anderes als Reverend Henry Williams trug unwillentlich dazu bei, dass die Offiziere flüchten konnten. Um die Kriegsgefangenen zu betreuen, reiste er kreuz und quer durch das Land und besuchte alle Lager, zu denen er Zutritt erhielt, unter anderem auch Weilburg. Der Erfolg eines Ausbruchs hing davon ab, ob es gelang, Pässe und Reisegeheimnisse zu fälschen. Leider hatte aber keiner der Männer solche Dokumente zu Gesicht bekommen, bis zu Grinnel-Milnes Freude Reverend Williams bei ihnen erschien.

Ich muss leider zugeben, dass einigen von uns die persönliche Freiheit wichtiger war als die Segnungen der Kirche, und als der Pfarrer nach Weilburg kam, nutzten wir seinen Besuch zu einem eher praktischen Zweck. Während er einen kurzen Gottesdienst abhielt, untersuchten wir einen kleinen schwarzen Beutel, den er unvorsichtigerweise in unserem Raum hatte liegen lassen. Das Erste, was wir dabei entdeckten, war ein aktueller Zugfahrplan mit einer kleinen Deutschlandkarte, auf der auch die einzelnen Grenzen eingezeichnet waren. Darüber hinaus fanden wir bei der Durchsicht eines Bündels von Papieren eine grosse Zahl von Passierscheinen mit der Unterschrift verschiedener hoher deutscher Offiziere. Diese Papiere, die den Besitzer berechtigten, von einem Ende Deutschlands zum anderen zu reisen, waren genau das, was wir brauchten. Natürlich hatten wir nicht das Recht, das Eigentum des Pfarrers anzutasten, doch nachdem wir eine Weile darüber diskutiert hatten, gelangten wir zu dem Schluss, dass in diesem besonderen Fall der Zweck die Mittel heiligt. Wir legten die meisten Papiere zurück und behielten nur drei oder vier sowie den Fahrplan. Der Pfarrer reiste kurz darauf wieder ab, offenbar ohne etwas zu merken.

Ich habe immer noch das Gefühl, mich bei ihm entschuldigen zu müssen, aber Tatsache ist, dass seine Papiere von unermesslichem Wert für uns waren und die Grundlage für eine Vielzahl gefälschter

Reisegenehmigungen bildeten, darunter etliche, die von geflüchteten Gefangenen mit Erfolg verwendet wurden.

Reverend Henry Williams war allerdings nicht so unschuldig, wie er sich gab. Um bei höchster Stelle die Genehmigung für den freien Zugang zu den Kriegsgefangenenlagern zu erwirken, nutzte er die Dienste der amerikanischen Botschaft. Als Vermittler zwischen ihm und dem deutschen Kriegsministerium fungierte John Jackson. Im Gegenzug versprach ihm Williams, keine Fluchtversuche zu unterstützen.

Seien Sie sich gewiss, Herr Kaplan, ich vertraue darauf, dass Sie dieses Privileg in keiner Weise missbrauchen. Sollten Sie etwa auch nur einen Brief oder ein Dokument hinein- oder herausschmuggeln, werde ich, wenn es mir zu Ohren kommt, keine Ausreden akzeptieren, sondern umgehend die deutschen Behörden informieren, und dann müssen Sie die Konsequenzen tragen.

Williams verstand die Warnung so, dass sich dies auf eine aktive, nicht jedoch passive Rolle bei einem Fluchtversuch bezog. Nach dem Krieg schrieb er darüber:

Für manche, die einen solchen [Flucht-]Versuch ins Auge gefasst hatten, waren meine Besuche vielleicht von einigem Nutzen. Am unverzichtbarsten auf meinen Reisen war das Reichskursbuch, das ich stets bei mir trug. Ich liess es natürlich in meinem Beutel, wenn ich einen Gottesdienst hielt, und gelegentlich kam es vor, dass ich danach ohne ein Wort darüber zu verlieren das Fehlen des Fahrplans registrierte. Gewöhnlich dachte ich dann: «Schon wieder weg? Nun, viel Glück!»

Vor vielen Jahren hörte ich im Radio, wie ein ehemaliger Kriegsgefangener in Deutschland seine Erlebnisse dort schilderte. Er sagte: «Der englische Pfarrer, der uns besuchte, wusste wohl kaum, wie nütz-

lich manche seiner Dinge waren ...». Nun, ich «wusste es wohl kaum», aber ich ahnte es oft.

Nur ein einziges Mal brach Williams sein Versprechen gegenüber Jackson. Als er Anfang 1917 ein Lager besuchte, bekam er einen von der russischen Front hinausgeschmuggelten Brief mit Namen, Adressen und andere Einzelheiten von 35 Soldaten, die nach Libau-Mitau geschickt worden waren. Die Lage dieser Männer war «so verzweifelt, dass ihr Leben in Gefahr war, [und] in diesem Fall fühlte ich mich berechtigt, den Brief einzustecken».

In Weilburg sahen sich die Gefangenen in ihren Fluchtplänen bestärkt, weil die Sicherheitsmassnahmen in vielerlei Hinsicht lächerlich waren. Ein Vorschlag hatte gelaftet, sich in Wäschekörben hinaustragen zu lassen. Doch leider waren die Körbe zu klein, wie einer der britischen Offiziere herausfand, als er eines Schlüssels habhaft wurde und mitten in der Nacht die Räumlichkeiten inspizieren konnte. Bei einem anderen Ausbruchsplan war es notwendig, sich zu verkleiden, und so stahl einer der Fluchtwilligen einfach eine Flasche Haarfärbemittel aus der Messe.

Nicht nur in Weilburg liessen die Sicherheitsmassnahmen zu wünschen übrig. Im Lager Fort IX bei Ingolstadt gab es eine Kiste mit nützlichen Gegenständen wie Kameras, Kompassen und Karten, die man Gefangenen bei früheren gescheiterten Fluchtversuchen abgenommen hatte. Die Deutschen waren so penibel, dass jeder Gefangene eine Bescheinigung über den konfiszierten Gegenstand erhielt und dieser mit dem Namen des Besitzers versehen wurde. Die Kiste wurde in einem Raum ausserhalb des Lagers aufbewahrt, doch wenn ein Gefangener in ein anderes Lager überstellt werden sollte, brachte man sie ins Büro des Kommandanten, holte die Gegenstände des Gefangenen heraus und übergab sie dem Befehlshaber der Begleitmannschaft des Transports. Dieser lieferte die konfiszierten Gegenstände im nächsten Lager ab. Als sich herumgesprochen hatte, dass zwei russische Gefangene verlegt werden sollten und die Kiste wieder auftauchen würde, erklärten sich einige französische Gefangene bereit, in das Büro zu stolzieren und dort zur

Ablenkung des Kommandanten einen Streit vom Zaun zu brechen. Captain Alfred Evans schilderte, wie es weiterging:

Als der Streit immer hitziger wurde, drängten sich weitere Franzosen und Russen in das Büro. Es kam zu einem furchtbaren Handgemenge und lautem Geschrei, und mittendrin trugen ein paar Gefangene die Kiste unbeobachtet aus dem Büro in unseren «Leseraum» nur ein paar Türen weiter. Dort warteten Männer mit Hämmern und anderem Werkzeug. Der Deckel wurde aufgerissen und der Inhalt auf den Boden gekippt.

Sobald die Dinge an den dafür vorgesehenen Orten verstaut waren, wurde die Kiste zertrümmert. «Als die Deutschen den Verlust bemerkten, schrillte der Alarm, und wir mussten alle auf unsere Schlafsäle gehen. Unter schallendem Gelächter aus sämtlichen Räumen suchten zwei ziemlich übel gelaunte und betreten dreinschauende Deutsche dann vergeblich nach einer riesigen Kiste, die erst fünf Minuten zuvor gestohlen worden war. Und dies obwohl es in keinem der Säle einen Ort gab, wo man sie hätte verstecken können.»

Solche spektakulären Aktionen verschafften den Fluchtwilligen zwar nicht die Mittel, dem Lager zu entkommen, wohl aber Gegenstände, die für die anschließende Reise nützlich waren. Um sich die Zeit zu vertreiben, ersannen die Gefangenen oft unrealistische Pläne, doch zumeist bot ein Tunnel die beste Möglichkeit zu entkommen.

Das Lager Fort Zomdorf auf der Festung Küstrin war eine hässliche Anlage und stärker gesichert als alle anderen. Hierher verlegte man Offiziere, die bei Fluchtversuchen ertappt worden waren. Lieutenant Grinnell-Milne kam Ende 1916 nach Zorndorf, wo er britische Kameraden antraf, die bereits mehrere Ausbruchsversuche hinter sich hatten. Die Deutschen erklärten Grinnell-Milne, dass ein Entkommen unmöglich sei. Dies stimmte jedoch nicht ganz, denn zwei russische Offiziere waren nach einer gelungenen Flucht in (offensichtlich grösseren) Wäschekörben immer noch in Freiheit. Ein weiterer gewagter Fluchtplan war gerade

eben vereitelt worden. Gefangene hatten einen Tunnel gegraben, eine Meisterleistung der Ingenieurskunst, denn er war auf eine Länge von 150 Metern angelegt und zu über zwei Dritteln fertig, als er entdeckt wurde.

Der Lagerkommandant von Zomdorf, der Beschreibung nach ein korrupter, gutmütig wirkender Preusse, wohnte ausserhalb des Lagers in einem Häuschen am Waldrand. Laut Grinnell-Milne war der Mann äusserst bequem, und wenn er Gefangene sehen wollte, machte er sich nicht die Mühe, ins Lager zu gehen, sondern liess sie in sein Häuschen bringen. Sie wurden nur von zwei Wächtern begleitet, und Anfang 1917 war es lediglich einer, der allerdings ein Bajonett bei sich trug. Sobald er und der Gefangene das Haus erreichten, klopfte er, trat ein und liess seinen Schützling draussen. Der Wald war keine 15 Meter entfernt, und man brauchte nur fünf Sekunden, um loszurennen, über einen Zaun zu springen und sich ins Unterholz zu schlagen. Nach einem Spurt und einem Dauerlauf von ein paar Kilometern, so schätzte Grinnell-Milne, «war man jeden unmittelbaren Verfolger los».

Wozu einen raffinierten Tunnel graben, wenn man mit einem Sprint in die Freiheit gelangen konnte? Grinnell-Milne, Lieutenant Jocelyn Hardy und Lieutenant John Breen, gleichfalls Pilot des Royal Flying Corps, kamen zu dem Ergebnis, dass man sich eine solche Gelegenheit nicht entgehen lassen dürfe. Hardy hatte bereits mehrere Fluchtversuche hinter sich. Nach seiner Gefangennahme war er im August 1914 zusammen mit Major Charles Yate und einem anderen Kameraden, Captain Walter Roche, ins Lager Torgau gebracht worden. Kurz darauf hatte Yate seinen gescheiterten Fluchtversuch unternommen und anschliessend Selbstmord begangen.

Hardy und Grinnell-Milne sprachen hervorragend deutsch. Wie andere britische Offiziere hatte auch Grinnell-Milne in Deutschland studiert, und zwar 13 Monate an einer Freiburger Sprachenschule bei Professor Bauer. Er hatte für das Aussenministerium in den diplomatischen Dienst eintreten wollen und war laut seinem Lehrer ein herausragender Schüler. Daher konnte er ohne Weiteres als Deutscher durchgehen.

Unter dem Vorwand, sich um die Genehmigung für ein Lagerkino zu bemühen, baten Grinnell-Milne, Breen und Hardy um ein Gespräch beim Lagerkommandanten, das ihnen auch gewährt wurde. Mit Zivilkleidung unter ihrer Gefangenenuniform, die Taschen vollgestopft mit Gebäck und Schokolade, Karten und Kompassen, wurden die drei zum Haus eskortiert. Niemandem fiel auf, dass die Gefangenen ausgesprochen rundlich wirkten.

«Unsere Begleitperson trat entsprechend unserem Plan in das Haus», erinnerte sich Grinnell-Milne. «Wir durften keine Sekunde verlieren, da er [der Wächter] gleich wieder herauskommen würde. Auf Zehenspitzen traten wir von der Eingangstür zurück, gingen um die Hausecke und rannten los.»

Alle drei schafften es in den Wald, trennten sich dort aber gleich. Jeder verfügte über eine Karte, einen Passierschein und einen Ausweis sowie einen Kompass. Schon kurz darauf blieb Grinnell-Milne stehen, um zu verschnauften und sich seiner Gefangenenuniform zu entledigen, bevor er weiterlief. Irgendwann stiess er zufällig wieder auf Hardy, und von da an setzten die beiden ihren Weg gemeinsam fort. Am folgenden Morgen froren sie schrecklich, und da sie bereits eine beträchtliche Strecke zurückgelegt hatten, wollten sie sich in einem Laden Kaffee und Gebäck gönnen.

Als Grinnell-Milne einen unfreundlich wirkenden Mann mit fahlem Gesicht und Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart aus einem Hinterraum kommen sah, erwies sich seine Sprachbegabung als höchst nützlich.

«Sind Sie schon lange unterwegs?», fragte er uns, während er unsere Kleidung musterte.

«Ja, ziemlich lange.»

«Sie scheinen die Nacht draussen verbracht zu haben. Ihre Kleidung ist ganz feucht.»

«Ja, wir mussten gestern Abend spät aufbrechen, um hier heute Morgen den Zug zu erreichen.»

«Fahren Sie weit?»

«Nach Berlin. Das hier ist mein Cousin», sagte ich und zeigte auf Hardy. «Er begleitet mich. Meine Mutter ist nämlich gerade gestorben, und wir fahren zu ihrer Beerdigung.»

Das liess ihn eine Weile verstummen. Die Sache mit der «toten Mutter» ist immer nützlich und, mit dem richtigen Pathos vorgetragen, im Allgemeinen höchst wirksam.

Doch bald gewann bei unserem Freund die Skepsis wieder die Oberhand, und er fragte uns, woher wir kämen. Rasch rief ich mir die Namen einiger Dörfer in Erinnerung, an denen wir in der Nacht vorbeigekommen waren.

«Güstebiese.»

«Wo arbeiten Sie dort?»

«Bei Herrn Ebenstein», antwortete ich.

Dazu konnte er nicht viel sagen, denn offensichtlich kannte er das Dorf nicht und auch nicht Herrn Ebenstein, weil der gar nicht existierte. Damit endete unser Gespräch, und wir tranken weiter unseren Kaffee.

Unterdessen war Breen wieder aufgegriffen worden, was Grinnell-Milne und Hardy allerdings nicht wussten. Aus der Karte, die er bei sich trug, konnte man Rückschlüsse auf den eingeschlagenen Weg der anderen beiden Gefangenen ziehen, und als sie in einen Zug stiegen, wurden sie verhaftet.

Ein Mann stieg in den Waggon. Er erkannte Hardy auf Anhieb, zog einen Revolver und rief: «Hände hoch!» Als er mich sah, wiederholte er seinen Befehl, verbunden mit verschiedenen Schimpfnamen. Mehrere Frauen in unserem Wagen kreischten, Männer sprangen auf und wiesen mit den Fingern auf uns, ebenso wie einige Beamte draussen. Es war furchterregend, aber wir wären wohl noch mehr beeindruckt gewesen, hätten wir nicht bemerkt, dass der schon ziemlich alte Revolver, den der Mann auf uns richtete, nicht geladen war und nicht einmal einen Verschluss hatte.

Zurück in Zorndorf wurden alle drei zu einer Woche Isolationshaft verurteilt, «wahrscheinlich die mildeste Strafe, die Leute wie wir in Deutschland bekamen, und weit weniger, als wir erwartet hatten», schrieb Grinnell-Milne.

Breen war bei seiner Gefangennahme von seinen Verfolgern bewusstlos geschlagen worden. Hardy und Grinnell-Milne hingegen mussten keine Tötlichkeiten erdulden. Trotz der Unannehmlichkeiten, die sie den deutschen Behörden bereitet hatten, wurden sie anständig behandelt. Und die milde Strafe wies daraufhin, dass im Land jetzt ein anderes Klima herrschte als 1914. Auch wenn eine derartige Nachsicht nicht in allen Kriegsgefangenenlagern anzutreffen war, gewinnt man den Eindruck, dass manchen Kommandanten, insbesondere den Zivilisten unter ihnen, nicht mehr danach zumute war, den Krieg in vollem Ausmass weiterzuführen. Möglicherweise schielten sie mit einem Auge schon auf die Folgen einer Niederlage.

Die Deutschen hatten drängendere Probleme als die Fluchtversuche britischer Offiziere. Die Zivilbevölkerung litt in vielen Bereichen Not und musste sich auf das Überleben im Alltag konzentrieren. Misswirtschaft und die einseitige Ausrichtung auf die Bedürfnisse der Streitkräfte verstärkten die Probleme in der Heimat. Als etwa Mitte 1917 die Brotrationen verkleinert wurden, reagierte die Öffentlichkeit in Berlin mit solchem Zorn, dass man Ausschreitungen fürchten musste. Die Lebensmittelbehörde bot billiges Fleisch an, um die Bevölkerung zu besänftigen. Doch dazu wurde kurzfristig eine grosse Zahl von Kühen geschlachtet, was zwangsläufig zu Milchknappheit und somit zu neuer Unzufriedenheit führte.

«Als Begleiterscheinung des unaufhörlichen Unwillens und des sich steigernden Unglaubens im Volke entsteht eine entschiedene Neigung zu einer milderer Art des Aufruhrs: Tumulte und Ruhestörungen sind an der Tagesordnung, sie werden aber sofort vertuscht», schrieb Fürstin Blücher. An anderer Stelle meinte sie: «Glücklicherweise verstehen es die Deutschen nicht, eine wirkungsvolle Demonstration in die Wege zu leiten.»

Im Herbst spitzte sich der allgemeine Mangel zu. Es gab kaum noch Kraftstoff oder Gas für die Beleuchtung im Haus, und die Stromversorgung funktionierte nur sporadisch. Noch vor Anbruch der Morgendämmerung bildeten die Menschen in den Städten lange Schlangen, um auf Gemüse und Obst vom Land zu warten, und stets war die Nachfrage grösser als das Angebot. Auch Kleidung konnte man jetzt nur noch mit Berechtigungsscheinen kaufen. Schon im Sommer hatten die Deutschen wenig Interesse an entlaufenen Kriegsgefangenen gezeigt, im Winter aber war es ihnen völlig egal, wie Private George Allen feststellte.

Allen von der 1st Rifle Brigade war bereits im August 1914 bei Mons in Gefangenschaft geraten. Anfang 1917 befand er sich unter den unglücklichen Männern, die zur Vergeltung nach Mitau geschickt wurden. Im November floh er aus dem Lager Döberitz. Tagsüber schlief er im Wald, und nachts setzte er seinen Weg in Richtung Berlin fort. Der Brite verfügte nur über mittelmässige Deutschkenntnisse, machte aber dennoch mehrmals halt, um sich einen Kaffee oder etwas zu essen zu besorgen.

Allens Erlebnisse wurden nach seiner Rückkehr im Jahr 1918 aufgezeichnet. Der Vernehmer hielt den Zeugen für glaubwürdig, er antwortete, wie er schrieb, «ausführlich, offen und ohne Zögern». Ausserdem verfügte er über eine «bemerkenswerte Kaltblütigkeit». Interessant sind hier auch die Reaktionen der Deutschen auf einen Mann, der unverkennbar Ausländer war.

Niemand fragte mich, wer oder was ich war, bis auf ein einziges Mal, als ich (in einem Café) eine Dose Rindfleisch herausholte und öffnete. Als die Bedienung es sah, kam sie und setzte sich zu mir. Ich konnte genügend Deutsch, um zu verstehen, dass sie mich fragte, wo ich das Fleisch gekauft hätte. Und als ich ihr erklärte, das könne ich ihr nicht sagen, meinte sie, ich sei wohl kein Deutscher. Ich versuchte zu widersprechen. Dann fragte sie mich, ob ich ihr Fleisch verkaufen könne, was ich verneinte. Anschliessend bediente sie sich [an Allens Ration] und erklärte, sie habe Hunger.

Sie stellte mir verschiedene Fragen, die ich aber nicht verstand, und schliesslich verriet ich ihr, dass ich ein entflohener englischer Gefangener sei. Die Frau schien Mitleid mit mir zu haben und schenkte mir Kaffee nach, den ich bezahlte. Sie wollte wissen, wie ich aus dem Land herauskommen wolle, worauf ich sie fragte, ob sie mir helfen könne. Sie werde es versuchen, erwiderte sie. Dann verliess ich das Cafe und kehrte am Abend zurück. Ich versuchte mich erneut mit der Bedienung zu unterhalten, aber es gelang mir nicht, weil das Café zu voll war. Deshalb ging ich wieder und suchte einen anderen Teil der Stadt auf. (...)

Auf einer Brücke über die Spree kam ich mit einem Mann ins Gespräch. Er sagte «Guten Tag» und fragte mich, was ich dort mache. Ich dachte, er sei ein Detektiv, und ich wollte mich schon stellen, da ich furchtbaren Hunger hatte. An meinem schlechten Deutsch konnte er erkennen, dass ich Ausländer war, und so sprach er Englisch mit mir. Ich sagte, ich sei ein entflohener Gefangener, worauf er erklärte, er empfinde grosses Mitleid mit mir, und mir eine Packung Zigaretten schenkte. Wir unterhielten uns lange über den Krieg – er meinte, in Deutschland stünden die Dinge schlecht, und wenn man nicht bald siegen würde, müssten sie alle verhungern, (...) er erzählte mir, er sei Sozialist und habe Mitgefühl mit Kriegsgefangenen. Ich bat ihn, mir bei meiner Flucht zu helfen, aber er erklärte, das sei nicht möglich, da ich nicht aus dem Land herauskommen könne. Er hoffe aber, dass es mir gelinge.

Am nächsten Tag ging Allen auf einen Polizisten zu und stellte sich. Er hatte seit zwei Tagen nichts gegessen. Man brachte ihn aufs Revier und von dort ins Kriegsgefangenenlager Döberitz. Er musste zwei Wochen in einer Dunkelzelle verbringen und wurde kurz vor Weihnachten 1917 wieder ins Lager entlassen.

Der Vemehmer schloss seinen kurzen Bericht über Allen mit den Worten:

Seine Aussage, er habe in einem Café eine Dose Rindfleisch geöffnet, zeigt sowohl äussersten Leichtsinn im Hinblick auf die möglichen Folgen wie auch eine einzigartige Portion Dummheit oder Gleichgültigkeit auf Seiten der Cafébesucher, die ihn ja dabei beobachten konnten. Denn ein Mann, der im Besitz einer Dose Fleisch war, muss unter den gegebenen Umständen zumindest eine ungewöhnliche Erscheinung gewesen sein, bedenkt man die Fleischknappheit, die zu dieser Zeit vermutlich in Berlin herrschte.

Genau das war der Punkt: die Gleichgültigkeit der Deutschen. George Allen fühlte sich nicht in Gefahr. War es Zufall, dass seine Sorglosigkeit mit dem offensichtlichen Desinteresse der Zivilbevölkerung an seiner Person zusammenfiel? Wahrscheinlich nicht, und das hätte dem britischen Geheimdienst eine Menge über den Zustand Deutschlands sagen müssen, als das fünfte und letzte Kriegsjahr anbrach.

9

Ein letztes Aufbäumen

Grossbritannien hätte sicher einen umfassenden Austausch ziviler Gefangener befürwortet, wäre nicht die Mehrheit der deutschen Internierten im wehrfähigen Alter gewesen, die nach ihrer Rückkehr einberufen werden konnten und den Mittelmächten somit einen gewaltigen Vorteil verschafft hätten. So lehnte das Unterhaus nach einer Debatte im März 1917 entsprechende Pläne ab. Im Übrigen war die Frage ohnehin abwegig, denn nachdem Deutschland im Monat zuvor den uneingeschränkten U-Boot-Krieg wieder aufgenommen hatte, waren alle Repatriierungs- und Austauschmassnahmen kurzfristig eingestellt worden.

Für die Internierten war dies ein weiterer Schlag. In einem Schreiben aus dem Lager Islington vom Mai 1917 an die Schweizer Gesandtschaft in London heisst es, die Männer befänden sich in einem Zustand der Niedergeschlagenheit nahe der Verzweiflung. Zwar beklagten sich die Männer nicht über schlechte Behandlung, aber die ständige Ankündigung eines Austauschs, «aus dem dann nichts wurde», zerre zusätzlich an den Nerven. Manche seien mittlerweile in einem «desolaten Zustand». Fast alle waren mit gebürtigen Britinnen verheiratet, und der Druck lastete so schwer auf ihren Familien, dass einige der Ehefrauen einen psychischen Zusammenbruch erlitten oder gar einen «Selbstmordversuch verübt» hatten.

Die Schweizer Gesandtschaft informierte das britische Aussenministerium, doch die Antwort fiel aus wie erwartet: Die Regierung habe konkrete Vorkehrungen getroffen, eine grosse Zahl von Zivilisten im Alter von über 45 Jahren nach Hause zu schicken, doch die «Ankündigung, alle Schiffe im Umkreis der britischen Inseln zu versenken», habe diese Pläne torpediert. «Leider trägt die deutsche Regierung die alleinige Verantwortung dafür, dass ihre Staatsbürger auch weiterhin in diesem Land festgehalten werden.»

Ähnliche Probleme gab es natürlich auch in den Kriegsgefangenenlagern in Deutschland und im Internierungslager Ruhleben. Die Schwermut, wie man damals sagte, trieb zahlreiche Menschen in den Selbstmord. In einem schlesischen Lager, wo man eine kleinere Gruppe britischer Gefangener festhielt, sprang ein junger Offizier vom Dach des Gefängnisses in den Tod, und in Krefeld beging der zweiundvierzigjährige Major Arthur Nicholson von den 1st Cameron Highlanders Selbstmord. Reverend Henry Williams, der den Trauergottesdienst leitete, schrieb: «Der Major litt unter dem Wahn, seine Pflicht nicht erfüllt zu haben, und wollte deshalb nicht in die Heimat zurückkehren. Er war aber auch darauf bedacht, die Zuständigen auf deutscher Seite von der Verantwortung für sein Handeln freizusprechen, und hat deshalb einen Abschiedsbrief hinterlassen.»

Auch wenn sich die Schwermut auf verschiedenste Weise ausdrückte, war die Ursache doch stets die gleiche: Zeit – zu viel Zeit zum Grübeln, Zeit, sich Sorgen zu machen, sich eingesperrt zu fühlen, eine Klaustrophobie zu entwickeln. In einem Brief vom 9. Juni 1917 schilderte ein unbekannter Cambridge-Absolvent den Zustand dieser Männer am Rande des Zusammenbruchs: «Bei allen wird der Nervenzustand immer schlechter. (...) Die Bedingungen [der Gefangenschaft] lassen den Geist veröden und erzeugen eine Art hoffnungsloser Apathie und Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben draussen.»

Niemand hatte ein Interesse daran, dass diese Situation anhielt. 1916 warnte der amerikanische Botschafter in Berlin, James Gerard, die in Ruhleben internierten Briten litten unter so schweren Depressionen, dass sie nicht einmal mehr über die Lagerbedingungen klagten.



«Bitte nicht wecken! Wir träumen vom Austausch.» Die heitere Darstellung täuscht darüber hinweg, dass viele der seit Jahren internierten Männer psychisch an ihre Grenze kamen und unter der sogenannten Stacheldrahtkrankheit litten.

«Es gab unzählige Hinweise, dass viele der Internierten, vor allem die älteren Männer, seelisch erkrankt waren; und die jüngeren Männer benötigen einen Hinweis, dass das Ende ihrer Leidenszeit absehbar sei.»

Im Juni 1917 schickte das britische Kabinett drei Vertreter zu einer Konferenz zur Lage der Kriegsgefangenen und Internierten, die unter dem Vorsitz eines niederländischen Diplomaten in Den Haag stattfand. Die Deutschen entsandten ebenfalls drei Delegierte. Am 2. Juli schloss man ein Abkommen, das die Wiederaufnahme der Repatriierungen vorsah. Zudem erklärten sich die Niederlande bereit, ein Übergangslager für 1'600 invalide deutsche Kriegsgefangene aus England und 400 britische aus Deutschland einzurichten. Drei als Lazarettsschiffe gekennzeichnete Dampfer sollten auf der Nordsee zwischen Rotterdam und der Hafenstadt Boston in der Grafschaft Lincolnshire pendeln. Die Aktion begann im Oktober, und da die britische Öffentlichkeit sich erfreut darüber zeigte, dass man auf diese Weise feindliche Ausländer loswurde, beschloss ihre

Regierung auch den Austausch von deutschen und österreichischen Internierten gegen verwundete und kranke britische Kriegsgefangene.

Der in London internierte Richard Noschke hatte sich im Herbst 1916 erstmals um seine Repatriierung bemüht. Nach seiner Befragung hatte er jedoch nichts mehr davon gehört. Als er dann im Januar 1918 erfuhr, dass weiteren Internierten die Ausreise gestattet werden sollte, meldete er sich umgehend. «Ganz plötzlich wurde am 14. Februar 1918 eine Liste ausgehängt, und ich fand meinen Namen darauf. Wie gross war meine Freude, wieder freizukommen! Wir mussten am kommenden Morgen unser schweres Gepäck aufgeben und verliessen das Alexandra Palace am 16. um 6 Uhr früh.»

Den Männern wurde ein letztes Zusammentreffen mit ihren Angehörigen gestattet. «Welch ein trauriger Tag für uns alle, denn niemand wusste, ob wir uns je wiedersehen würden. Doch so traurig der Abschied war, die Aussicht auf Freiheit überwog alles.»

Es sagt einiges über die psychische Verfassung dieser Männer aus, dass ihnen die Freiheit anscheinend wichtiger war als das Wiedersehen mit Frau und Kindern. Nach einer Gefangenschaft von drei Jahren bedeutete die psychische Gesundheit für viele von ihnen alles. Im Abkommen von Den Haag waren konkrete Bedingungen für die zur Repatriierung «geeigneten Staatsbürger» unter den gegnerischen Seiten genannt worden. Eine davon lautete, dass sie sich mehr als achtzehn Monate in Gefangenschaft befanden und inzwischen unter ernststen psychischen Störungen litten. Die «Stacheldrahtkrankheit» aber befiel auch internierte Zivilisten. Und Männer wie Richard Noschke wollten unbedingt das Lager verlassen.

Am 16. Februar erhielten 185 Internierte in aller Frühe eine Tasse Tee und zwei Kartoffeln; anschliessend brachen sie vom Alexandra Palace zum Bahnhof King's Cross auf. Bewacht von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett wurden die Männer in den Waggons des Zuges eingeschlossen, der sie nach Spalding an der Küste von Lincolnshire beförderte. Dort brachte man sie unter den feindseligen Blicken der Einwohner in ein ehemaliges Armenhaus, das zum Lager umfunktioniert worden war. Die schmutzigen Räume mit Zugang zu einem kleinen Gärtchen für die kör-

perliche Ertüchtigung mussten sich jeweils 21 Männer teilen. Inzwischen durchsuchten aus London angereiste Ermittler sorgfältig das gesamte für Deutschland bestimmte Gepäck und beschlagnahmten alles, was als Regierungseigentum galt. Neben persönlichen Dokumenten durften die Reisenden sämtliche Bücher und Papiere behalten, während Geldbeträge über zehn Pfund konfisziert wurden. Anschliessend versiegelte man das Gepäck und unterzog die Ausreisenden einer umfassenden Leibesvisitation.

Eine Woche später brachte man die Männer, unter ihnen Noschke, mit dem Zug nach Boston (Lincolnshire), wo sie sich einschiffen sollten.

Wir blieben nahezu eine Stunde im Zug, während unser gesamtes Gepäck aus den Frachtwaggons geworfen wurde. Die damit betrauten Männer gingen ganz furchtbar damit um, während wir vom Zug aus ohnmächtig zusehen mussten. In blinder Wut zerschmetterten sie die meisten Kisten, liessen sie heftig aufeinanderkrachen. Mit den leichteren Gegenständen spielten sie sogar Fussball. Die Beamten und auch die Offiziere in unserer Wachmannschaft beobachteten das Ganze schweigend. Einige von uns protestierten, aber vergeblich. Inzwischen hing vieles aus den Kisten und Truhen heraus, trotzdem wurden sie gnadenlos auf einer Rutsche in den wartenden Schlepper befördert. Schliesslich liess man uns einzeln aus dem Zug aussteigen; jeder musste sich vor den Ausweisungsbeamten aufstellen, noch einmal seinen Namen und seine Nummer nennen und durfte dann an Bord gehen. Als wir alle abgefertigt waren, fuhren wir durch die Hochwassersperren den langen Fluss hinunter zur Bucht Boston Wash.

Kaum hatte unser Schleppdampfer abgelegt, wurden über den Schuppen im Hafen jede Menge Flaggen und Wimpel aufgezo- gen. Erst wunderten wir uns darüber, aber kurz darauf erfuhren wir, dass mit den Rotkreuz-Schiffen, die uns in die Heimat bringen sollten, britische Kriegsgefangene nach Hause gekommen waren und dass man den Empfang für sie vorbereitet hatte. Da jedoch unser Zug zuerst ein-



Ein Schlepper bringt ausgetauschte britische Kriegsgefangene über die Flussmündung in den Bostoner Hafen, wo sie von der jubelnden Menge am Ufer begrüsst werden. Eine Stunde zuvor hatten dieselben Menschen deutsche Internierte bei der Abreise beschimpft.

getroffen war, hatte man die Flaggen abgenommen, um sie nach unserer Abfahrt wieder aufzuhängen. Und kaum hatten wir die Hafenanlagen hinter uns, sahen wir den anderen Schlepper, der bereits darauf wartete, einlaufen zu können. Er war voller britischer verwundeter Kriegsgefangener und Zivilisten. Manche schrien, andere buhten oder gestikulierten wild. Als wir dicht an ihnen vorbeifuhren, gewannen wir den Eindruck, dass sie alle uns für ihr Ungemach verantwortlich machten. Tausende Männer, Frauen und Kinder standen auf den Wiesen am Ufer und sahen zu, und einige nahmen eine drohende Haltung an.

Eine Stunde später erreichte der Schlepper das offene Meer. Wenige Meilen vor der Küste lagen drei Lazarettschiffe, die *SS Königin Regentes*, die *Sindora* und die *Zeeland*. Man erwartete noch Gruppen von der

Isle of Man und aus Sleaford; ehe nicht alle an Bord waren, konnten sie nicht ablegen. Insgesamt dauerte die Reise vom Alexandra Palace Hotel bis nach Deutschland vierzehn Tage.

Der Groll über die Behandlung der Internierten führte im Frühling und Sommer zu einer Reihe von Beschwerden der deutschen Behörden. Der britischen Regierung wurden schriftliche Erklärungen übermittelt, in denen sich die heimgekehrten Internierten und Kriegsgefangenen über die schamlose Plünderung ihres Gepäcks nach ihrer Ankunft im Hafen von Boston beklagten. Es fehlten kleine Dinge wie Seife, Rasiermesser und Familienfotos, aber auch Lederkoffer, Trompeten, goldene Uhren und Stiefel. Hinzu kamen Beschädigungen des Eigentums: Viele Taschen seien aufgeschlitzt worden, ohne dass dagegen eingeschritten wurde. Man habe Soldaten gesehen, die Diebesgut forttrugen; ein Zeuge behauptete sogar, sie hätten vor den Inhaftierten mit ihren «Andenken» geprahlt. Ein Deutscher namens Manntz, der mit neunzehn Jahren nach Grossbritannien gezogen war, beklagte in seinem Schreiben, man habe seine Gruppe ausgeraubt und ihm einen Lederkoffer gestohlen.

Die Briten gingen den Anschuldigungen nach und wiesen den Vorwurf des Diebstahls «energisch zurück». Vielmehr sei es denkbar, dass die Dinge in Holland beim Entladen des Gepäcks abhanden gekommen seien, denn dort hätten die Gefangenen und Internierten ungehinderten Zugang zu ihrem Eigentum gehabt – mit anderen Worten, sie hätten sich gegenseitig bestohlen. Die Anschuldigungen gingen hin und her: Die Repatriierten hätten Goldmünzen in Seifenstücken versteckt gehabt, deshalb habe man sie beschlagnahmen müssen. Die vereinbarte Gewichtsgrenze von 100 Pfund Gepäck pro Person sei ganz bewusst überschritten worden, deshalb habe der Betreffende einiges zurücklassen müssen – und das, obwohl es immer geheissen hatte: «Jedem Gefangenen steht es frei mitzunehmen, was immer er möchte». Die Gegenstände seien zur «sicheren Verwahrung» an das Prisoner of War Information Bureau* weiterge-

* Informationsstelle zum Verbleib von Kriegsgefangenen (Anm. d. Übers.).

leitet worden, denn bestimmte Artikel wie Fotografien oder neue Artikel aus Wolle und Leder dürften nicht ausgeführt werden. In Bezug auf Manntz' Vorwurf erklärte das Prisoner of War Department: «Soweit wir in Erfahrung bringen konnten, war das fragliche Gepäckstück zweifellos neu, von Manntz jedoch direkt vor der Kontrolle mit Schlamm beschmiert worden, um ihm den Anstrich eines häufig benutzten Gegenstands zu geben.»

Im diplomatischen Austausch kam es nur selten vor, dass eine Seite gegenüber der anderen ein Versagen einräumte. Briten wie Deutsche übermittelten einander über Dritte zahlreiche scharfe Beschwerden, doch niemand erwartete, dass der andere einen Fehler eingestand oder klein beigab. Beide Parteien verhielten sich gleichermassen aggressiv, hofften aber auch, dass hinter den Kulissen Massnahmen ergriffen wurden, die das Leid Einzelner linderten.

Der Gefangenen austausch wurde zu einer Zeit wieder aufgenommen, als die Alliierten an der Westfront ernste Sorgen plagten. Deutschland bereitete eine grosse Offensive vor, um die Pattsituation des Grabenkriegs zu überwinden. Man wollte in Frankreich und Belgien eine Entscheidung erzwingen, ehe sich das Kräfteverhältnis durch die amerikanischen Truppen unumkehrbar zugunsten der Entente verschob.

Nachdem sich Russland nach der Oktoberrevolution im Dezember 1917 aus dem Krieg zurückgezogen hatte, war es den Deutschen gelungen, eine Million kampferprobter Soldaten von der Ost- an die Westfront zu verlegen. Diese Männer sollten nun die Speerspitze bei einem Angriff auf die Briten bilden, durchgeführt mit modernsten Kampfaktiken, das heisst mit präziser kurzer Bombardierung und raschem Vordringen in die Front- und Versorgungslinien. Die aus erprobten und entschlossenen Soldaten zusammengesetzten Stosstruppen umgingen einzelne Verteidigungsnester und stiessen so weit wie möglich hinter die feindlichen Linien vor, um Chaos und Verwirrung zu stiften. Ausserdem hatte das deutsche Heer seine Artillerie zusammengezogen und Versorgungsdepots angelegt. Unterdessen arbeiteten die Alliierten, denen diese Vorbereitungen bekannt waren,

ihre Verteidigungsstrategie aus. Alles deutete daraufhin, dass die Offensive in der zweiten Märzhälfte beginnen würde, und tatsächlich berichteten deutsche Gefangene in der dritten Woche dieses Monats, dass der Angriff jederzeit losbrechen könnte.

Evelyn Fürstin Blücher in Berlin fühlte sich hin- und hergerissen zwischen ihren emotionalen Bindungen zum Land ihrer Geburt und dem Deutschen Reich, in dessen Gesellschaft sie eine so bedeutende Rolle spielte. Am Abend des 21. März fand in ihrem Haus ein grosser Empfang statt, doch im Lauf des Nachmittags hatten sich mehrere der eingeladenen Offiziere entschuldigen lassen. Andere brachen an diesem Abend vorzeitig auf, um zu ihren Regimentern zurückzukehren. Um ein Uhr nachts, als die letzten Gäste gegangen waren, hielt sich die Fürstin bekümmert vor Augen, dass sie wohl eine ganze Reihe dieser jungen Männer nie wiedersehen würde.

«Die grosse Offensive ist im Gange, und alle Zeitungüberschriften verkünden einen grossen deutschen Sieg. Die ganze Stadt hat geflaggt, die Glocken läuten.»

Am nächsten Morgen stand die Fürstin am Fenster und blickte sorgenvoll auf den berühmtesten Park Berlins, den Tiergarten, in dem sich das erste Frühlingsgrün zeigte.

Heute früh bin ich durch das anscheinend fröhliche Treiben draussen ganz gebannt und stehe, wie angewurzelt, am Fenster, um meinen trüben Gedanken zu entrinnen. Frisch equipierte Truppen marschieren ruhig und ernst vorüber, begleitet von einigen traurigen, blassen Frauen, die versuchen, gleichen Schritt mit ihrem flotten Marsch zu halten. Wer von ihnen wird jemals das Brandenburger Tor mit der Siegesgöttin wiedersehen?

Der Zeitungverkäufer brüllt vor Begeisterung, das Blumenmädchen bietet ihre ersten Veilchen und Schneeglöckchen Frauen an, die nicht an Blumen denken. Mit blassen, verängstigten Gesichtern eilen sie alle nach einer Richtung – ich weiss wohin – nach dem Kriegsministerium in der Dorotheenstrasse, wo die Listen mit den Namen der Gefallenen täglich erscheinen. (...)

Mein Gatte tritt soeben ein und bringt die neuesten vom Generalstab erhaltenen Nachrichten. Ein Erfolg soll sicher bestehen, scheint jedoch lokaler Natur zu sein und nicht so gross, wie die Zeitungen wissen wollen, keinesfalls aber wichtig genug, um die Machthaber von einem bedeutenden, abschliessenden Siege zu überzeugen.

In den ersten Stunden begünstigte ein dichter Nebel, der die Sicht auf knapp einen Meter begrenzte, die Offensive. Die Sturmtruppen der Deutschen überwandern das Niemandsland mit nur geringen Verlusten und brachen in die britischen Schützengräben ein, nachdem man ihr Näherkommen kaum bemerkt hatte. Erst im weiteren Verlauf des Morgens wurde die Sicht besser, doch für viele britische Bataillone an der Front war es zu spät: Sie waren bereits umzingelt.

Private Jack Rogers von den 1/7th Sherwood Foresters hätte am 20. März eigentlich seinen Urlaub antreten sollen, doch wegen der bedrohlichen Umstände musste er bleiben. Nun stand er in einem Splittergraben und versuchte gemeinsam mit seinen Kameraden die Stellung zu halten und so viele feindliche Soldaten wie möglich ausser Gefecht zu setzen. Während das morgendliche Trommelfeuer der Deutschen rechts und links niederprasselte, drangen ihre Soldaten in den «Gassen» dazwischen zu den feindlichen Stellungen vor. Ihre Strategie war aufgegangen, und sechs Stunden später hoben deutsche Räumtruppen die letzten Widerstandsnester aus.

Unter lautem Geschrei näherten sie sich Jacks Grabenabschnitt und warfen Handgranaten. Kurz darauf sprangen sie hinein, und die noch unverletzten Männer, die die Stellung verteidigten, hoben die Hände. So auch Jack, der voller Entsetzen einen Deutschen mit aufgepflanztem Bajonett direkt auf sich zukommen sah.

In diesem Augenblick nahm ich Abschied – es war aus mit mir. Ich erwartete das Bajonett. Doch als er ganz nahe an mich herangekommen war und mich, ich schwöre es, die Spitze seines Bajonetts beinahe berührte, hielt er inne, stellte sein Gewehr ab, sah mich an und

fragte, o Wunder: «Zigaretten, Kamerad?» Vor Überraschung wäre ich fast umgefallen. Ausgerechnet das, bei all dem, was er hätte verlangen können! Und während ich noch überlegte, ob ich ihn recht verstanden hatte, tastete ich nach der kleinen Blechdose mit den Zigaretten in meiner Jackentasche, die ich mir jeden Morgen drehte, und sagte: «Yes». Er nahm ein paar heraus und steckte sie ein, dann wies er auf meine Ausrüstung und sagte: «Los!»

In einem Laufgraben, der durch einen Steinbruch verlief, sassen fünf Funker des 16th Manchester Regiments. Sie sollten eigentlich Berichte senden, doch da der Nebel den Vormarsch des Feindes scheinbar behinderte, machten sie keinerlei konkrete Meldungen. Einer von ihnen befand sich als Wache oben auf dem Wall des Grabens, und als sich der Nebel lichtete, informierte er die anderen über seine Beobachtungen. Lance Corporal Harry Hopthrow erinnerte sich: «Er kam runter und meinte: ‚Ich muss euch sagen, heute ist ein guter Tag. Es sind jede Menge Gefangene vorbeimarschiert.‘ Das kam uns irgendwie komisch vor, deshalb ging einer von uns hoch, und wir fanden heraus, dass die ‚Gefangenen‘ allesamt Bajonette trugen, mit anderen Worten, es war die Hauptkampfgruppe der Deutschen.»

Hopthrow und seine Männer blieben unentdeckt, bis irgendwann wie aus dem Nichts ein weisser Hund auftauchte, auf sie zulief und die Aufmerksamkeit von zwei, drei Deutschen weckte, die ihm folgten. Rasch beschloss man, vor deren Eintreffen die Funkausrüstung zu zerstören. Die Unterwerfung war dann nur noch eine Formalität.

Die Deutschen übernahmen unsere Stellung, sie stiegen in den Graben hinunter und setzten sich mit uns hin – wir redeten wenig miteinander, weil wir die Sprache des anderen nicht beherrschten. Widerstand kam nicht in Frage, denn wir waren nur fünf, während oben ganze Bataillone vorbeimarschierten. Wir boten ihnen übriggebliebene Lebensmittel und Zigaretten an. Die drei Jungs nutzten die Gunst der Stunde –

sie waren draussen aus dem Krieg, hatten ein paar Gefangene gemacht und konnten jederzeit sagen, dass sie deshalb hier unten sassen!

Freund und Feind blieben den grössten Teil des Tages im Unterstand, wo weitere versprengte britische Soldaten zu ihnen stiessen. Der Boden schwankte und bebte unter dem Artilleriefeuer, und Hopthrow meinte, es stamme von den Deutschen, die Deutschen hingegen hielten es für britische Geschütze. Als eine kleine Einheit des 17th Manchester Regiments zum Gegenangriff überging, tauchten plötzlich britische Kampftruppen im Steinbruch auf, und schon hatte sich das Blatt gewendet. «Kaum war den Deutschen klar geworden, dass unsere Männer die Oberhand hatten, legten sie ihre Waffen nieder. Wir gaben uns nicht weiter mit ihnen ab, und da es bereits dunkel wurde, beschloss ich aufzubrechen. Ich führte unsere vier Männer raus – von den anderen kam keiner mit –, und wir machten, dass wir wegkamen.» Hopthrow und seine Männer konnten sich retten, doch die Mehrzahl der Soldaten hatte nicht so viel Glück.

Der neunzehnjährige Sanitäter William Easton war zwar jung, aber bereits ein erfahrener Soldat. Er hatte sich 1915 freiwillig gemeldet und war im darauffolgenden Jahr nach Frankreich verlegt worden, hatte also bereits achtzehn Monate an der Westfront gedient. Am 21. März wurde er von seiner Einheit, der 77th Field Ambulance, zu einem Sanitätsposten an die Front geschickt, um die Verwundeten zu versorgen. In dem Durcheinander geriet er jedoch in eine Gruppe von etwa 40 versprengten Infanteristen, die kaum noch etwas zu essen hatten. Irgendwann lief Bill zu einem aufgegebenen Schützengraben und suchte dort nach Rationen. Als er zurückkehrte, kamen bereits die Deutschen. Man nahm ihn gefangen und reihte ihn in die Schar der Männer ein, die hinter die Linien geschickt wurden.

Wir marschierten von vier Uhr nachmittags bis spät abends, und es goss wie aus Kübeln. Es war dunkel, kalt, und während wir so dahintrotteten, schätzte ich, dass wir Hunderte zählten. Wenn ein Mann zu-



März 1918: Britische Kriegsgefangene nehmen einem während der deutschen Frühjahrs-offensive gefallenen Deutschen die persönlichen Gegenstände ab. Ein deutscher Soldat führt Buch.

sammenbrach, mussten wir ihn liegen lassen, wir durften ihn nicht mitnehmen. Schliesslich brachte man uns auf ein Feld, das von ein paar herbeigerufenen Männern mit Stacheldraht eingezäunt wurde, und wir legten uns hin.

Um vier Uhr morgens hörte ich jemanden sagen: «Alle Männer von der Feldambulanz sollen zum Zaun kommen, wenn sie ihren Kameraden was Gutes tun wollen.» Ich ging hin, und ein Deutscher erklärte: «In der Kirche da sind eine Menge Verwundete, die wir nicht versorgen können. Wir haben nicht genug Leute, und wir müssen uns um unsere eigenen Leute kümmern.» Ein freundlicher Sergeant, der Englisch sprach, brachte mich zu der Kirche. Im Innern brannten neben einigen schwachen Sturmlaternen ein paar flackernde Kerzen. Er sagte: «Du findest genug Wasser hier. Am Morgen komme ich wieder...»

Am Morgen wurde das Portal der Kirche aufgestossen, und ein Deutscher trat herein. Ihm folgte eine Eskorte von vier Soldaten, die

an mir vorbeigingen, kehrtmachten, ihr Gewehr auf den Boden knallten und es dann schulterten. Nach viel feierlichem Aufstampfen salutierte der Mann vor mir. «Komisch. Er salutiert einem Gefangenen», dachte ich. Er sagte: «Ich spreche im Namen meines Oberst, der Ihnen seinen grossen Dank ausdrücken möchte. Bei unserer Arbeit können wir uns keine bittere Feindschaft leisten. Sehen Sie in mir einen Feind?» Ich versicherte ihm, dass ich persönlich nichts gegen ihn hätte. Wir gaben uns die Hand, und er war so nett, auch mir zu sagen, ich solle ihn nicht als seinen Feind betrachten.

Während der folgenden Tage half William beim Abtransport der Verwundeten mit Lastwagen.

Man hatte mir erlaubt, die letzten Verwehrten zum Endbahnhof zu begleiten, aber als ich dort ankam und sie abgeladen wurden, beachtete mich niemand. Alle machten ihre Arbeit, und ich stand dort herum, bis ein Deutscher kam und mich zu einer Feldküche brachte, damit ich etwas essen konnte. Nach einiger Zeit trat ein deutscher Sergeant namens Karl Feldner auf mich zu: «Ich habe eine Bitte. Wir dürfen Kriegsgefangene in der Nähe der Front behalten, wenn sie uns bei der Versorgung der Verwundeten helfen. Wären Sie einverstanden?» Der Sanitätsdienst der Deutschen hielt sich an das Motto: «Erst die Verwundeten!», und dabei brauchten sie jede Hilfe. In etwa sechs Kilometern Entfernung von der Front wurde ein Lazarett eingerichtet, und ich erklärte mich bereit, dort zu bleiben und mitzuhelfen. Am 25. März schrieb ich in Sergeant Feldners Kriegstagebuch: «Hiermit bestätige ich, William Easton, dass ich aus freiem Willen in dem 30 Kilometer breiten Streifen hinter der Front bei der 625. Sanitätskomp. bleibe.»

Angesichts der früheren Entrüstung über Arbeitseinsätze von Gefangenen in Frontnähe war es ausgesprochen erstaunlich, dass man William

Easton offiziell zur Unterstützung bei der Verwundetenbetreuung auf-forderte, auch wenn formal nichts daran zu bemängeln war.

Da es keine Kraftwagen für die Kranken gab, wurden die Verwunde-ten mit einer Feldbahn befördert. Angetrieben wurde sie von einem schwachen Benzinmotor und gesteuert von Minderjährigen, die sich freiwillig zum Militär gemeldet hatten, aber nicht weniger als 15 Ki-lometer in Frontnähe kommen durften. Ich hätte gern noch ein paar Gefangene gehabt, die mir beim Aufladen der Verwundeten auf die Bahn halfen, doch Sergeant Feldner kam zurück und erklärte mir, er habe mit vier Männern aus den Midlands gesprochen, und sie seien nicht bereit, mir zur Hand zu gehen. Zwei von ihnen hätten schon zu-sagen wollen, aber ein anderer, ein fetter Kerl, habe geflucht und ge-sagt, man werde sie erschiessen, wenn sie das täten. Man bat mich, noch einmal mit ihnen zu reden.

Ich ging zu ihnen und fragte, was sie dagegen hätten, beim Ab-transport der Verwundeten zu helfen. Darauf meinte dieser dicke Kerl: «Wir machen uns nicht alle lieb Kind bei den Deutschen. Du kannst ihnen ja helfen, aber von uns wirst du keine Unterstützung kriegen.» Wir stritten uns heftig, und er beschimpfte mich und sagte, ich sei alles andere als ein Christ. Ich erklärte ihnen, dass meine Arbeit nichts mit den Deutschen zu tun hätte, dass ich nur ein bisschen helfen wollte, damit die armen Teufel fortgeschafft werden könnten. Dann sagte ich ihnen, ich würde in einer halben Stunde wiederkommen. Als ich zurückkehrte, wirkten zwei auf mich unschlüssig, und ich warf ein, dass die Deutschen Männer für die Arbeitslager aussuchten. Wenn sie mir nicht helfen würden, «werdet ihr dabei sein, und dann gnade euch Gott!» Am Ende hatte ich sie so weit unter Druck gesetzt, dass sie mir helfen wollten.

Ich bekam den Spitznamen «kleiner Engländer» und wurde für die Arbeit im Lazarett Sergeant Feldner unterstellt. Er war sehr gut zu mir, nannte mich William und unterhielt sich mit mir in ausgezeichne-



Private William Easton sitzt auf einem Fass neben seinem deutschen Freund Karl Feldner. Ganz rechts steht Unterleutnant Lindemann.

tem Englisch, denn er hatte eine Weile in Amerika gelebt. Viele aus der Kompanie kamen aus Hamburg, und vor dem Krieg hatte es zwischen Hamburg und Kings Lynn, meinem Heimat-ort, eine Schiffsverbindung gegeben. Einige von ihnen hatten meine Stadt besucht und sprachen gut Englisch. Manche Deutsche meinten, wir würden gegen das falsche Land kämpfen und hätten uns besser gegen die Franzosen wenden sollen.

Es gab einen gewissen Unterleutnant Lindemann, der sehr ruppig mit seinen Männern umging, zu mir aber ausgesprochen nett war. Jeden Morgen um elf brüllte er aus vollster Kehle: «Wilhelm, kommen Sie mit!» Dann gingen wir in die Feldküche, und er bestellte sich eine Flasche Bier. Wenn er getrunken hatte, stand er auf, warf einen Geldschein auf den Tresen und sagte: «Wilhelm, Pfennige», während das Kleingeld auf der Theke klapperte. Das war für mich das Zeichen, die Münzen einzusammeln.

Es war ein feiner Unterschied, ob man den Deutschen aus humanitären Beweggründen half oder ob man als prodeutsch galt. Wie schon früher geschildert erhoben repatriierte Kriegsgefangene bei Verhören oft den Vorwurf, eine kleine Gruppe britischer Kameraden habe die Grenze der Höflichkeit überschritten und mit dem Feind gemeinsame Sache gemacht. Einige waren sogar ehrenhalber in militärische Ränge erhoben worden, sehr zum Unwillen ihrer Mitgefangenen. Diese Männer wurden später nie aufgefordert, ihr Verhalten zu erklären oder ihre Sicht darzulegen. Bei William Easton aber, den ein Mitgefangener beschuldigt hatte, er würde «sich lieb Kind bei den Deutschen machen», lag der Fall ganz anders. Er blieb in Reichweite des Artilleriefeuers, um Verwundeten zu helfen, und in Anbetracht seiner achtzehn Monate Erfahrung an der Westfront gaben ihm die Deutschen den Vorzug gegenüber manchem unerfahrenen Landsmann.

Wir waren echte Freunde, und ich arbeitete wirklich gern bei den Deutschen. Nach einiger Zeit kam Sergeant Feldner zu mir, der offenbar das Sagen hatte, und meinte: «Ich möchte dir ein Angebot machen. Es ist nicht in Ordnung, dass du den Männern hier Anweisungen gibst, aber kein Sergeant bist. So lange du bei uns arbeitest, bist du deshalb Zugführer.» Das bedeutete, ich konnte die deutschen Ordonnanzen zu Aufgaben anhalten, und sie würden mir Folge leisten. Dann sagte er: «Als Zeichen meiner Anerkennung möchte ich dich als Ehrengast zu unserem Fest einladen.» Das Fest fand in einem Saal statt, der offenbar früher ein Schulraum gewesen war. Die Deutschen hatten ein paar Fässer Bier organisiert. Sie baten mich zu sich, und die ganze Kompanie stiess auf mich an. Sie boten mir ein Bier an, doch damals trank ich noch keinen Alkohol, ich war ja noch grün hinter den Ohren. Aber sie wollten ein Foto von mir machen, und deshalb stehe ich da mit dem Bier in der Hand – nur dem Schein nach –, und Sergeant Charley Feldner hat mir den Arm auf die Schulter gelegt.

Bei der Arbeit war ich ein freier Mann. Ich ging als Zugführer in

die Messe und schlief mit ihnen im gleichen Raum. Inzwischen hatte ich wirklich Achtung vor den Deutschen, ich meine vor den Einzelnen, weil sie so freundlich waren. Irgendwann bekam ich die Ruhr, und da war es vorbei mit meiner Arbeit in Frontnähe. Die Deutschen hatten Angst vor allem Ansteckenden, deshalb packte man mich schleunigst auf einen Laster – Widerrede zwecklos –, und ich sah sie nie wieder.

Auch wenn William die deutsche Kompanie damals zum letzten Mal sah, hörte er zumindest noch einmal etwas von Karl Feldner. Im Mai 1919 schrieb ihm der Sergeant von Hamburg aus einen Brief und gab ihn einem britischen Offizier mit, dessen Schiff im Hafen ankerte. Der Offizier versprach, das Schreiben weiterzuleiten. Sergeant Feldner lobte William darin als braven und tapferen Jungen und gab der Hoffnung Ausdruck, er sei wieder mit seinen Lieben in der Heimat vereint. Er bat ihn um Antwort und schloss mit den Worten: «Bis dahin ein warmer Händedruck und die herzlichsten Grüsse von Deinem Karl Feldner.» William antwortete zwar, aber die beiden sahen sich nie wieder.

Bei ihrer Gefangennahme hatten die Soldaten grosse Angst, denn sie mussten ihre Ausrüstung abliefern und sich der Gnade eines bewaffneten, oft zornigen Feindes ausliefern. Wenn ihre Unterwerfung akzeptiert wurde, erlebten die Überwältigten anfänglich oft eine gewisse Euphorie, die jedoch rasch grösster Niedergeschlagenheit wich. Der Gefangene wusste weder, wohin man ihn brachte, noch welche Umstände ihn erwarteten. Hinzu kam, dass er nicht wusste, wie lange er in der Hand des Feindes bleiben würde. In einer Hinsicht aber ging es den britischen Soldaten, die im Frühjahr und Frühsommer 1918 in Gefangenschaft gerieten, besser als ihren Vorgängern: Der offensichtlich desolate Zustand des deutschen Heeres verschaffte ihnen einen gewissen Auftrieb.

Während der zweitägigen Rückzugsgefechte bei Cambrai wurde Private George Gadsby vom /18th London Regiment am Morgen des 23.

Februar gefangengenommen. Ein Deutscher gab ihm einen freundlichen Schlag auf den Rücken und sprach ihn auf Französisch an: «*Ah oui, la victoire.*» Gewiss, es war ein Sieg, aber, wie Gadsby erkannte, ein Sieg auf tönernen Füßen.

Wir waren noch nicht weit marschiert, als mir klar wurde, welche entsetzlichen Zustände bei den Deutschen herrschten. Die Strassen waren verstopft mit Transportkolonnen, zwei, drei Kraftfahrzeuge aneinandergehängt und vom ersten gezogen, die Karren (nicht viel besser als Orangenkisten auf Rädern) so schwer bepackt, dass sie unter ihrem Gewicht ächzten. Der ganze Transportzug der Deutschen erinnerte uns an einen Wanderzirkus. Auf jeden Karren folgte in der Regel eine Kuh, während man oben auf dem Gepäck einen Kasten mit Kaninchen oder Hühnern sah. Was für ein wildes Durcheinander! Hin und wieder zog ein Trupp staubbedeckter Kavalleristen auf abgemagerten Pferden an uns vorüber, während Infanteriebataillone bei martialischer Marschmusik (sie klang nicht besser als der Lärm einer Blechdose, die ein Junge auf der Strasse vor sich herkickt) in Richtung Front zog. Sie gingen mit hängenden Köpfen und sahen furchtbar niedergeschlagen und erschöpft aus. Wir wussten, dass uns Entbehrungen bevorstanden, trotzdem konnten wir uns ein Grinsen nicht verkneifen, als wir vorbeimarschierten.

Deutschlands Niederlage war unausweichlich, das liess sich nicht mehr übersehen. Ein deutscher Soldat stellte trocken fest, «wie prächtig ausgestattet» die Engländer seien. Sie trugen Lederjacken, hochwertige Wickelgamaschen und Stiefel. Überdeutlich stach der Gegensatz zur erbärmlichen Ausstattung der Deutschen ins Auge. Sie begannen, Uniformteile von Briten zu tragen.

«Unsere Leute sind von englischen Soldaten kaum noch zu unterscheiden», schrieb der deutsche Offizier Rudolf Binding. Jeder hat min-

destens einen Ledermantel, einen kürzeren oder längeren Paletot, englische Stiefel oder dergleichen schöne Dinge am Leib. (...)

Heute [27. März] bin ich leicht angeschossen worden. So leicht, dass ich nur Striemen davongetragen habe. Ein Infanteriegeschoss ging durch zwei Mäntel, die ich der Nachtkälte wegen noch in den Morgenstunden trug, und schlug wie mit einem Hammerschlag an meinen Schenkel. Ich trug eine Reithose aus englischem Stoff, vor welcher das englische Geschoss respektvoll haltmachte und zu Boden fiel. Ich nahm es fast wie einen freundlichen Gruss auf...

Die Deutschen stiessen bei ihrem Vormarsch auf Feldküchen und Magazine mit erstaunlichen Lebensmittelvorräten und Bergen anderer Vorräte. Die Männer schlugen sich die leeren Bäuche voll, steckten Zigaretten ein oder knieten sich hin, um ihre Stiefel mit britischem Lederfett einzuschmieren. Und für die Offiziere wurde es immer schwieriger zu verhindern, dass die Offensive an Schwung verlor.

Wenige Tage später eroberten die Deutschen die Stadt Albert. Damit konnten sie das zerstörte Kampfgebiet von 1916 an der Somme hinter sich lassen und in Gebiete vordringen, die noch fast unberührt vom Krieg waren. Die Bauernhöfe waren bewirtschaftet, die Dörfer bewohnt, und es gab reichlich Lebensmittel. Die Soldaten requirierten Hühner, Rinder und Tauben und assen sich satt. «Es ist kein Zweifel, dass mit einer gewissen Wonne geplündert wird», schrieb Binding. Und dies war auch das Problem. In Albert zeigten Tausende deutsche Soldaten von der Marineinfanterie keinerlei Interesse weiterzuziehen – zum grössten Ärger ihrer Offiziere. Die Verantwortlichen wussten, dass man den Briten während ihres Rückzugs keine Atempause lassen durfte, damit sie sich nicht wieder irgendwo festsetzen konnten. Die strategisch wichtige Stadt Amiens, die sich in der Hand der Alliierten befand, lag nur wenige Kilometer entfernt, dennoch kam der deutsche Vormarsch fast zum Erliegen.

Am 29. März karnpierte Binding in einer ehemaligen britischen Waf-
fen- und Munitionskammer, in der er neueste Geschütze und Ersatzteile
wie Kabel, Achsen, Scheiben und Lafetten von bester Qualität fand.
Binding fühlte sich wie auf einem Markt.

Zu anderen Zeiten fällt Reichtum nicht so auf. Wenn aber jede, auch
die lumpigste Baracke Messing-Türklinken und -Schlösser aufweist,
wenn jeder Elektrizitätsschalter vollständig aus reinem Messing her-
gestellt ist, wenn man Lager von Tausenden hoher Gummistiefel,
Türme von Pneumatiks, eine Plattform mit Nägeln aller Art, (...) Bade-
anstalten mit riesigen Gummibassins und dergleichen erblickt, weiss
man, wo Armut und Entbehrung und wo Überfluss ist.

In der Feme sah Binding die Kirchtürme von Amiens, doch er und seine
deutschen Kameraden sollten die Stadt nie betreten. Mit ihrer brillanten
und hartnäckigen Verteidigung konnten die Alliierten Amiens retten. Die
unfreiwillig zurückgelassenen Ausrüstungsstücke ihrer Feinde, die zeig-
ten, wie gut es um den Nachschub der Entente bestellt war, versetzten
den Deutschen einen zusätzlichen Schlag.

In ihrem Bemühen, einen entscheidenden Durchbruch zu erringen,
verlagerten die Deutschen den Schwerpunkt ihrer Angriffe von einer Re-
gion in die andere, eine Taktik, die die kontinuierliche Schwächung ihrer
Kampfkraft zur Folge hatte. Nach dem Gebiet an der Somme versuchten
sie es weiter nördlich bei Armentières, im Mai konzentrierten sie sich auf
die Gegend nordöstlich von Paris und den Chemin des Dames. Doch nach
anfänglichen Erfolgen erlebten sie immer wieder einen Rückschlag,
wenn der Nachschub stockte und die Alliierten ihre Kräfte gesammelt
hatten. Im Mai fiel den Deutschen Brigadier General Hubert Conway
Rees in die Hände, ein angesehener und erfahrener Offizier, Komman-
deur der 150th Brigade in der 50th Division. Rees schilderte in seinen Er-
innerungen, wie rasch die Deutschen ihre Angriffe formierten, wie sie ihn
mit allen zufällig gerade neben ihm kämpfenden Soldaten zum Rückzug

von Dorf zu Dorf zwangen und ihm ständig das Gefühl gaben, dass sie ihm auf den Fersen waren.

Nach Einbruch der Dunkelheit brachen wir auf und erreichten die Aisne etwa gegen elf Uhr nachts. Nach kurzem Überlegen beschlossen wir, uns einen Baumstamm zu suchen, um das Übersetzen der Gruppe zu erleichtern, und gingen flussabwärts, um einen solchen oder eine unbewachte Brücke zu finden. Leider wurden wir beim Überqueren der Strasse von einem Reiter erspäht, der näherkam und uns zurief, wir sollten anhalten. Beim Weglaufen gerieten wir in einen Stachel-drahtverhau und kämpften uns hindurch, während der Reiter sämtliche Kugeln seiner Pistole auf uns abfeuerte, ohne damit etwas zu auszu-richten. Als wir auf der anderen Seite weiterliefen, dachte ich, wir seien noch einmal davongekommen, doch plötzlich stiessen wir auf eine Reihe von Transportkarren. Wir mussten nur noch den erstbesten Mann nach seinem Offizier fragen.

Man brachte Rees ins Hauptquartier des 231. Reserve-Infanterie-Regiments, wo er zufälligerweise drei Wochen zuvor noch selbst stationiert gewesen war. Dort nahm man ihm seine persönlichen Dinge ab, darunter auch seine Notizbücher, die, wie er später befriedigt feststellte, nur wenige militärische Informationen von Wert enthielten. Abends traf er Captain Edgar Laverack wieder, einen seiner Offiziere, den er noch wenige Stunden vor seiner Gefangennahme in einem Dorf gesehen hatte.

Um elf Uhr am folgenden Morgen befahl man Rees, Laverack und einem weiteren britischen Offizier, in ein Auto zu steigen, und fuhr sie in das nahegelegene Städtchen Craonne. Von dort mussten sie auf eine Anhöhe steigen. Rees war wütend.

Ich hatte erwartet, dem Leiter eines Regiments vorgeführt zu werden, und nahm an, man wollte uns bewusst demütigen. Deshalb machte ich gegenüber Captain Laverack eine entsprechende Bemerkung. Der



Mai 1918: Einen Tag nach seiner Gefangennahme trifft Brigadegeneral Hubert Rees am Rande des Schlachtfelds am Chemin des Dames auf den deutschen Kaiser.

deutsche Stabsoffizier, der meine Worte gehört hatte, sagte: «Wenn Sie oben sind, werden Sie Seine Majestät den Kaiser sehen. Er möchte mit Ihnen sprechen.» Als wir näherkamen, sass der Kaiser offenbar gerade beim Mittagessen, ging aber zu einer Anhöhe und rief mich herbei, um mit mir zu reden.

Während des kurzen, aber intensiven Gesprächs wirkte der Kaiser auf Rees nachdenklich, fast schon müde, und im Nachhinein schien es dem Engländer, als wüsste der Monarch, wie ernst die Lage der deutschen Streitkräfte war.

Er stellte eine Reihe von Fragen zu meinem privaten Hintergrund, und als er hörte, dass ich aus Wales stamme, sagte er: «Ach, ein Landsmann von Lloyd George.» Er fragte nichts, was so delikats gewesen wäre, dass ich mit meiner Antwort Informationen preisgegeben hätte, und unternahm auch keine indirekten Versuche, mich auszuhorchen.

Stattdessen sagte er: «Unsere Länder sollten nicht gegeneinander kämpfen, wir sollten miteinander gegen ein drittes ziehen. Niemand hätte ich gedacht, dass ihr gegen mich kämpfen würdet. Ich pflegte einen sehr freundlichen Umgang mit eurer Königsfamilie, mit meinen Verwandten. Das hat sich jetzt natürlich alles geändert. Und dieser Krieg mit seinem schrecklichen Elend und Blutvergiessen, für das mich keine Verantwortung trifft, zieht sich in die Länge.» Dann sprach er über den unermesslichen Hass, der den Deutschen von den Franzosen entgegenschlug, und fragte: «Wünscht England Frieden?» «Jederwünscht Frieden», antwortete ich. Nach einer Pause meinte er: «Meine Soldaten haben gestern einen erfolgreichen Angriff geführt. Ich habe Männer von euch gesehen, die wir gefangengenommen haben. Sie sahen aus, als hätten sie eine schwere Stunde hinter sich. Viele von ihnen waren noch sehr jung.» Ich gab der Hoffnung Ausdruck, dass meine Soldaten gut gegen ihn gekämpft hätten. «Die Engländer kämpfen immer gut», antwortete er. Dann nickte er, um anzuzeigen, dass die Unterredung zu Ende war. Ich zog mich zurück. Sein Englisch war fast akzentfrei.

Ich kehrte zu Laverack und dem Offizier der 25th Division zurück, die während meiner Unterhaltung mit dem Kaiser auf Abstand geblieben waren. Wir gingen wieder nach unten zum Wagen. Als wir einstiegen, sah ich, gefolgt von einem gewaltigen Tross, Hindenburg zu Fuss die Strasse heraufkommen, unverkennbar durch all die Karikaturen von ihm. Der uns begleitende deutsche Stabsoffizier rief ganz aufgeregt: «Das ist von Hindenburg!» Als ich darauf schwieg, fügte er zur Erklärung hinzu: «Unser Oberbefehlshaber, so wie bei euch Foch.» Als ob ich noch nie von ihm gehört hätte. Ich fand das ziemlich amüsant.

Zehn Wochen nach Beginn der deutschen Frühjahrsoffensive meldete das britische Heer nahezu 111'000 Soldaten als vermisst. Die meisten waren in Gefangenschaft geraten, und das ausgerechnet zu einem Zeit-

punkt, als man sich auf deutscher Seite am wenigsten um sie kümmern konnte. Für einige von ihnen begann mit der Gefangennahme ein wahrer Alptraum.

Im Lager Flavy-le-Martel bei St. Quentin herrschten besonders schlimme Zustände. Der Lagerkommandant, Hauptmann Emil Müller, im Zivilleben Rechtsanwalt, führte dort ein grausames Regiment. Nach den deutschen Angriffen im März pferchte man schon bald eine hohe Zahl britischer Soldaten hinein, die bei Arbeiten an der Front eingesetzt werden sollten.

Das Lager bestand aus drei grossen Baracken, die für höchstens 400 Mann vorgesehen waren. Nun aber wurden etwa 1'200 darin zusammengedrängt, sodass ein Teil von ihnen im Freien schlafen musste. Betten oder Decken gab es nicht, auch keine Waschmöglichkeit, und das Trinkwasser wurde in eine hölzerne Tränke gegossen. Die Essensration bestand aus einer Scheibe Brot, Malzkaffee und einer ungeniessbaren Suppe aus Trockengemüse und Sauerkraut. Nach wenigen Wochen erkrankten die ersten an Durchfall, der sich rasch ausbreitete. Ungeachtet ihrer körperlichen Verfassung (und entgegen internationalem Recht) wurden die Gefangenen zur Arbeit herangezogen und mussten Munition schleppen, Strassen ausbessern und Schmalspureisenbahnen bauen. Augenzeugen gaben später zu Protokoll, dass die Männer oft von Müller oder einer der Wachen mit dem Gewehrkolben geschlagen wurden. Der Schütze Nathan Sacof von der Royal Field Artillery – er war am 21. März 1918 in Gefangenschaft geraten und für den Kommandanten als Dolmetscher tätig – musste mit ansehen, wie kranke Männer zur Arbeit geschickt wurden und auf der Strasse zusammenbrachen.

Wie es hiess, waren in dem Lager bis zum Juni an die 70 Männer gestorben. Daraufhin wurde die Lagerleitung ausgewechselt, und die Zustände besserten sich. Die ganze Zeit aber wurde das Rote Kreuz nicht über den Verbleib dieser Soldaten informiert, und so erhielten sie auch nicht die für Kriegsgefangene so lebenswichtigen Pakete von daheim.



Britische Kriegsgefangene beim Arbeitseinsatz hinter den Linien in Frankreich. Entgegen dem internationalen Kriegsrecht wurden einige Gefangene zum Transport von Artilleriegeschützen herangezogen.

Als die Alliierten nach Kriegsende die ersten Versuche unternahm, Kriegsverbrechen zu verfolgen, gab eine ganze Reihe von Soldaten dem berüchtigten Kommandanten Hauptmann Müller das denkbar schlechteste Zeugnis.

Nach den Meldungen über Anfangserfolge an der Westfront sprach sich in Berlin bald herum, dass der entscheidende Durchbruch nicht gelungen war. Evelyn Fürstin Blücher schilderte die düstere Stimmung, die in diesem Sommer herrschte.

Von ihnen [ihren Freunden] und meinem Gatten, welcher beständig mit Militärpersonen in Verbindung ist, erfahre ich, dass die Offensive nicht erfolgreich genug war, um die in den Zeitungen gezeigte Zuversicht zu rechtfertigen. Alles ist aufs Spiel gesetzt worden, die feindlichen Reihen zu durchbrechen; das ist nicht gelungen, wenn schon der

Feind zurückgetrieben ist. Die deutschen Truppen sollen zerstreut und getrennt worden sein. (...) Man hört allgemein, dass der Mut der Engländer (...) rein übermenschlich gewesen sein soll.

Ende April erfuhr die Fürstin vom Tod ihres Neffen Osmund, dem einzigen Sohn ihres ältesten Bruders Frederick Bretherton-Stapleton. Der neunzehnjährige Offizier hatte bei den 8th Lancers gedient und war am zweiten Tag der Offensive gefallen. Als die Nachricht eintraf, war gerade ihr neunzehnjähriger Neffe Norbert bei ihr zu Gast, ein Offizier auf deutscher Seite.

Er befindet sich auf Urlaub, nachdem er die ganze westliche Offensive mitgemacht hat. Seine Beschreibungen sind Entsetzen erregend. Sechs Tage und Nächte lagen sie in den vordersten Schützengräben und hatten weiter nichts zu essen als das, was sie am ersten Tage in den englischen Gräben gefunden hatten. Mit diesen Lebensmitteln hätten sie das reinste Bankett feiern können; Zigaretten und anderer Luxus waren vorhanden, Genüsse, die man in Deutschland nicht mehr kennt.

Er erzählte mir von der freundschaftlichen Art, in der sie den Krieg mit den gefangengenommenen englischen Offizieren besprochen hätten. Ein Engländer antwortete auf die Frage, wann wohl Frieden kommen würde, «nun, es wird wohl noch zwei Jahre dauern, bis Sie richtig besiegt sind.»

Mein Neffe erzählte, dass (...) die Amerikaner täglich unbequemer werden, da dauernd gute und frisch gerüstete Truppen heranströmen, während der Gegner nur müde und schlecht ausgerüstete Soldaten entgegenstellen kann.

In Deutschland kursierten Gerüchte über Friedensangebote, doch das waren nur «geisterhafte Vögel der Verzweiflung», wie die Fürstin sie nannte. Die Deutschen hofften, dass aus den Haager Konferenzen, die sich mit Themen wie dem Gefangenaustausch befassten, ein Friedenskon-

gress würde – doch das war nichts anderes als aus Kriegsmüdigkeit und Zukunftsängsten geborenes Wunschdenken. Das schlechte Wetter im Sommer 1918 bedrohte die Kartoffelernte, und in den Städten mussten die Menschen mit einem Pfund Kartoffeln pro Woche auskommen. Und während man im Sommer noch einigermassen über die Runden kam, zeichnete sich ab, dass der Winter nichts als Schrecken bereithielt. Der Fürstin fiel auf, wie schäbig die Menschen gekleidet waren, dass sie nach der «ungewollten Mode der Stunde» Holzpantinen statt Schuhen trugen, während die Kinder barfuss liefen. Als es einer Freundin gelang, ein Paar Stiefel für ihre Tochter aufzutreiben, musste sie feststellen, dass sie bald an mehreren Stellen brachen und rissen. Sie waren nicht aus Leder, sondern aus Leinwand und mit einer dünnen Lackschicht übermalt.

Reverend Williams sah, wie die Moral in der Berliner Bevölkerung langsam auf den Tiefpunkt sank. Voller Sorge beobachtete er die Zunahme von Betrügereien und Diebstahl und das Anwachsen des Schwarzmarkts. Einmal hörte er, wie ein angesehener deutscher Anwalt am Telefon über eine illegale Fleischlieferung verhandelte. Er sagte, er müsse das Angebot ablehnen, da er noch nicht den gesamten Bestand aus dem letzten Kauf veräussert habe.

Alle beweglichen Gegenstände von Wert wurden gestohlen; in den Treppenhäusern verschwanden nicht nur die Stufenteppiche, sondern auch die Messingstangen. Mehr als einmal musste ich nachts aufstehen, um zu verhindern, dass jemand den Klopfer und die Messingplatte von meiner Wohnungstür abschraubte. Aus Eisenbahnwaggons wurden die Bezüge der Sitze herausgerissen, und dann sah man sie gelegentlich bei kleinen Jungs als Hose wieder. In der Rosenheimer Strasse, direkt vor dem Polizeipräsidium, etablierte sich ein Schwarzmarkt, auf dem Diebesgut aller Art, von kostbarem Schmuck bis hin zu simplen Haushaltswaren, feilgeboten wurde.

Dank seiner prominenten Stellung und der relativ überschaubaren britischen Gemeinde in Berlin hatte Reverend Williams des öfteren mit Fürstin Blücher gesprochen und sie auch beucht. Seiner Meinung nach waren die Deutschen zwar verzweifelt und hätten den Krieg lieber heute als morgen beendet, doch manche glaubten immer noch, dass Deutschland letztlich siegen werde. Fürstin Blücher sah das anders.

Das Volk hier hat sich seit dem vorigen Jahr bedeutend verändert. Es ist «des Leidens müde», wie man sich ausdrückt. «Wir wollen unsere Söhne und Männer zurückhaben, wir wollen Nahrung haben», sagen sie. Für die Geistlichen ist es ungemein schwierig, die Leute noch im Zaume zu halten, sie fürchten alle Augenblicke, die Gewalt über sie zu verlieren. Jemand, dessen «Geschäft» es ist, wie er sagt, Beiträge für die neue Krieganleihe einzusammeln, erzählte uns, dass es jetzt sehr schwierig ist, das Volk dazu zu bewegen. Man weigert sich nicht aus Mangel an Geld; davon hat man mehr als genug, aber der «Patriotismus» ist erloschen, (...) das zieht nicht mehr. Er kann nur Unterschriften erzielen, indem er einen richtigen Druck auf die Leute ausübt und ihnen bedeutet, dass sie alles gegebene Kapital verlieren würden, falls sie jetzt nichts einzahlen.

Ende Juli sprach man in Deutschland von Niederlage. Es gab sogar Spekulationen, dass der Kaiser lieber an der Spitze seiner Soldaten sterben werde, als geschlagen mit seinen Truppen heimzukehren. Laut Fürstin Blücher äusserten manche ganz offen: «Es ist hohe Zeit für den Kaiser abzudanken, damit wir endlich Frieden bekommen; je eher man es ihm klarmacht, desto besser ist es.»

Die deutschen Zeitungen konnten nicht mehr verschleiern, wie ernst die Lage war. Berichte über «Verkürzungen der Frontlinie» wurden in der Bevölkerung als Eingeständnis der Niederlage gedeutet, und angesichts der ständigen Entlassungen und überstürzten Ernennungen auf politischer Ebene entstand der Eindruck, ein Zusammenbruch stehe unmit-

telbar bevor. Zugleich wuchs die Angst vor dem Bolschewismus. Es war von einer Rebellion im Heer die Rede und von Verwundeten, die sich einer Operation verweigerten, weil sie nach einer erfolgreichen Behandlung nicht zurück an die Front geschickt werden wollten.

Fürstin Blücher schrieb: «Es ist namenlos traurig, zusehen zu müssen, wie sich das Geschick allmählich an Deutschland erfüllt. Ich habe das Ringen des Volkes, seine unerhörten Opfer und seine stumme Ergebenheit gesehen und kann es nur aus tiefstem Herzen bedauern.»

Die Bevölkerung in Grossbritannien war gleichfalls kriegsmüde. Man hatte genug von der Lebensmittelknappheit und den zunehmenden staatlichen Reglementierungen. Und man war verbittert über die hohen Verluste an der Front. Die deutsche Offensive und die Furcht vor einer möglichen Niederlage nach all den Opfern nagten am Durchhaltewillen der Bevölkerung. In ihrer Erschöpfung waren die Zivilisten empfänglich für Unruhestifter, die erneut die Bedrohung durch nicht internierte Deutsche im Land beschworen. Warum, so ihre Frage, sollen wir sie bei uns dulden, anstatt sie samt und sonders nach Hause zu schicken?

So wurde in den Jahren 1917 und 1918 der Ruf nach Ausweisung nicht internierter Deutscher immer lauter, und in den Zeitungen wurde ständig über ihre Zahl spekuliert. Für manche Briten waren es in jedem Fall zu viele, was sich auch in Vorwürfen gegen die Regierung niederschlug. Während des Krieges hatte die Germanophobie in Grossbritannien bislang zweimal einen Höhepunkt erreicht: im Oktober 1914 und im Mai 1915. Im Juni 1918 kam es zu einer dritten und letzten Welle.

Nach dem Den Haager Abkommen vom Juli 1917 hatten einige Parlamentsabgeordnete angefragt, warum man nicht alle feindlichen Ausländer im Austausch mit Briten heimschickte. Dem stand jedoch entgegen, dass im Vereinigten Königreich weit mehr wehrfähige Deutsche festgehalten wurden als Briten in Deutschland. So einigte man sich darauf, alle Männer über 45 Jahren ausreisen zu lassen, selbst, wenn das be-

deutete, dass auf jeden ausgetauschten Briten zehn Deutsche kamen. Im Oberhaus wurde der Wunsch geäußert, die Regierung möge noch einmal die Ausweisung Deutscher im wehrfähigen Alter erwägen, eventuell auch in ein neutrales Land, wo sie weiter interniert würden. Zumindest könne sich Grossbritannien damit die Versorgungskosten für diese Ausländer sparen und die geschätzten 2'500 Männer, die für ihre Bewachung abgestellt waren, für andere Aufgaben freisetzen.

Dass diese Themen immer wieder debattiert wurden, ging einigen gehörig auf die Nerven. Im Oberhaus gab Randall Davidson, der Erzbischof von Canterbury, seinem Überdruß Ausdruck: «Jeder, der das unablässige Geschwätz zu dieser Frage [der Repatriierung] verfolgen wollte, würde sich wundem über die aussergewöhnliche Monotonie und Einfallslosigkeit, von der all diese Debatten geprägt waren.»

Das Problem wurde letztlich nie gelöst. Kein neutrales Land war bereit, 20'000 Internierte aufzunehmen, und die britische Regierung wollte keine aus repatriierten Deutschen zusammengesetzte Division an der Westfront. Ausserdem wollte niemand im Kabinett preussischer als die Preussen sein, wie Regierungssprecher Lord Newton Ende März 1918 im Oberhaus meinte: «Man benötigte schon eine doppelte Portion deutscher Grausamkeit, um Deutsche auszuweisen, die praktisch ihr ganzes Leben lang in unserem Land gewohnt und britische Frauen geheiratet haben und deren Söhne im britischen Heer kämpfen.»

Genau aus diesem Grund wollten viele im feindlichen Ausland Geborene trotz aller Härten der Internierung Grossbritannien nicht verlassen. Newton berichtete im Oberhaus von zwei Deutschen, die sich umgebracht hatten, nachdem ihre Ausweisung angeordnet worden war. Ihr Tod zeigte einmal mehr, wie negativ sich ein lang andauernder Freiheitsverlust auf die psychische Gesundheit auswirkte.

Obwohl mindestens ein Drittel der Internierten aus familiären Gründen lieber in Grossbritannien bleiben würde, so Newton, schicke man alle paar Wochen Hunderte Deutsche in ihre Heimat zurück.

«Wir müssen eine gewisse Zahl von Deutschen in unserem Land tolerieren», betonte er.

Dennoch kam es im Unterhaus zur zweiten Lesung der von der Regierung vorgelegten British Nationality and Status of Aliens Bill. Diese Gesetzesvorlage zielte hauptsächlich darauf ab, die Bedingungen für die Aberkennung der Staatsangehörigkeit naturalisierter Briten zu erweitern. In seiner Rede vor dem Parlament betonte Innenminister Sir George Cave, dass dies dem Staat bislang nur möglich gewesen sei, wenn die Einbürgerung auf falschen Angaben oder Betrug beruhte. «Vor allem durch unsere Erfahrungen im Kriege sind wir uns alle einig, dass diese Voraussetzungen ausgeweitet werden sollten.»

Cave versicherte, die Regierung wolle damit keineswegs die willkürliche Aberkennung der Staatsbürgerschaft, zumal jemand, der die britische Nationalität erhalte, gewöhnlich die seines Geburtslands verliere. Vielmehr gehe es um Fälle, in denen sich beweisen lasse, dass er oder sie nicht loyal oder von schlechtem Charakter sei. Wenn es sich mit dem öffentlichen Interesse nicht vereinbaren lasse, müsse man den Betroffenen die Staatsbürgerschaft aberkennen können. Das Gesetz solle dahingehend ergänzt werden, dass alle seit Kriegsausbruch gewährten Staatsbürgerschaften noch einmal überprüft werden sollten, sofern die betreffenden Personen nicht in Grossbritannien geboren waren.

Der letzte Halbsatz klang zwar missverständlich, doch er bezog sich auf die gebürtigen Britinnen, die deutsche Männer geheiratet und somit deren Staatsbürgerschaft übernommen hatten. Wenn sich diese Männer naturalisieren liessen, erhielten auch ihre Ehefrauen automatisch die britische Staatsbürgerschaft, die mit einer Urkunde bestätigt wurde. Sollte jemandem also seine Staatsbürgerschaft aberkannt werden, sodass er wieder den Status eines «Ausländers» erhielt, betraf dies nicht automatisch seine in Grossbritannien geborene Frau und seine Kinder. Diese Angehörigen sollten innerhalb einer Frist von sechs Monaten mit einer offiziellen Erklärung auf die britische Staatsbürgerschaft verzichten können.

Der Gesetzestext fand im Parlament über die Parteigrenzen hinweg

Zustimmung, obwohl einige Abgeordnete seine Gültigkeit gern auf die Dauer des Krieges begrenzt hätten. Andere aber fürchteten eher, dass er der Öffentlichkeit nicht weit genug ging.

Weite Teile der Bevölkerung liessen sich von den Argumenten der Abgeordneten beeinflussen. Der Parlamentsabgeordnete Brigadier General Page Croft etwa tat sich mit gnadenloser Demagogie hervor. Naturalisierte Deutsche müsse man mehr fürchten als nicht naturalisierte, denn die Staatsbürgerschaft gewähre ihnen Privilegien, während ihre Treueschwüre lediglich Lippenbekenntnisse seien. «Sie [die Regierung] kann einem Elefanten Pfauenfedern an den Schwanz hängen, aber das macht aus ihm noch lange keinen Pfau», erklärte er am 23. Juli, als das Gesetz kurz vor der Verabschiedung stand, auf einer gut besuchten Versammlung in Manchester. Die Deutschen seien vor dem Krieg nach Grossbritannien geschickt worden, um verantwortungsvolle Posten zu besetzen, sich einbürgern zu lassen und dann unverzichtbar zu machen. Dies alles aber sei Teil des deutschen Plans, die Weltherrschaft zu übernehmen.

Solche durch nichts belegten Behauptungen von Page Croft und anderen Abgeordneten – etwa, dass es bereits zu Vorfällen mit gefährlichen feindlichen Ausländern gekommen sei – wurden für bare Münze genommen.

Wie bereits vermutet, lautete der Haupteinwand gegen den von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurf, dass er nicht weit genug gehe. Die Forderung einer Zeitung, in einer generellen Massnahme allen naturalisierten Deutschen ihre britische Staatsbürgerschaft abzuerkennen, lehnten die Abgeordneten allerdings ab.

Am 9. August wurde das Gesetz vom König unterzeichnet. Die rechtliche Grundlage, um im Ausland geborenen Briten die Staatsbürgerschaft abzuerkennen, war nirgendwo auf grosse Gegenwehr gestossen. Man gründete das Certificates of Naturalization (Revocation) Committee, eine Kommission, die alle ihr vorgelegten Fälle untersuchte und anschliessend dem Innenminister Vorschläge machte. Die Kommission, die sich aus drei Richtern zusammensetzte, brauchte keine Begründung anzuge-

ben, wenn sie die Aberkennung einer Staatsbürgerschaft empfahl: Sie war, wie die *Times* schrieb, «nicht an die strengen Regeln der Beweisführung gebunden». Es hiess, die Regierung werde die betroffenen Personen umgehend aus dem Land ausweisen.

Am 7. Oktober trat die Kommission zum ersten Mal zusammen, um hinter verschlossenen Türen über 190 Fälle zu beraten. Drei Wochen später war in der Presse zu lesen, dass dem im Januar 1913 naturalisierten Udo Willmore-Wittner die Staatsbürgerschaft aberkannt werden sollte, und zwar wegen 1917 begangener Straftaten, die ihm ein Jahr Gefängnis eingebracht hatten. Ein halbes Dutzend weiterer Fälle folgten, unter anderem mit dem nebulösen Vorwurf mangelnder Untertanentreue gegenüber Seiner Majestät.

Wie selbstherrlich die Kommission schalten und walten konnte, verdeutlicht der Fall von Caroline Hanemann, britische Staatsbürgerin seit 1914, ausgebildete Krankenschwester und langjährige Hausangestellte von Katherine Graham-Smith, der Schwägerin des britischen Premierministers Herbert Henry Asquith. Die Schwester von Asquiths Ehefrau Margit war bei sehr schlechter Gesundheit und seit Kriegsausbruch bettlägerig. Seit 1890 wurde sie von Caroline Hanemann aufopferungsvoll gepflegt.

Im Jahr 1919 wollte der ultranationalistisch gesonnene Parlamentsabgeordnete Horatio Bottomley aus dem Wahlkreis Hackney South während einer Debatte wissen, warum man Caroline Hanemann die britische Staatsbürgerschaft entzogen habe, ohne sie anschliessend auszuweisen.

In seiner Antwort erklärte Innenminister Edward Shortt, er habe die Kommission nie gefragt, warum eine Staatsbürgerschaft aberkannt werden sollte, «doch ich bin mir sicher, dass hier kein Fall von Entfremdung, Untreue oder Gefahr für unser Land vorliegt.» Wie er das wissen konnte, ohne die Kommission nach den Gründen für ihre Entscheidung gefragt zu haben, bleibt rätselhaft. Jedenfalls erklärte Shortt, er werde die Dame nicht ausweisen lassen, da sie seit 1890 eine treue Angestellte und «völlig harmlos» sei.

Mr. Bottomley: «Hing also die Ausbürgerung lediglich von den Fantasien der Kommission ab?»

Mr. Shortt: «Das möge der ehrenwerte Abgeordnete selbst entscheiden.»

Mr. Bottomley: «Ist schon geschehen.»

Wenn man Caroline Hanemann nicht für würdig befunden habe, die britische Staatsbürgerschaft zu behalten, warum habe sie Katherine Graham-Smith dann während des Krieges mehrfach in das Haus des Premierministers in der Downing Street 10 begleiten können, erkundigte sich Mr. Bottomley. Der Innenminister würdigte ihn keiner Antwort.

Weshalb man Caroline Hanemann die Staatsbürgerschaft aberkannt hatte, liegt nach wie vor im Dunkeln, auch sie selbst dürfte es nicht erfahren haben. Bleibt zu hoffen, dass sie nach ihrer langjährigen aufopferungsvollen Tätigkeit wenigstens ihre Arbeitsstelle behielt.

10

Der tiefe Fall

Anfang Herbst 1917 stürzten Misswirtschaft und die Seeblockade der Alliierten Deutschland endgültig in die Krise. Britische und Commonwealth-Gefangene, vor allem jene, die zu Arbeitseinsätzen herangezogen wurden, wussten die Zeichen zu deuten. Im Oktober 1917, am 70. Geburtstag Paul von Hindenburgs, wehten im ganzen Land die Flaggen, und überall waren Porträts des Generalfeldmarschalls zu sehen. Aber seine einst unleugbare Popularität hatte er verloren. Als Private George Wash, seit über drei Jahren in Kriegsgefangenschaft, nach den Feierlichkeiten durch Münster kam, waren Flaggen und sämtliche Bilder von Hindenburgs zerstört worden. «Alle waren zerrissen, man hatte die Augen ausgekratzt oder das Gesicht verunstaltet. Die Plakate für Kriegsanleihen boten ein ähnliches Bild.»

Auch ausgetauschte Gefangene berichteten vom Niedergang in Deutschland: Während die Deutschen 1915, als sie noch über genügend Lebensmittel verfügten, absichtlich unzureichende Rationen an sie ausgegeben hatten, fielen die Portionen 1918 zu gering aus, weil die Deutschen schlicht und einfach nicht mehr zu verteilen hatten.

Als Private Henry Webb vom Royal Army Medical Corps im September 1918 ausgetauscht wurde, machte der Zug in Aachen Halt. Wie er später berichtete, warfen die Gefangenen ihre spärlichen Brotzuteilungen weg, weil sie bald etwas Besseres zu bekommen hofften. Sogleich drängelten sich deutsche Soldaten, um die schäbigen Reste zu ergattern. Private James Whiteside erzählte, die deutschen Soldaten im Zug hätten gegenüber

den Gefangenen kein Blatt vor den Mund genommen. «Sie sagten, alles sei kaputt, und sie hätten kein Brot, kein Fleisch und keine Zigaretten, die man rauchen könne. Die Zigaretten, die wir ihnen schenkten, schmeckten ihnen, und ihre eigenen landeten im Müll.»

Private Ernest Hart, im April 1915 in Gefangenschaft geraten, kehrte im Oktober 1918 nach England zurück. Nach seiner Freilassung berichtete er über die Fahrt vom Lager Heilsburg in Ostpreussen nach Berlin.

Ich war einem deutschen Soldaten zugeteilt, einem Mann um die 50 oder älter, der in Berlin einen Gemüseladen besass. Er nahm mich mit zu sich und bereitete mir ein Mittagessen, aber es gab bloss Kartoffeln. Seine Frau meinte, England sei schuld, dass der Krieg weitergehe. «Warum haben sie nicht Frieden mit uns geschlossen?» Ich versprach ihr, Mr. Lloyd George zu schreiben und ihn zu fragen. Der Mann sagte, wenn es bis Weihnachten keinen Frieden gebe, würden die deutschen Soldaten alles hinschmeissen.

So wie sich der entflohene Kriegsgefangene George Allen frei in Berlin bewegen und seelenruhig mit Zivilisten plaudern konnte, blieb es auch Private Ernest Hart unbenommen, sich die deutsche Hauptstadt ohne Angst vor Tötlichkeiten oder Beleidigungen anzusehen. Er berichtete, nach der Mahlzeit habe ihn sein Wärter zu einer Besichtigungstour mit der Strassenbahn mitgenommen. Bei dem Ausflug unterhielt sich Hart ohne Bedenken mit den Bewohnern.

Sie hatten alle die Nase voll vom Krieg. In den Zeitungen hiess es, die neue Regierung werde bis Weihnachten für Frieden sorgen, und die Leute glaubten wohl daran. Sie schienen an mir interessiert und verhielten sich nicht feindselig. Sie wirkten ausgezehrt und bleich, wobei mir die Kinder nicht wirklich mager vorkamen. Eine Dame fragte mich, ob ich ihr ein Stück Seife schenken könne. Sie war sehr nett. Wenn ich nach Hause käme, sagte sie, solle ich England auffordern,

den Krieg möglichst schnell zu beenden. Die Menschen behandelten mich mit grossem Respekt. Sie waren richtig nett zu mir. Ganz anders als 1916, da hatten mich die Leute angespuckt und Schwein genannt. Sie sagten, für den Krieg sei jetzt ganz allein Lloyd George verantwortlich, und er führe ihn für die Kapitalisten weiter.

In Berlin waren die Läden leer, und vor den Geschäften und Ständen standen die Menschen Schlange. Mein Wärter sagte, er wolle nicht an die Front. Wenn er überhaupt irgendwo hingehge, dann nach Frankreich oder England.

In Berlin hingen Anweisungen, wie man sich im Fall eines Luftangriffs verhalten sollte. Und grosse Plakate mit Zeppelinen und Flugzeugen, die englische Städte in Brand setzten. Sie waren erst kurz zuvor angebracht worden. Ausserdem zeigen Aushänge die Menge der von U-Booten versenkten Schiffe. Die Berliner und auch die Wächter in den Lagern halten den U-Boot-Krieg für einen Reinform. Sie fragen sich, wie es möglich ist, dass wir Essen in Hülle und Fülle bekommen, obwohl so viele Schiffe versenkt wurden. Und sie staunen über den Inhalt der Pakete [vom Roten Kreuz], besonders über die Dosen mit den amerikanischen Etiketten, da man ihnen weismacht, der atlantische Handel sei zum Erliegen gekommen.

Die deutsche Offensive war Mitte Juli endgültig erlahmt, sodass beide Seiten im Sommer ein paar Wochen lang eine langsamere Gangart einschlugen. Die Deutschen waren erschöpft, der grosse Optimismus vom März hatte einer zunehmenden Niedergeschlagenheit Platz gemacht. Die letzten Angriffe waren eher ein Aufbäumen gewesen und mehr oder weniger kläglich gescheitert, wie Rudolf Binding beobachtete. «Ich weiss, dass wir erledigt sind. Ich fühle mich bedrückt», schrieb er am 19. Juli. Die Deutschen konnten nur noch Durchhaltewillen demonstrieren und ihre Stellungen halten, aber wozu? Das Beste wären jetzt Friedensverhandlungen gewesen, aber die Alliierten waren nicht geneigt, sich zu Gesprächen an einen Tisch zu setzen.

Am 8. August starteten sie einen Grossangriff und erzielten unter dem Einsatz von Tanks, Flugzeugen, Artillerie und Infanterie spektakuläre Landgewinne. Der Gegner wankte und wich schliesslich zurück. Es war der Beginn eines Hundert-Tage-Feldzugs, bei dem die deutschen Truppen über die Schlachtfelder von einst auf bislang vom Krieg nicht berührtes Territorium gedrängt wurden.

Der neunzehnjährige Sergeant Frederick Hodges war einen Tag nach dem ersten Angriff der Alliierten mit australischen Soldaten an einem Räumungskommando beteiligt.

Wir waren erstaunt und begeistert, wie weit wir vorgedrungen waren, etwa neun Kilometer in die deutschen Linien hinein. Das hatte es noch nie gegeben. Als wir schliesslich auf deutsche Feldgeschütze stiessen, drängten wir uns um sie, lachten und redeten alle durcheinander. Auf der Kanone standen mit Kreide geschrieben die Worte «erobert von der 1st AIF» [Australian Imperial Force].

Wir waren übergücklich und sagten: «Unsere guten alten Aussies!»

Der dreiundzwanzigjährige Offizier Ernst Jünger, seit vier Jahren im Kriegseinsatz, wusste, dass der Kampf verloren war. «Diese Vorstösse zeigten, wie sehr die Stärke der Gegner anwuchs, die aus den entferntesten Teilen der Welt herbeiströmten», schrieb er später.

«Wir hatten ihnen immer weniger Männer entgegenzustellen, oft fast Kinder, auch fehlte es an Ausrüstung und Ausbildung. Mit bestem Willen konnten wir, wie bei wachsender Sturmflut, nur hier und dort die Lücken schliessen, indem wir uns hineinwarfen.» Für massive Gegenangriffe wie in der Vergangenheit fehlte es jetzt am Allernötigsten. Mit jedem Angriff, räumte Jünger ein, seien die feindlichen Schläge schneller und verheerender geworden.

Anfang September führte Jünger seine Männer in einen letzten, lokal begrenzten Gegenangriff. Die Soldaten stürmten in zwei Reihen los, aber Jünger wurde gleich zu Beginn getroffen und stürzte in einen Graben. Als er aus einer kurzen Bewusstlosigkeit erwachte, hörte er das Wogen der Schlacht. Während er immer besorgter lauschte, wurde ihm klar, dass

der Feind vorrückte: Rufe wiesen darauf hin, dass zu seiner Linken britische Soldaten die deutsche Linie durchbrochen hatten. Als er sich mühsam aufrichtete, sah er, wie Kameraden die Hände hoben, um sich zu ergeben.

Auch unter uns wurden gellende Stimmen laut: «Es hat keinen Zweck mehr! Gewehre weg! Nicht schiessen, Kameraden!»

Ich blickte nach den beiden Offizieren, die mit mir im Graben standen. Sie lächelten achselzuckend zurück und liessen ihre Koppel zu Boden fallen.

Es blieb nur noch die Wahl zwischen Gefangenschaft und einer Kugel. Ich kroch aus dem Graben. (...) Der einzige günstige Umstand war vielleicht das Durcheinander, in dem man zum Teil bereits Zigaretten austauschte, zum Teil sich noch niedermetzelte. Zwei Engländer, die einen Trupp gefangener 99er auf ihre Linien zuführten, stellten sich mir entgegen. Ich hielt dem nächsten die Pistole vor den Leib und drückte ab. Der andere brannte sein Gewehr auf mich ab, ohne zu treffen.

Jünger und ein oder zwei andere konnten entkommen, aber er war so schwer verwundet, dass er keinen Tag länger kämpfen konnte. Der Soldat alter Schule, einer der Kriegsbegeisterten des Jahres 1914, gehörte zu den wenigen Überlebenden von 1915 und 1916, als in einer einzigen Schlacht manchmal 40 Prozent eines Bataillons starben.

Über 200'000 Deutsche gerieten 1918 in britische Gefangenschaft, fast 187'000 davon in den drei Monaten vor dem Waffenstillstand. Corporal Fred Hodges staunte über die britischen Sperrfeuer in diesem Herbst und hielt sie für «die intensivsten und konzentriertesten, die ich erlebt hatte; das Krachen und die dumpfen Schläge zahlloser Detonationen zur gleichen Zeit hörten nicht auf». In den letzten zwölf Septembertagen, als die «Siegfriedlinie» (die Engländer nannten sie «Hindenburglinie») durchbrochen wurde, ergaben sich so viele Deutsche wie in der gesamten fünfmonatigen Schlacht an der Somme zwei Jahre zuvor.

Schliesslich hörte das Sperrfeuer auf, und es «geschah etwas beinahe Wunderbares», schrieb Hodges. «Aus dem schwarzen Rauch vor uns, der sich wie ein riesiges Leichentuch herabsenkte, sahen wir grau gekleidete Gestalten auftauchen, und als sie näherkamen, hörten wir sie husten, während sie durch den ätzenden Rauch taumelten. Sie stolperten mit erhobenen Händen auf uns zu, manche verwundet und allesamt völlig benommen. Wie hatten sie nur überlebt?»

Captain Arthur Pick vom 1/4th Leicestershire Regiment war an der Einnahme der Siegfriedlinie beteiligt.

Über dem tiefliegenden Grund am Kanal hing ein dichter Nebel, zum Teil wohl entstanden durch die Rauchbomben. Die Sicht reichte gerade mal ein paar Meter weit, und die Kompanie wurde auseinandergerissen. Es dauerte mehrere Minuten, bis wir alle wieder beisammen waren, um den Kanal zu überqueren. Nach und nach lichtete sich der Nebel. An dieser Stelle verlief der Kanal in einem ziemlich tiefen Einschnitt. Die Böschung, die wir hinuntergingen, war dicht mit Gestrüpp bewachsen, und darunter verbarg sich Stacheldraht, sodass es schwierig war, hindurchzukommen. Aber dann fanden wir zum Glück eine Bohlenbrücke. Auf der gegenüberliegenden Seite war sie zerstört, aber dort war das Wasser nur knietief. Auf dem Treidelpfad sassend drei oder vier Staffords mit ebenso vielen deutschen Gefangenen und tranken mit ihnen Tee. Wir trafen einen Major der Staffords mit einer ganzen Reihe Soldaten. Sie hatten ihr Ziel nicht erreicht, schienen aber entschlossen, nicht mehr weiter vorzudringen. Der Stafford-Major hatte die Hosen voll – als zwei unbewaffnete Deutsche durch den sich lichtenden Nebel auf sie zukamen, befahl er seinen Männern, das Kanalufer zu bewachen! Unsere Moral hätte ganz schön gelitten, wenn wir bei ihm geblieben wären, deshalb verabschiedeten wir uns und nahmen die beiden freiwilligen Gefangenen mit. Tatsächlich kann ich mir nicht vorstellen, dass in dieser Umgebung noch irgendeiner von den Staffords weiter vordrang. Auf dem Hang vom Kanal aufwärts sahen wir eine Menge Arme über eine Brustwehr winken. Am

Graben angekommen, fanden wir die Soldaten darin unbewaffnet vor, die ganze Habe zusammengepackt und bereit für den Marsch hinter die Linien. Und mehr als einen ehemaligen Offiziersdiener brauchte es nicht, um sie fortzubringen.

Die «Siegfriedlinie» war die letzte befestigte Verteidigungslinie des deutschen Heers und daher von grosser Bedeutung. Einmal überwunden, fanden die Kämpfe in einer mehr oder weniger offenen Landschaft statt. Die Deutschen führten ein Rückzugsgefecht, zerstörten Brücken und Kreuzungen, fluteten ganze Flächen, um die Tanks aufzuhalten, und legten in Häusern und Scheunen Bomben. Entschlossene und tapfere deutsche Scharfschützen und Mannschaften an den Maschinengewehren kämpften oft einen einsamen Kampf, um das Vorrücken des Feinds zu verzögern. Und wo erforderlich, leistete die deutsche Infanterie immer noch erbit-
terten Widerstand. Doch die Alliierten waren auf allen Ebenen eindeutig überlegen, und die deutsche Artillerie lag waffentechnisch hoffnungslos im Hintertreffen.

Andrew Bowie, Lance Corporal bei den Cameron Highlanders, berichtete über einen Vorfall, der ihm die Tragik und – aus deutscher Sicht – die Vergeblichkeit der Kämpfe in den letzten Wochen vor Augen führte.

Wir nahmen einen jungen Soldaten gefangen, den die Deutschen auf ihrem Rückzug seinem Schicksal hatten überlassen müssen. Ich war der Helfer des Nachrichtenoffiziers, und sie brachten den Jungen zu ihm. Er war erst etwa sechzehn, und der Bereich über seiner Hüfte war von einem Schrapnell weggerissen worden. Es war eine schlimme Wunde, und am Rücken blutete er stark. Das arme Kind konnte ein paar Brocken Englisch und sagte, seine Mutter habe ihm erklärt, er solle sich bei der ersten Gelegenheit den Engländern ergeben, sie würden sich um ihn kümmern. Er war ein hübscher Junge, ein kräftig aussehender Kerl mit einem breiten Gesicht. Kameraden kamen herein,

etwa ein Dutzend von uns, um sich ihn anzusehen, und sie schenkten ihm Schokolade. Er konnte ein wenig essen. Er war für sie wie ein Bruder, so gern mochten sie ihn, und niemand dachte mehr daran, dass er zum Feind gehörte.

Neben dem Vormarsch im Feld übten die Alliierten auch weiterhin psychischen Druck auf die Deutschen aus. Flugzeuge warfen Handzettel über den Truppen auf dem Rückzug ab, in denen es hiess, dass in den letzten Kämpfen an die 100'000 ihrer Kameraden in Gefangenschaft geraten waren und monatlich 300'000 «unverbrauchte amerikanische Soldaten» zur Verstärkung eintreffen würden. Kein Deutscher, der das las, konnte es mit einem Schulterzucken abtun, denn im Grunde wusste jeder, dass es stimmte.

Als Reaktion warfen auch die Deutschen Flugblätter ab. Von den kriegerischen Sprüchen und Spötteleien aber war nichts mehr übriggeblieben. Wenn die alliierten Soldaten eines Beweises bedurften, dass die Deutschen in die Knie gingen, dann war er hier zu finden.

Wir sind der festen Überzeugung, dass die Kriegsteilnehmer es der Menschheit schuldig sind, gemeinsam nach einer Möglichkeit zu suchen, diesem schrecklichen Kampf jetzt ein Ende zu setzen, denn nach so vielen Jahren verlustreicher, aber unentschiedener Schlachten lässt deren gesamter Verlauf eine Verständigung sinnvoll erscheinen. Die kaiserlich-königliche Regierung schlägt daher den Regierungen aller kriegsbeteiligten Staaten vor, in naher Zukunft Vertreter an einen Ort in einem neutralen Land zu entsenden, (...) um eine vertrauliche Konferenz über die wichtigsten verbindlichen Leitlinien eines Friedensvertrags vorzubereiten.

Der Ausgang des Kriegs stand zweifelsfrei fest, offen war nur noch, wo – ob auf französischem oder auf deutschem Boden – und wann – 1918 oder 1919 – er beendet werden würde. Anfang Oktober erfuhr der Pionier Jack Martin, dass die Deutschen um einen Waffenstillstand ersucht hat-

ten. Als er den Männern aus seiner Einheit davon erzählte, lachten einige gehässig und warfen ihm zu grossen Optimismus vor.

Ich bezweifle, dass auf die Bitte (wenn die Meldung denn stimmt) etwas Konkretes folgen wird. Ich betrachte sie eher als Zeichen für den Anfang vom Ende, doch wie lange es noch bis zum Ende vom Ende dauern wird, lässt sich unmöglich sagen. Ich hoffe bloss, Deutschland begreift, dass sein Schicksal besiegelt ist, und fügt sich möglichst rasch in diese Tatsache. Heute sind wir über 30 Kilometer marschiert.

Über 30 Kilometer: Das bedeutete zwar angesichts der gewundenen Strassen, die die Männer an diesem Tag nehmen mussten, keinen Vormarsch über diese Strecke, doch es zeigte, unter welchem Druck die deutschen Streitkräfte standen und wie viel Boden sie verloren hatten.

Nachdem die alliierten Truppen die Sicherheit der Gräben aufgegeben hatten und auf offenem Feld kämpften, erlitten sie bei ihrer fortgesetzten Offensive furchtbare Verluste. Dennoch war es eine kluge Entscheidung, den Deutschen keine Atempause zu gönnen, da deren Kampfeswille einen beispiellosen Tiefpunkt erreicht hatte, während die Moral der eigenen Streitkräfte immer besser wurde. Dabei stiessen sie allerdings immer wieder auf eine günstig an einer Kreuzung oder am Rand eines Wäldchens positionierte deutsche Maschinengewehrstellung, die für kurze Zeit den Vormarsch an einigen Stellen stoppte.

Bei der Gefangennahme fiel den britischen Soldaten das Alter der Deutschen auf – sie waren entweder sehr jung oder sehr alt. Viele wollten nur noch ihr Leben retten, ergaben sich widerstandslos und überliessen dem überlegenen Gegner bereitwillig das Feld.

In den letzten Kriegstagen erhielt Corporal Fred Hodges den Befehl, eine Gruppe von Gefangenen in ein Befragungslager zu bringen. Die betreffenden Männer warteten auf einem Bauernhof.

Als ich die Gefangenen in unordentlichen Zweierreihen durch das Tor führte, hörte ich die schnarrende Stimme des Regimentskommandeurs, der sie zählte: «Zwei – vier – sechs – acht – zehn ...». Etwa 50 Meter vom Hof entfernt trat ich zur Seite, wies sie an, weiterzugehen, und schaute, wie viele es waren. Ich schätzte, ich hatte an die 40 Gefangene, gefolgt von einem Lancashire Fusilier. Als ich in etwa 60 Meter Entfernung einen weiteren Fusilier entdeckte, der ein halbes Dutzend Deutscher vor sich her trieb, rief ich ihm zu, sich uns anzuschliessen. Ein paar Minuten später stiess noch eine weitere kleine Gruppe zu uns, in der sich zu meiner grossen Überraschung auch ein deutscher Offizier befand.

Mit der Hilfe dieses Offiziers, der Englisch sprach, bildete Hodges aus den versprengten Grüppchen eine einzige Kolonne mit je vier Gefangenen in einer Reihe. Der Marsch war lang und führte durch ein Gebiet, in dem noch das Gas der Deutschen in der Luft hing. Bald stellte sich heraus, dass die Gasmasken der Deutschen von schlechterer Qualität als die der Briten waren, und die Gefangenen husteten und spuckten.

Mehrere Granaten detonierten empfindlich nah, bis der Zug endlich das Befragungslager erreicht hatte. Dort stiess man auf Soldaten, die auf dem Weg an die Front waren.

Als diese frischen Truppen an uns vorbeimarschierten, beschimpften einige die Deutschen, und einer schrie, als er den deutschen Offizier an meiner Seite sah: «Lass doch den verdammten Dreckskerl von einem Boche dein Gepäck tragen!» Ich schwieg und dachte mir, dass es, je näher man der Schlacht ist, umso weniger Hass gibt. Manche dieser Soldaten, die fast noch Kinder waren, hatten wahrscheinlich noch keinen Kampf erlebt. Ich empfand eine seltsame Verwandtschaft mit meinen Gefangenen.

Als Hodges die Männer schliesslich übergab, war er überrascht, dafür eine Bescheinigung zu erhalten.

[Sie] war auf einen deutschen Offizier und 58 Soldaten anderer Ränge ausgestellt. Mir fiel auf, dass sie den Offizier vom Rest trennten und in ein Gebäude führten. Die anderen wurden fachmännisch nach Regimentern eingeteilt und eingepfercht wie Schafe. Sie waren nur allzu gern bereit, sich auf das Stroh in den Viehställen zu legen. Für sie war der Krieg vorbei.

Am 29. September – demselben Tag, an dem die Alliierten die Siegfriedlinie durchbrachen, und einen Tag nach der Kapitulation des Verbündeten Bulgarien – räumte die Oberste Heeresleitung die Unvermeidlichkeit der Niederlage ein. Am 3. Oktober übergab sie die Exekutive wieder an den Reichstag. Somit waren Politiker und nicht Militärs für die Friedensverhandlungen verantwortlich. Um den völligen Zusammenbruch der bürgerlichen Ordnung zu verhindern und die wachsende Bedrohung durch von den Bolschewiken beeinflusste Extremisten einzudämmen, nahm die neue Regierung die Aufgabe an. Der gemässigte Prinz Max von Baden wurde zum Kanzler ernannt. Wenige Tage später signalisierte die deutsche Regierung den Vereinigten Staaten in einer Geheimdepesche ihre Bereitschaft zu Friedensverhandlungen. Die Botschaft, die von den Franzosen entschlüsselt wurde, zeigte den Alliierten aber lediglich, dass Deutschland am Ende war, und daher standen Verhandlungen für sie nicht zur Debatte. Höchstwahrscheinlich war es diese Nachricht, die dem Pionier Martin zu Ohren gekommen war.

Als die deutsche Hochseeflotte einen selbstmörderischen Angriff auf die Royal Navy führen wollte, meuterten am 28. Oktober die Matrosen gegen ihre Offiziere und widersetzten sich dem Befehl. Kurz darauf verbanden sie sich mit aufständischen Industriearbeitern. Man gründete Räte und forderte einen sofortigen Frieden sowie politische Reformen. Die Revolte breitete sich vom Kieler Hafen rasch über ganz Nord- und Westdeutschland aus. Am 7. November erhob sich die 45'000 Mann starke Garnison in Köln und gründete einen Revolutionsrat. Im ganzen Land entstanden Arbeiter- und Bauemräte nach dem Vorbild der russischen Sowjets. Zwei Tage später verkündete Prinz Max von Baden ohne Rücksprache mit dem Kaiser den Thron verzieht Wilhelms II. und übergab

sein Amt dem Sozialdemokraten Friedrich Ebert. Gegen dessen Willen rief Philipp Scheidemann die Republik aus. Evelyn Fürstin Blücher von Wahlstatt schildert in ihrem Tagebuch ihre Gefühle zu diesen Ereignissen:

Ich muss gestehen, dass auch ich bestürzt und überrascht bin über die allgemeine Freude wegen der Abdankung des Kaisers. Man hätte bei einem glücklich gewonnenen Kriege nicht mehr jubeln können. (...) Er mag sein Schicksal verdienen, aber es ist sehr hart und grausam, in einem solchen Augenblick, wo er unsagbare Angst und tiefes Leid durchlebt, einen Stein auf ihn zu werfen.

Ich empfand nie so warm wie jetzt für das deutsche Volk, welches so brav und beharrlich versucht, das durch den Krieg verursachte Unrecht wieder gutzumachen, wofür es in Wirklichkeit niemals verantwortlich gemacht werden kann. Die meisten kämpften blind für ein Ideal, «um die Heimat», ein Fleckchen Erde. (...) Dieses «Heim», das alles für sie war, sollte in Gefahr sein und sie wollten es retten.

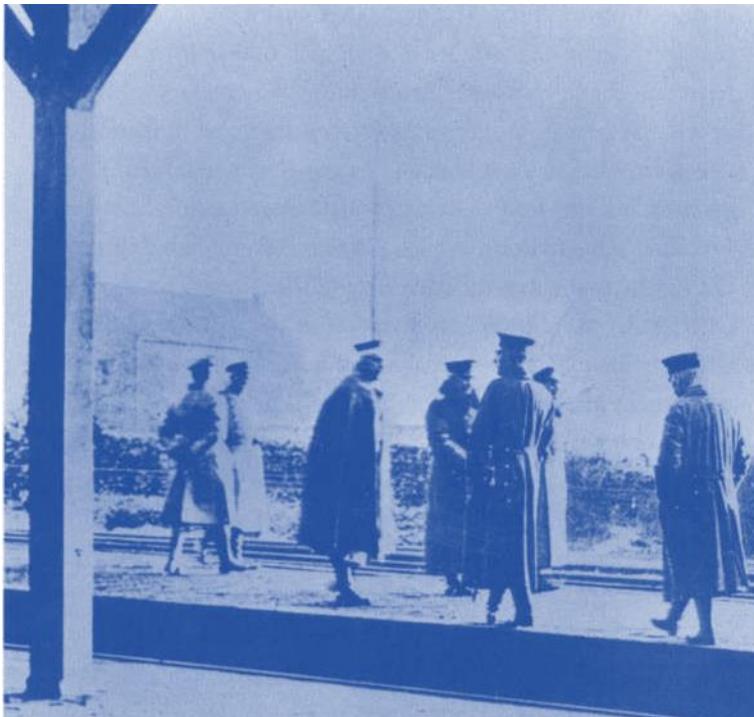
Es ist völlig herzerreissend, den Kummer der Aristokratie über den Zusammenbruch ihres Vaterlandes zu beobachten, die dies mehr bedauert als den Sturz des Kaisers. Einige unserer Freunde, starke Männer, schluchzten bei der Nachricht, während andere ganz zusammenzuschrumpfen scheinen und starr vor Schmerz sind.

An jenem Tag, dem 9. November, sah der Kirchendiener der St. George's Church, wie ein Besucher den Monbijou-Garten betrat. Es war niemand anderes als Kaiser Wilhelm, begleitet von einem Adjutanten, der einen Sack bei sich trug. Sie gingen an der Kirche vorbei in das benachbarte Museum, wo die Schätze der Hohenzollem ausgestellt waren, darunter ein scharlachroter Mantel, den der Kaiser 1907 getragen hatte, als ihm die Universität Oxford die Ehrendoktorwürde für Bürgerliches Recht verlieh. Nach einer halben Stunde kam der Kaiser wieder heraus: «Zweifellos mit den Gegenständen, die Seine Majestät nicht zurücklassen woll-

te und sicher in dem Sack versteckt hatte», schrieb Reverend Williams. «Dann sah der Kirchendiener, wie der Kaiser stehenblieb und ein, zwei Minuten traurig die Kirche seiner Mutter betrachtete, bevor er den Garten verliess.» Weder der Kirchendiener noch Williams ahnten, dass der einst so selbstgefällig und prunkhaft auftretende Kaiser Vorbereitungen traf, sich kleinlaut über die Grenze ins holländische Exil davonzustehlen. Er sollte nie mehr nach Deutschland zurückkehren.

Am 10. November überquerte Kaiser Wilhelm die Grenze zu den Niederlanden. Unterdessen machte sich Reverend Williams auf den Weg zur Kirche, um den ersten Gottesdienst an diesem Sonntagmorgen zu halten.

10. November 1918: Unbeachtet überquert der Kaiser die niederländische Grenze.



Er hatte gehört, dass in der Stadt hier und da Kämpfe zwischen Revolutionären und Regierungstruppen stattgefunden hatten, aber gesehen hatte er davon noch nichts. Als er durch den Monbijou-Garten schritt, kam es zu einem plötzlichen Schusswechsel zwischen Soldaten in den Kasernen des Garderegiments auf der einen Seite der Spree und Offizieren, die auf der anderen Seite von Dächern feuerten.

«Ganz in meiner Nähe prasselten Kugeln durchs Gebüsch. Nach ein oder zwei Minuten war alles vorbei, aber es konnte jeden Augenblick wieder losgehen.» Da man fürchten musste, dass die Gemeindemitglieder bei ihrem Gang zum Elf-Uhr-Gottesdienst in die Schusslinie gerieten, stellte sich Williams vor das grosse Eingangstor zum Garten und dirigierte die Leute um.

In meinem grauen Flanellanzug muss ich so unklerikal gewirkt haben, dass ein Wachposten der Revolutionäre, ein junger Soldat, in dessen Gürtel etliche Handgranaten steckten, mich irrtümlich für einen deutschen Offizier in Zivil hielt und [seinen Mitkämpfern] umgehend von seiner Beobachtung berichtete.

Ich war bereits in die Sakristei zurückgekehrt, um mich für den Gottesdienst umzukleiden, als der Küster erschien. Er sah erschrocken aus und sagte, nach Luft ringend: «Sie kommen!» Im selben Augenblick hörte ich schwere, stampfende Schritte in der Kirche und einen scharfen Befehl. Kurz darauf erschien ein Offizier der revolutionären Truppen in der Tür, begleitet von einem halben Dutzend Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten und einem Maschinengewehr. Sie waren gekommen, um mich festzunehmen, denn man hatte ihnen gesagt, in der Kirche halte sich eine Reihe antirevolutionärer Offiziere verborgen. Ich versicherte dem Offizier, dass er einem Irrtum unterliege – ich sei britischer Pastor und kein Deutscher und gebe ihm mein Ehrenwort, dass sich kein Offizier in der Kirche versteckt halte. Wenn er sie durchsuchen wolle, stünde ich ihm zur Verfügung.

Wir gingen zusammen umher und schauten in jede Ecke. Dann sagte er höflich: «Ich glaube Ihnen aufs Wort, Herr Kaplan. Wir haben

uns wohl geirrt und bitten Sie um Entschuldigung. Sollte hier jedoch eine Täuschung vorliegen, werden Sie dafür natürlich zur Verantwortung gezogen. Ich werde zwei meiner Männer als Wachen hierlassen und den Rest abziehen. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag.» Dabei schlug er die Hacken zusammen und salutierte. Lächelnd streckte ich ihm die Hand hin. Er erwiderte mein Lächeln, schenkte mir einen warmen Händedruck, salutierte erneut und drehte sich auf dem Absatz um. Ein netter Kerl.

Eine halbe Stunde später, ungefähr in der Mitte des Gottesdiensts, als wir das Lied «Peace, perfect peace» sangen, hörten wir plötzlich von den Kasernen Artillerie- und Maschinengewehrschüsse. Wir liessen uns davon nicht stören, aber es war eine seltsame Begleitung zu den Worten, die wir sangen.

Am nächsten Tag, dem 11. November, trat der Waffenstillstand in Kraft.

In den letzten Kriegsmonaten wurden noch Tausende britischer Gefangener hinter den deutschen Linien in Frankreich und Belgien zur Arbeit eingesetzt. Sie wurden von Ort zu Ort geschickt und mussten mit den Lebensmittelrationen auskommen, die die Deutschen aufbringen konnten und die langfristig nicht zur Ernährung ausreichten. Wenn überhaupt, erhielten diese Gefangenen nur selten Pakete vom Roten Kreuz, und während des Rückzugs der Deutschen im Herbst wurden die erschöpften und geschwächten Männer von einer Stelle zur nächsten geschickt.

Nach der Verkündung des Waffenstillstands liessen die Deutschen ihre Kriegsgefangenen frei. Private George Gadsby vom 1/18th London Regiment befand sich zu diesem Zeitpunkt mit anderen Gefangenen in der Nähe von Namur. Ursprünglich sollten diese Männer mit den Deutschen nach Köln marschieren, aber nun weigerten sie sich. Schliesslich machten sich die Deutschen ohne sie auf den Weg, sodass sie «das Vergnügen hatten, dem geschlagenen deutschen Heer beim Rückzug zuzuschauen».

Die Verwundeten wurden auf das Dach schwer beladener Waggons geworfen. Die Männer fluchten, und alle deutschen Soldaten trugen rote Armbinden, das Zeichen der Revolution gegen den Kaiser. Manche, die betrunken aus Kneipen kamen, sangen die Marseillaise. Die Deutschen plünderten mehrere Läden und Lastkähne, in denen meist Wein und Schnaps lagerten.

Auch Private Walter Humphreys vom 1/15th London Regiment war bei der deutschen Frühjahrsoffensive in Gefangenschaft geraten. Körperlich in schlechter Verfassung, trottete er vor den Deutschen auf dem Rückzug dahin. Mit Dutzenden anderer Gefangener hatte er wochenlang am Strassenrand oder auf dem Boden verlassener Gebäude geschlafen. Sie alle litten furchtbaren Hunger, doch die Deutschen liessen sie nicht frei, bis eines Nachmittags ein Offizier auf den Hof kam, wo sie sich ausruhten. Er erklärte:

«Da der Waffenstillstand unterzeichnet ist, können Sie nun tun und lassen, was Sie wollen, da wir nichts zu essen für Sie haben. Sie sind frei. Wir kehren nach Deutschland zurück.» Dann ging er wieder und liess uns dort allein. Alle schlichen hinaus, um sich zu vergewissern, dass sie frei waren. Es war bereits dunkel, und ich hatte keine Ahnung, wo die Männer jetzt hinwollten.

In Deutschland wurden die Gefangenen in der Regel durch den Lagerkommandanten über den Waffenstillstand informiert. Nach Monaten schlechter Behandlung und häufiger Übergriffe amüsierten sie sich nun über das kleinlaute Auftreten dieser Männer. Private Jack Rogers schilderte, wie respektvoll man nun mit ihnen umging.

Der Kommandant wandte sich zu seinem Dolmetscher, und das erste Wort, das dieser kleine Mann sprach, lautete «Gentlemen». Ihr könnt euch das Gegröle vorstellen, das er damit auslöste, das Hurrageschrei und die Rufe. Es gelang ihm nicht, uns zum Schweigen zu bringen.

Auf dem Bahnhof von Münster hatten sich Hunderte kleine Pakete vom Roten Kreuz angesammelt, die eigentlich an Gefangene verteilt werden sollten. Sie nützten uns nichts mehr, aber wir waren immer noch ungeheuer wütend und wollten sie nicht den deutschen Soldaten überlassen. Wir berieten uns und meinten dann, wenn die Behörden es einrichten könnten, dass alle Armen aus dem Dorf zum Bahnhof kämen, würden wir Gefangene jedem ein Paket geben. Wir wussten, dass sie wenig zu essen hatten und es ihnen schlecht ging. Es wäre doch eine grossartige Geste, bevor wir das Land verliessen. Am nächsten Tag standen die Menschen Schlange und warteten, und jeder von uns genoss das Privileg, ein Paket zu verschenken. Ihr hättet sie sehen sollen, was sie für Gesichter machten.

Geschwächte Gefangene blieben am besten an Ort und Stelle, bis die Truppen der Alliierten sie gefahrlos holen konnten. Das bedeutete allerdings nicht, dass sie hinter Stacheldraht blieben. Wenn es in der Nähe eine Stadt oder ein Dorf gab, sahen sie sich dort um. Dabei trafen sie auf eine bedrückte Bevölkerung, auf Menschen, die in den Rinnstein auswichen, um ihnen auf dem Gehsteig Platz zu machen.

Kriegsgefangene, die das Glück gehabt hatten, auf dem Land zu arbeiten, erfuhren meist von dortigen Bewohnern, dass sie frei waren. Alf Bastin von der Royal Naval Division, im Oktober 1914 in Gefangenschaft geraten, war als Hilfsgärtner auf einem grossen Anwesen im Norden Berlins beschäftigt. Als ein Mann aus der Nachbarschaft eine Zeitung mit der Schlagzeile mitbrachte, dass der Krieg vorbei war, warf er sofort die Arbeit hin. «Wir unterhielten uns, und er sagte: ‚Schrecklich, nicht wahr? Jahrelang haben wir gesungen *Deutschland, Deutschland über alles*, und jetzt muss ich den Text ändern in *Deutschland, Deutschland, alles vorüber.*’»

Überall stiess man auf die Zeichen revolutionärer Umwälzungen. In Frankreich und Deutschland beobachteten Gefangene, wie Gardisten die militärischen Abzeichen abrissen, Schulterstreifen entfernten und sich rote Stoffstreifen um die Arme banden. George Gadsby erlebte in Namur,

wie deutsche Soldaten ihrem Sergeanten drohten, ihn in den Kanal zu werfen, und auf Offiziere losgingen, die die Disziplin aufrechtzuerhalten versuchten. Im Mindener Gefangenenlager wollte sich der Kommandant, ein Vertreter des alten Regimes, der gern grossspurig herumschwadronierte, plötzlich beliebt machen und erkundigte sich höflich, ob die Gefangenen vielleicht über rote Taschentücher verfügten. Er hatte vor, daraus eine Flagge zu machen und sie über dem Lager zu hissen. Das bewahrte ihn aber auch nicht davor, von Revolutionären aufs Übelste verprügelt zu werden. Auf Gut Birkenmoor, einer Aussenstelle des Kriegsgefangenenlagers Güstrow, kehrten die Wächter singend und mit roten Fahnen an den Bajonetten von einer Versammlung zurück. Man warf den Lagerkommandanten ins Gefängnis und nahm Sergeanten und Offizieren die Dienstabzeichen und Pistolen ab. Ein Soldat namens Hoffmann hatte nun das Sagen. Vom Geist der Revolution beflügelt, rissen Zivilisten den Stacheldraht um das Lager nieder. «Wir sind frei zu gehen, wohin wir wollen, und natürlich werden wir uns diese Gelegenheit nicht entgehen lassen», schrieb ein unbekannter britischer Gefangener.

Anfangs ist es gefährlich, sich allein auf den Weg zu machen, deshalb haben wir einen Führer (einen von unseren Wächtern) dabei, der zu seinem und unserem Schutz Schusswaffen bei sich trägt. Wenn er auf jemanden stösst, der kein rotes Band im Knopfloch trägt, nimmt er das Gesetz selbst in die Hand. Nachdem wir mehrmals in Kiel und an anderen Orten gewesen sind, fühlen wir uns sicher genug, um allein weiterzuziehen, (...) die Leute behandeln uns voller Respekt, und wir können auf ihre Kosten jede Menge Bier und anderes trinken.

Manche Offiziere waren für den revolutionären Geist nicht weniger empfänglich, wie Brigadier General Rees feststellte.

Ein ziemlich armselig wirkendes Komitee mit roten Armbinden, auf denen «Arbeiter-Soldaten-Rat» stand, drang in das Lager ein, verjagte den Kommandanten, zog die deutsche Flagge herunter und ersetzte sie durch zwei rote Taschentücher, die ein Krankenwärter des Lagers einem Fräulein geschenkt hatte. Sie hatte sich daraus Unterwäsche genäht. In Ermangelung einer richtigen roten Fahne hatte man sie überredet, ihren Schlüpfen für eine gute Sache zu opfern.

Der Dolmetscher des Lagers übernahm das Kommando, und die Gefangenen mussten antreten, um sich eine Rede von ihm anzuhören (und die oben erwähnte Fahne gheisst zu sehen), in der er ein Loblied auf die Revolution anstimmte und meinte, jetzt, da der Krieg vorbei sei, könnten Engländer und Deutsche in ewiger Freundschaft leben.

Kurz vor ihrem Abtransport wurde den Gefangenen ein kurzes Schreiben der neuen deutschen Regierung ausgehändigt. Der darin enthaltene Aufruf, das Vergangene zu vergessen, war eine Unverschämtheit, und viele Gefangene warfen es einfach weg. Zwar räumte man in dem Schreiben ein, dass sie viel Leid erlebt hatten, doch jetzt sei es Zeit, sich zu wieder versöhnen, vor allem, da man es jetzt mit einer jungen Republik zu tun habe. Das alles war schön und gut, aber die Deutschen hatten den Krieg verloren und mussten sich nun ihren Gegnern unterwerfen.

Der Krieg ist vorbei! Noch eine kleine Weile, und Sie werden Ihr Heimatland wiedersehen, Ihr Zuhause, Ihre Angehörigen, Ihre Freunde. Und Sie werden Ihre gewohnte Arbeit wieder aufnehmen. (...) Sie haben eine schwere Zeit hinter sich. Auch unsere Lage war hoffnungslos. (...) Unter den gegebenen Umständen haben wir unser Bestes getan, Ihrer aller Not zu lindern, Ihnen das Leben angenehmer zu machen, Ihnen Freizeit, Beschäftigung, geistige und körperliche Erholung zu verschaffen. (...) Wir wissen, dass Fehler begangen wurden

und es zu Härten kam, für die das frühere System verantwortlich ist. Aber Missstände und Sünden gab es auf beiden Seiten. Wir hoffen, dass Sie das nicht vergessen – und Gerechtigkeit walten lassen.

Sie betreten das alte deutsche Kaiserreich und verlassen nun die neue Republik. (...) Es tut uns leid, dass Sie so wenig von dem gesehen haben, worauf wir im früheren Deutschland stolz waren. (...) Aber diese Dinge werden auch Teil des neuen Deutschland sein. (...) Hinter dem Stacheldraht hat man keine gute Sicht, um eine grosse Nation zu betrachten und zu beurteilen.

Der Krieg hat alle Staaten blind gemacht. Wenn aber ein wahrer und gerechter Friede den Menschen die Augen öffnen kann und sie erkennen, dass sie dieselben Wünsche und Bedürfnisse haben – dass die unterschiedlichen Flaggen, Regierungen, Sprachen oder Nationalitäten nichts an der grossen Wahrheit der Bruderschaft aller Menschen ändern, dann haben wir in diesem Krieg nicht umsonst gekämpft. Wenn die Völker am Ende erkennen, dass nicht der eine des anderen Feind ist, sondern der Feind in den rücksichtslosen Kräften von Imperialismus und Kapitalismus, von Militarismus aller Art und von einem chauvinistischen Journalismus zu suchen ist, der Lügen, Hass und Misstrauen sät, dann war dieser Krieg nicht vergebens.

Wir hoffen, dass jeder Einzelne von Ihnen mit einer Botschaft des guten Willens, der Versöhnung und der Aufklärung heimkehren wird. (...) Wir sagen Ihnen Lebewohl.

Nur wenige Gefangene waren bereit, sich von der Bitte um Verständnis und Gerechtigkeit einlullen gehen zu lassen. Darüber hinaus würde die britische Regierung wohl kaum das Mitgefühl mancher Gefangener mit dem deutschen Volk teilen. Die Politiker hatten sich während des Krieges wie auch jetzt während der ersten Friedensmonate den Realitäten gebeugt und dem deutschen Staat mit schwerer Vergeltung gedroht. Da zählte es kaum, dass in Deutschland inzwischen eine neue Regierung amtierte und der Kaiser abgedankt hatte. Schliesslich hatten die Deutschen Frankreich

nach dem Krieg von 1870/1871 auch kein derartiges Wohlwollen entgegengebracht, und die Franzosen würden sicher dafür sorgen, dass bei den Friedensverhandlungen eine harte Linie gefahren wurde.

Grosse Landstriche im Norden Frankreichs und in Belgien waren durch den Krieg verwüstet worden, während deutsches Territorium kaum betroffen war. Darüber konnte man nicht einfach hinwegsehen.

Für die Gefangenen in Lagern östlich des Rheins war es am vernünftigsten zu warten, bis sie mit Zügen abgeholt wurden. In Frankreich und Belgien konnten die Gefangenen, die körperlich dazu in der Lage waren, nach Westen marschieren, bis sie auf die alliierte Vorhut stiessen. Gefangene aus Lagern in der Nähe von Städten wie Aachen und Köln versuchten über die niederländische, belgische oder französische Grenze zu gelangen.

Private Ernie Stevens vom 20th Middlesex Regiment wusste in der Woche nach dem Waffenstillstand nicht, wie es weitergehen sollte. Er hatte in einer Sodafabrik 30 Kilometer von der niederländischen Grenze entfernt gearbeitet, war einmal ausgebrochen und wieder gefasst worden. Während die Gefangenen auf ihre Rückkehr in die Heimat warteten, hatte ihnen die Firmenleitung ein paar Reichsmark in die Hand gedrückt. Dann erfuhren sie plötzlich, dass ein Zug sie bis zur Grenze bringen sollte. Dort angekommen, stiegen die Männer aus und gingen zu Fuss auf die holländische Seite, wo sie von Pkws abgeholt und in die Stadt Roermond gebracht wurden. Nach einer Atempause von einer Nacht sollten sie mit dem Zug nach Rotterdam fahren. Am nächsten Morgen versammelten sich die Männer auf dem Bahnhof.

Auf dem Bahnhof von Roermond sagte man uns, wir sollten am Zugende warten – wir waren gerade einmal 40. Dann kam ein Offizier der niederländischen Armee zu uns, der hervorragend Englisch sprach und um unsere Aufmerksamkeit bat. Wir sollten ruhig sein und genau zuhören. Sehr bald würde eine Reihe hoher deutscher Offiziere am anderen Ende des Zugs auf den Bahnsteig kommen. Wir dürften auf keinen Fall Lärm machen, nicht pfeifen, singen, rufen, keine Sprüche ab-

lassen, gar nichts. Ein paar Minuten später sahen wir deutsche Offiziere, geschmückt wie Christbäume, über und über mit bunten Orden behängt und mit glänzenden Stiefeln an den Füßen. Fast am Ende der Gruppe tauchte schliesslich ein Bursche auf, von dem ich Karikaturen in britischen Zeitungen und Zeitschriften gesehen hatte. Es war Prinz Wilhelm, der deutsche Kronprinz. Ein hässlicher Kerl. Sie beachteten uns nicht, obwohl die Gruppe im selben Zug reiste wie wir. Allerdings sah ich sie nicht aussteigen.

Es dauerte nicht nur Tage, sondern Wochen, bis es den Alliierten gelang, einsatzfähige Sanitätszüge auf das deutsche Schienennetz zu bringen, um ihre Landsleute aus den über das ganze Land verstreuten Lagern abzuholen. Allzu oft machten sich Gefangene, des Wartens müde, auf eigene Faust auf die lange Heimreise. Das war nicht ohne Risiko. Zwar schien die Zivilbevölkerung wohlwollend, doch man konnte sich nicht darauf verlassen, dass heimgekehrte deutsche Soldaten ihnen mit dergleichen Freundlichkeit begegneten.

Private Robert Nisbet von den Northumberland Fusiliers brach mit anderen Häftlingen aus dem Lager in Mainz auf, um den Rhein entlang nach Holland zu fahren. Es war November, in den Nächten herrschte Eiseskälte, und sie hatten keine Decken. Als sie Köln erreichten, beschlossen sie, sich mit dem wenigen Geld, das sie hatten, im Hotel am Dom unweit des Rheins ein Zimmer zu nehmen. Am Abend machten Nisbet und seine Freunde einen Bummel, um sich die Schaufenster anzusehen. «Das wäre beinahe unser Verderben gewesen. Eine Reihe Deutscher, bis zur Raserei betrunken, stiessen markerschütternde Schreie aus, zogen ihre Grabendolche und stürmten auf uns los.» Nisbet und seine Kameraden machten sich aus dem Staub und rannten zu ihrem Hotel, dicht gefolgt von den Deutschen.

Was für ein Schreck! Die grosse Holztür war fest verschlossen. Verzweifelt hämmerten wir dagegen. Gott sei Dank wurde sie geöffnet, kurz bevor die Meute uns erreicht hatte – man liess uns ein, ver-

riegelte die grosse Tür wieder, und wir hörten mit Genugtuung, wie der wütende Pöbel, um seine Beute betrogen, auf die massiven Eisenpaneele einschlug.

Am nächsten Morgen stiegen wir wieder auf unser Schiff. Wir sahen, wie die ersten Kontingente des deutschen Heers auf der Kaiser-Wilhelm-Brücke über uns hinwegmarschierten – sie wirkten wirklich wie eine geschlagene Armee, nur die Offiziere wahrten ihre soldatische Haltung. Hunderte traten aus dem Glied und schleuderten ihre Gewehre über die Brüstung in den Rhein.

An jenem Abend legten wir am Hafen von Wesel an. Wir konnten kein Hotel finden, trafen aber auf einen deutschen Bahnbeamten, der uns dem Bahnhofsvorsteher vorstellte, ein typischer Preusse mit Speckfalten im Nacken. Er richtete uns nicht nur Betten im Warteraum der Ersten Klasse her, sondern servierte uns auch ein wunderbares Mahl. Erst als wir damit fertig waren, offenbarte er uns, dass das Steak, das wir genossen hatten, von einem Elefanten aus dem Kölner Zoo stammte.

Seit Brigadier General Rees dem Kaiser an der Front begegnet war, hatte man ihn im Lager von Bad Colberg festgehalten. Offiziere erhielten zwar regelmässig Lebensmittelpakete vom schwedischen Roten Kreuz, doch nach dem Waffenstillstand und dem Zusammenbruch der normalen Ordnung war diese Quelle versiegt. Nachdem Rees drei Wochen auf seine Abholung gewartet hatte, beschloss er, nach Berlin zu reisen, um in Erfahrung zu bringen, auf welche Weise man die Offiziere zurück in die Heimat brachte. Ein deutscher Unteroffizier erhielt 100 Reichsmark als Schmiergeld zugesteckt, damit er eine Fahrkarte in die Hauptstadt organisierte.

Ich möchte betonen, dass wir in Berlin die ganze Zeit über höflich behandelt wurden und uns auf der Strasse häufig Soldaten salutierten. Das erschien uns recht bemerkenswert, da man sämtliche Offiziere aus den Kasernen vertrieben und durch rote Komitees ersetzt hatte.

Dass der Krieg zu Ende war und sie [die Deutschen] ihn verloren hatten, stand ausser Frage. Berlin bewegte vielmehr die Frage, wann die Alliierten Lebensmittel schicken würden. (...) Wir kamen halb verhungert im Esplanade an und assen dort zu Abend. Das Essen war sehr aufschlussreich. Auf den ersten Blick sah der Speisesaal aus wie der eines normalen erstklassigen Restaurants. Es spielte eine gute Kapelle, die Kellner trugen weisse Hemden etc. Das Glitzern von Silber und Glas, das makellose Weiss der Tischdecken ...

Aber das makellose «Tuch» war aus Papier, ebenso die Hemden der Kellner. Und die mageren Speisereste, die serviert wurden, konnten Rees' Hunger keineswegs stillen.

Unser Mahl bestand aus Suppe und einer dünnen Scheibe Schwarzbrot, die im Ofen geröstet worden war. Ein paar Happen Gans mit zwei kleinen Kartoffeln und einem Häufchen Makkaroni. Ein Stück Gänseleberpastete von der Grösse einer Half-Crown-Münze und nicht viel dicker. Eine Tasse Kaffee, der, glaube ich, aus Eicheln gemacht war. Immer noch hungrig und furchtbar erschüttert wankten wir hinaus.

Auch Reverend Henry Williams litt Hunger. Erstaunt verfolgte er, wie sich die Dinge um ihn herum entwickelten, und flanierte als unbeteiligter Beobachter durch Berlin. So vieles hatte sich verändert, dass er sich vorkam wie in einem anderen Land. Er ging die breite Siegesallee im Herzen der Hauptstadt entlang und näherte sich der hölzernen Skulptur von Hindenburg, die inzwischen völlig verwaist wirkte.

Ich hatte mir schon lange gewünscht, diese Figur einmal näher zu betrachten, nicht um ein oder zwei Nägel einzuschlagen, sondern um möglicherweise ein paar herauszuziehen. Hier, dachte ich, war meine Chance, schliesslich blickten alle woanders hin. Ich näherte mich der Plattform, auf der die kolossale Figur stand. Zum ersten Mal war dort

niemand mehr zu finden. Schnell stieg ich die Stufen hinauf, nur um festzustellen, dass sich das Knie des Riesen immer noch mehr als einen Meter über meinem Kopf befand. Mit anderen Worten, alle silbernen oder goldenen (oder vergoldeten) Nägel, etwa im Gesicht, an den Händen und am Schwert, waren schlichtweg unerreichbar für mich, und die Leitern, die dorthin führten, hatte man fortgenommen. Aber es gab immerhin noch Massen von gewöhnlicheren Nägeln mit Stahlkopf. Und so schob ich mich an eine Beinseite, wo man mich am wenigsten beobachten konnte, und bohrte mit meinem Spazierstock nach den Nägeln. Leider gab es keine lockeren, sie waren alle fest eingeschlagen und nicht leicht herauszulösen. Dennoch hatte ich nach ein, zwei Minuten ein halbes Dutzend sicher in der Tasche.

Ich war noch damit beschäftigt, als plötzlich heftige Schüsse ertönten. Es war wohl Artilleriefeuer, das vom Reichstag direkt gegenüber kam. Sofort entstand ein wilder Tumult, die Leute stoben auseinander und rannten los, meist in meine Richtung, Männer brüllten und Frauen kreischten, und manche verloren in der wilden Hast ihre Hüte. Es gelang mir, die Stufen hinunterzusteigen und mich den Fliehenden anzuschliessen, ohne dass mich jemand daran hinderte. Hoherfreut über meine Beute, lief ich nach Hause.

Nach seiner Ankunft in Berlin war sich Brigadier General Rees unschlüssig, was er unternehmen sollte. «Es war gar nicht so leicht, jemanden zu finden, der uns Kontakt mit den Behörden verschaffen konnte. Ich fragte bei Mr. Maxne vom Roten Kreuz und bei Sir Edward Ewart an, der gerade erst eingetroffen war, aber mit sie konnten mir kaum weiterhelfen.»

Schliesslich wurde Rees an den Botschafter der Niederlande verwiesen, der sich im Namen der britischen Regierung für die sichere Durchreise britischer Gefangener kümmerte. Er wollte sich bemühen, die Offiziere in Bad Colberg binnen zehn Tagen heimzubringen und sie bis dahin aber mit Lebensmitteln zu versorgen.

Für Rees gab es keinen Grund, ins Lager zurückzukehren. Lieber

wollte er gemeinsam mit einem anderen Offizier namens Campbell als «freier Mann» Berlin durchstreifen. Was er auf der Strasse Unter den Linden sah, stand in krassem Gegensatz zu der Szene, die Reverend Henry Williams vier Jahre zuvor beobachtet hatte. Damals war der Kaiser durch eine begeisterte Menschenmenge gefahren, und junge Männer hatten sich untergehakt und die Nationalhymne gesungen.

Als wir auf die Strasse Unter den Linden einbogen, stiessen wir auf eine Reihe mit Gewehren bewaffneter Revolutionssoldaten, die uns gegenüberstanden und allen den Zugang zur Strasse versperren. Aber Campbell bahnte sich mutig den Weg durch die Menge und erklärte dem Kommandeur, ein britischer General wolle zum Hotel Adlon. Der Kommandeur begutachtete unsere Papiere und winkte uns dann durch seine Reihen. Dann wanderten wir über die leere Allee. Nachdem wir einen Blick ins Adlon geworfen hatten, traten wir gegenüber dem Brandenburger Tor wieder auf die Strasse, marschierten geradewegs darauf zu und schritten unter dem mittleren Bogen hindurch, der vor der Revolution ausschliesslich dem Kaiser vorbehalten gewesen war.

[Später] sahen wir, wie sich die Leute an den Strassen aufstellten, als die preussischen Garden ihren feierlichen Einzug in Berlin abhalten wollten. Von einem Aussichtspunkt, wo unsere Uniformen nicht besonders auffielen, konnten wir die Parade beobachten. Später war in der Presse oft von ihrem «siegreichen» Aufmarsch die Rede, für mich aber wäre das treffendere Wort «erbärmlich» gewesen. Es war nicht mehr als eine Heimkehr. Ausgedünnte, aus Jugendlichen und alten Männern zusammengesetzte Kompanien. Offiziere ohne Säbel, die davongejagt wurden, sobald sie ihre Kasernen erreicht hatten. Die Waffen verrostet, die Ausrüstung verdreckt. Maschinengewehrprotzen, die von bunt zusammengewürfelten klapprigen Pferden gezogen wurden. Als militärische Parade einfach nur kläglich.

Am Abend sahen wir ein Rollschuhballett mit einer Parodie auf die Hohenzollern, die das Publikum kommentarlos hinnahm.

Anschliessend suchten wir im selben Gebäude eine Bar auf. Es war ein schmaler Raum mit einer Theke an dem einen Ende und einem einsamen Geiger am anderen. Dazwischen hatte man eine Reihe Stühle aufgestellt, die gut besetzt waren, vor allem von einer grossen Gruppe deutscher Offiziere. Wir holten uns etwas zu trinken und suchten uns einen Platz. Schon nach kurzer Zeit liess mich etwas zu dem Geiger blicken. Er sah mich an und spielte «It's a long way to Tipperary». Und nicht nur das – nach wenigen Augenblicken stimmte die Hälfte der Anwesenden in das Lied ein. Den Offizieren gefiel das gar nicht, und da wir nicht in eine Auseinandersetzung verwickelt werden wollten, verliessen wir die Bar.

Am nächsten Tag erhielt Rees die notwendigen Papiere, um ausreisen zu können.

Es dauerte noch Monate, bis auch deutsche Gefangene ihre Reise in die Heimat antreten konnten. Ehe nicht ein Friedensvertrag geschlossen und der Krieg offiziell beendet worden war, wollten die Alliierten dem Feind auf keinen Fall Hunderttausende kampferprobte Soldaten überlassen. Deutsche, die in den letzten Gefechten im Oktober und November in Gefangenschaft geraten waren, wurden als Krankenwärter in Hospitälern oder für Räumungsarbeiten auf jenen Schlachtfeldern eingesetzt, die sie einst selbst verwüstet hatten.

Ende November 1918 erhielten John und Eliza Brewster einen Brief von dem deutschen Sergeant Egbert Wagner. Nachdem er im April 1915 ihrem Sohn Lieutenant James Brewster nach heftigen Kämpfen bei Ypern das Leben gerettet hatte, war zwischen den Eltern und Wagner eine Brieffreundschaft entstanden. Das Ehepaar Brewster hatte innig gehofft, Sergeant Wagner werde den Krieg überleben, «um weitere gute Werke zu tun». Dieser Wunsch ging in Erfüllung: Egbert war an die russische Front verlegt worden, dort in Gefangenschaft geraten, aber nach dem Friedensabkommen mit Russland wieder freigelassen worden.

Nun nahm Sergeant Wagner über seinen dänischen Vermittler wieder

Kontakt zu den beiden auf. Sein Bruder, Leutnant Theobald Wagner, der in der 12. Kompanie des 16. Infanterieregiments diente, hatte eine schwere Brustverletzung erlitten und war Ende August 1918 gefangen genommen worden. Bei Kriegsende lag er in einem Militärkrankenhaus in Sutton Veny in Wiltshire, sollte aber bald in ein Offizierslager überstellt werden.

Egbert Wagner schrieb:

Ich habe folgende Bitte: Wäre es Ihnen wohl möglich, meinen Bruder auf Ihrem Anwesen in irgendeiner Weise als «Arbeiter» einzustellen, damit er die Gelegenheit bekommt, sein Lungenleiden unter günstigeren Umständen auszukurieren?

Die Hilfe, die ich Ihrem Sohn zuteil werden lassen konnte, erfordert natürlich keine Gegenleistung, doch welche Freude würden Sie uns mit einem ähnlichen Akt der Nächstenliebe bereiten.

Lieutenant James Brewster war als untauglich für Arbeitseinsätze ausgetauscht worden, hatte sich aber zum Zeitpunkt des Waffenstillstands so weit erholt, dass er bei einer Heimatstaffel der Royal Air Force in Norfolk wieder in Dienst treten konnte. Nachdem er durch seinen Vater von Theobald Wagner erfahren hatte, begab er sich zum Offizierslager in Taunton, in dem dieser festgehalten wurde. Zwar konnte er nicht persönlich mit ihm sprechen, doch gelang es ihm, dem Deutschen eine Nachricht mit einem Hilfsangebot zukommen zu lassen. Offenbar war die Familie Brewster nicht imstande, Leutnant Wagner einzustellen, aber sie borgten ihm Geld und konnten Kleidung für ihn beschaffen. Denn der Winter nahte, und er besass nichts weiter als die Krankenhausluft, in der er entlassen wurde.

Deutschland und Grossbritannien befanden sich zwar formal noch im Krieg, aber die Familien Wagner und Brewster hatten längst Frieden geschlossen.

11

Vom Krieg zum Frieden

Von Berlin fuhr Brigadier General Rees weiter nach Den Haag, wo er sich am nächsten Tag bei der britischen Botschaft meldete. Eigentlich hatte er erwartet, dass die Botschaftsmitarbeiter «froh und glücklich über den erfolgreichen Ausgang des Kriegs» seien, fand jedoch stattdessen ein Klima der Angst vor. Alle glaubten, Feldmarschall Hindenburg sei dabei, vor den Toren Hannovers eine neue Armee aufzustellen, um den Kampf wieder aufzunehmen. Rees brauchte fast zwei Stunden, um den Botschafter zu überzeugen, dass dies nur haltlose Gerüchte waren.

Anschließend schickte man ihn nach London, wo er Aussenminister Arthur Balfour versichern sollte, dass «wir den Krieg wirklich gewonnen hatten und den Deutschen dies bewusst war». Rees fand die Paranoia verblüffend.

Ich kann mir dieses seltsame Phänomen nur damit erklären, dass die Armeen keinen Kontakt mehr zueinander hatten und die Alliierten voll und ganz auf die Berichte von Geheimagenten angewiesen waren. Die Agenten aber sahen nach dem Kriegsende keinen Sinn mehr darin, weitere Berichte zu verfassen. Die Folge war diese tiefe Angst bei den Verantwortlichen, denn da jegliche Nachrichten ausblieben, schenkte man den abenteuerlichsten Gerüchten Glauben.

Nach dem Ende der Kampfhandlungen gab es zwei Tage lang keine Kontakte zwischen Alliierten und Deutschen. Den Verlierern war jedoch klar, wozu sie der Waffenstillstand verpflichtete. Während die Alliierten ihre Stellungen hielten, begann die deutsche Armee den Rückmarsch in die Heimat. Dabei hinterliess sie riesige Mengen Waffen. Man gab den Deutschen einen Vorsprung, um Zusammenstösse zwischen den gegnerischen Armeen zu vermeiden. Dies aber führte zu der von Rees beschriebenen Unsicherheit und dem lächerlichen Verdacht, die Deutschen rüsteten sich zu einem neuen Angriff.

Der Generalstab der britischen Armee hatte allerdings mit weitaus drängenderen Problemen zu kämpfen als mit unbegründeten Ängsten. Vor dem Waffenstillstand hatten die Deutschen in Städten und Dörfern, die auf der Marschroute der Alliierten lagen, Sprengsätze versteckt. Ebenso an wichtigen Strassenkreuzungen, die nun von Pionieren wieder instandgesetzt werden mussten. Wo Flussbrücken eingestürzt waren, benötigte man Pontons; zerstörte Eisenbahnsignale und Schaltgeräte bedurften sofortiger Reparatur. Beim ersten Funkverkehr der Alliierten nach dem 11. November ging es um die Frage, wo deutsche Zeitzünderbomben versteckt und welche Strassen unpassierbar oder stark beschädigt waren.

Im Feld blieb die alliierte Infanterie in Bereitschaft. Alle Fraternalisierungen waren untersagt, stattdessen sollten die Soldaten ihre Zeit für Räumungsarbeiten nutzen. Dem sogenannten «Pomp and Polish Order» zufolge hatten sich alle Waffengattungen möglichst geschneigelt und geputzt zu zeigen, um dem Feind seine Niederlage in aller Deutlichkeit vor Augen zu führen und zugleich die hohe Moral und Kampfbereitschaft der Alliierten zu bekräftigen.

Man hatte auch erwogen, bis nach Berlin vorzurücken, um die Symbolkraft eines Einmarschs in die deutsche Hauptstadt zu nutzen. Doch letztlich schien es den Siegermächten zu aufwendig, dafür einen Grossteil Deutschlands zu durchqueren. Die Alliierten würden lediglich das Rheinland besetzen, und von den fünf Armeen der britischen Expeditionsstreit-



Britische Infanteristen überholen deutsche Soldaten auf dem Rückzug.

kräfte sollte allein die Second Army das Privileg geniessen, die Grenze zu überschreiten.

Die alliierte Besetzung und Kontrolle dieses bedeutenden deutschen Industrie- und Handelsraums würde die deutschen Politiker während der Friedensverhandlungen zweifellos bei der Stange halten. Der deutschen Regierung war bewusst, dass die Alliierten die Kampfhandlungen lediglich eingestellt hatten und sie jederzeit wieder aufnehmen konnten, sollten sich ihre einstigen Gegner nicht kooperationsbereit zeigen.

Am 1. Dezember 1918 drangen die ersten alliierten Truppen auf deutsches Territorium vor. Stephen Graham, Private bei den Scots Guards, war in vorderster Front dabei.

Wir waren mächtig stolz, den Krieg gewonnen zu haben, und wenn wir in ein deutsches Dorf kamen, zeigten wir das Selbstbewusstsein und die Entschlossenheit, die für die ersten vorrückenden britischen Truppen wohl typisch waren. Dabei hatten wir stets den Eindruck,



Erschöpfte deutsche Truppen überqueren auf dem Rückzug aus Köln den Rhein.

dass sich die Deutschen verblüfft die Augen rieben und sich überrascht fragten: «Sind das die Engländer, die wir einst verachtet haben?»

Das Rheinland wurde geteilt: Die Belgier besetzten das Gebiet zwischen Düsseldorf und dem Norden Kölns, die Franzosen die Eifel bis Koblenz und die Amerikaner Wiesbaden. Feldmarschall Haig aber konnte den Briten durch geschickte Verhandlungen die Kontrolle über Köln als wichtigstes Handelszentrum sichern. Den Franzosen, die immer noch erbittert über die Zerstörung Nordfrankreichs waren, überliess man aus Gründen der Gerechtigkeit den weitaus grössten Teil des Rheinlands, darunter auch unbedeutendes Ackerland und Wälder. Damit verfügten sie zwar über eine grosse Landmasse, hatten jedoch kaum Gestaltungsmöglichkeiten.

Anfang Dezember empfingen die Bürger Kölns die zurückkehrenden deutschen Soldaten wie Helden. Flaggen mit dem Stadtwappen wurden gehisst, die Strassen mit Wimpeln und Bannern geschmückt, um ihnen zu zeigen, dass die Zivilbevölkerung ihren aufopfernden Einsatz hono-

rierte. Doch kaum hatten die letzten deutschen Truppen den Rhein überquert, verschwanden all diese Symbole wieder. Die Stadt bereitete sich auf die Ankunft der Briten vor.

In der Zwischenzeit aber kam es zu Unruhen, und Soldaten, die sich der Revolution angeschlossen hatten, zogen durch die Strassen. Die Stadt sah sich in ihrer Sicherheit bedroht, und Bürgermeister Konrad Adenauer ersuchte die Briten höflich, sich zu beeilen, damit die Ordnung wieder hergestellt werden konnte. Die 14th (Royal Irish) Dragoon Guards, jenes Regiment, das vier Jahre zuvor an den ersten Kämpfen teilgenommen hatte, zog am 6. Dezember in die Stadt ein und nahm unter den Blicken neugieriger Zivilisten vor dem Dom Aufstellung. Aufgrund der Bestimmungen des Waffenstillstands hatten sich alle aktiven deutschen Soldaten auf die Ostseite des Rheins zurückziehen müssen, sodass Köln eine offene Stadt war. Um dies zu überprüfen, ritten zwei Trupps unter der Führung von Second Lieutenant Kenneth Stanley auf der grossen Hohenzollembrücke über den Rhein.

Nachdem er am westlichen Brückenkopf einige seiner Männer postiert hatte, stiess er auf der anderen Seite auf eine zehnköpfige deutsche Wachmannschaft, der er mit Handzeichen und gebrochenem Französisch klar machte, dass sie sich entfernen solle. Kurz darauf fuhr ein Dienstwagen vor, dem ein hochdekoriertes deutsches General entstieg. Er erklärte Stanley, die Briten dürften den Fluss erst am 12. Dezember überqueren. Die beiden Seiten schlossen einen Kompromiss: Die Deutschen überliessen den Briten zwei Drittel der Brücke, damit sie einen guten Überblick über ihre besetzte Zone hatten. Mit Kreide wurde eine Trennlinie gezogen, und ein deutscher Offizier hatte den Briten jeden Tag bei Sonnenaufgang Bericht zu erstatten, bis er und seine Männer ganz abgezogen wurden.

Die Second Army schwärmte ins Stadtzentrum und Nachbarorte wie Bonn aus, wo die Soldaten verlassene Kasernen, Kühlhallen, Theater und Schulen bezogen. Insgesamt 88 Schulen wurden für Soldaten requiriert, während man die Offiziere in Privatquartieren unterbrachte. Auf diese Weise schwoll die Bevölkerung um ein Viertel an. Notgedrungen muss-

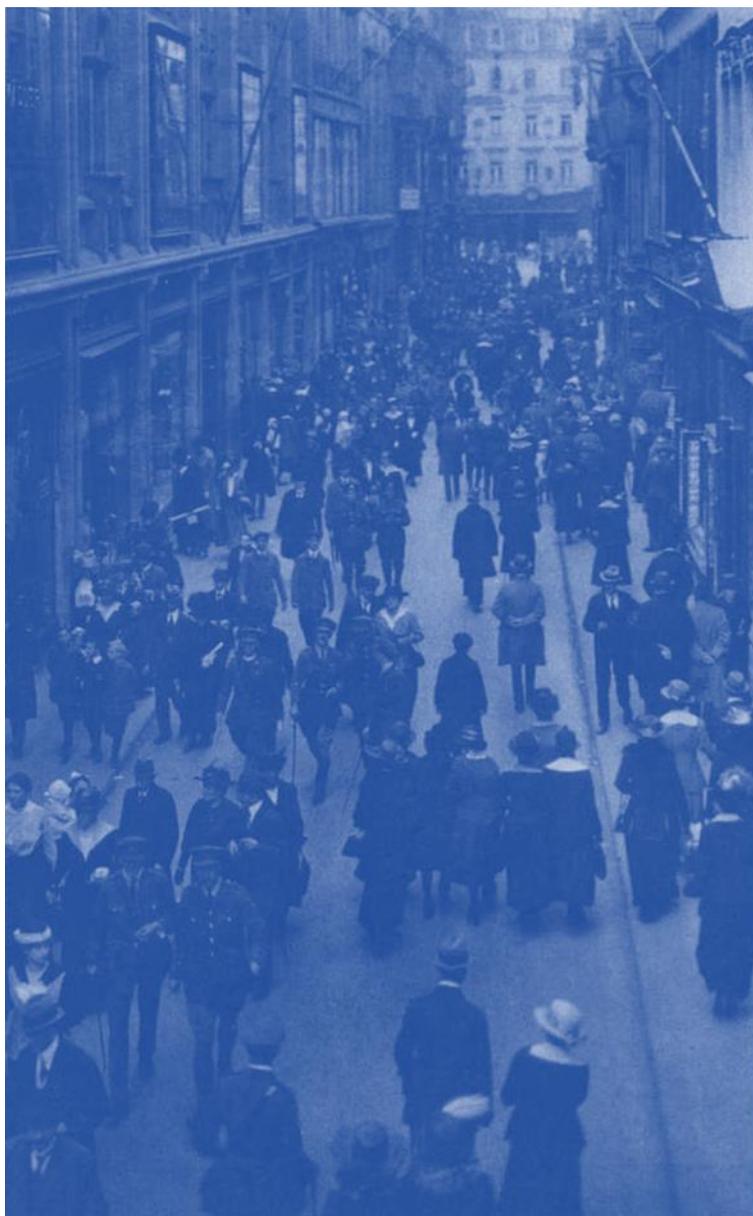
ten Unteroffiziere und sogar gemeine Soldaten gelegentlich mit deutschen Familien unter einem Dach schlafen, die nach wie vor auf die Rückkehr ihrer Söhne aus dem Krieg warteten.

Auf Tuchfühlung mit britischen Soldaten zu leben, erwies sich als nicht so schwierig wie anfangs befürchtet. Die hungernden Familien entdeckten bald, dass ihre «Hausgäste» dringend benötigte Lebensmittel und Toilettenartikel mitbrachten, die sie in den gut bestückten Läden der Armee erwerben konnten.

Das Militärrecht wurde eingeführt, verbunden mit einer Ausgangssperre von 18.00 bis 9.00 Uhr, der Ausweispflicht und der Einschränkung der Bewegungsfreiheit. Briefe unterlagen der Zensur, Telefonate waren untersagt. Das Drucken von Zeitungen und Flugblättern bedurfte der ausdrücklichen Genehmigung der Besatzer. Nach wie vor galt das Fratemisierungsverbot, und die britischen Soldaten durften nur zu zweit und mit Seitenwaffen ausgerüstet ausgehen. Mangelnder Respekt gegenüber den Besatzern, ob beabsichtigt oder nicht, wurde nicht geduldet. Wenn ein Zivilist vor einem britischen Offizier nicht den Hut zog, konnte es passieren, dass ihm seine Kopfbedeckung weggeschlagen wurde. Ein renitenter Polizist, der beim Aufmarsch eines Bataillons zwischen zwei Kompanien die Strasse überqueren wollte, landete in der Gosse. «Das britische Gesetz», schrieb ein Journalist, «legt sich weich wie Schnee auf einen Stadtteil, gefriert dabei aber zu Eis».

Die Sorge britischer Militärbefehlshaber und Politiker, der bolschewistische Virus in Deutschland könne sich auch im britischen Heer ausbreiten, erwies sich als unberechtigt. Um derartige Einflüsse zu verhindern, beschränkten die Briten ihre Zusammenarbeit strikt auf etablierte, verfassungsmässige Institutionen und weigerten sich, etwa die kurzfristig existierenden revolutionären Regierungen in Bayern oder Mainz anzuerkennen. Die rheinischen Spartakisten und Separatisten im Umkreis des britischen Brückenkopfs standen unter Beobachtung und wurden notfalls aus dem Gebiet ausgewiesen. Um weitgehende Unparteilichkeit zu wahren, gingen die Briten allerdings ebenso hart gegen Einheiten der rechten

Die Hohe Strasse in Köln, 1919: Britische und Commonwealth-Soldaten zwischen deutschen Zivilisten.



deutschen Freikorps vor und verhinderten die Jagd auf angeblich linke «Verbrecher», die in der britischen Zone Schutz suchten.

«Die Menschen hiessen uns willkommen, weil sie glaubten, dass wir sie vor der Anarchie bewahrten», schrieb der Gardist Norman Cliff. Als er auf eine Bande stiess, die einen Schuhmacher drangsalierte, griffen er und seine Kameraden ein und vertrieben die Diebe. «Die weinende Familie war ungeheuer dankbar und gab sich erst zufrieden, als mir der Vater sein Eisernes Kreuz überreicht hatte. Meine Bitte, es zurückzunehmen, wies er nachdrücklich zurück.»

Bei den meisten britischen Soldaten stand das eigene Wohlergehen im Vordergrund, und sie wollten die Vorzüge einer schönen, weitgehend unzerstört gebliebenen Stadt geniessen. Das Verbot der Fraternisierung wurde unterlaufen, da die Truppen eng mit der Bevölkerung in Berührung kamen, vor allem jene, die das Glück hatten, privat untergebracht zu sein. Aber viele Familien hatten Kriegsoffer zu beklagen, wie Private Stephen Graham feststellte.

Wenn wir deutsche Wohnungen betraten, sahen wir an den Wänden und auf Regalen die Fotografien von Soldaten, und sobald wir die Menschen darauf ansprachen, erfuhren wir immer wieder dieselbe traurige Geschichte – verwundet, tot, tot, verwundet. Der Tod war bei allen deutschen Familien eingekehrt. Frauen holten ihre Fotoalben heraus, zeigten uns Aufnahmen von sich aus der Zeit vor dem Krieg und baten uns, sie mit ihrem jetzigen Aussehen zu vergleichen.

In Bars und Cafés lernten die Briten ehemalige deutsche Soldaten kennen, von denen viele noch ihre Militärmäntel trugen. Es war erst Wochen her, dass sie in Frankreich und Belgien gegeneinander gekämpft hatten. Nun aber setzten sich deutsche und britische Soldaten an einen Tisch und unterhielten sich – in der internationalen Sprache der Gesten, gemischt mit Brocken von Schulfranzösisch, wie sich Graham erinnerte.

Wir waren alle neugierig, wo der Fritz gegen uns gekämpft hatte, wo wir einander direkt gegenübergestanden hatten.

«Du, in Ypern.»

«Moi aussi in Ypern.»

«Compris, Bourlon? Moi bei Bourlon.»

«Bapaume? Ja, kenne ich gut, M'sjöh. Er war in Bapaume.» «Verwundet, M'sjöh? Zwei Mal? Ich drei Mal.»

Unsere Soldaten zogen ihre Uniformröcke aus und zeigten ihre Narben. Die deutschen Jungs folgten ihrem Beispiel. Da sie sich nicht anders ausdrücken konnten, grinsten sie sich dann irgendwie zufrieden an. (...) Wir lernten einen jungen Mann kennen, der in der Schlacht von Cambrai ein Jahr zuvor tatsächlich gegen unsere Einheit gekämpft hatte.

Die Nähe unserer beiden Völkerstämme trug sicher zu dieser Veröhnung zwischen Soldaten der unteren Ränge und deutschen Zivilisten bei. Wie auch die Sauberkeit der deutschen Städte und Dörfer und der Menschen, das hübsche Aussehen der Frauen, die hohe Qualität der deutschen Kultur (...). «Hör mal, Stephen», sagte ein brummiger schottischer Corporal in Zülpich zu mir, «ich bin seit viereinhalb Jahren hier, ich habe in Frankreich und Belgien gelebt, und jetzt in Deutschland, aber ich sagte dir, die Leute hier stehen mir am nächsten. Sie sind ehrlicher und sauberer, und irgendwie habe ich das Gefühl, ich verstehe sie besser.»

Normalerweise war er sehr reserviert, und ich wusste, dass er die Deutschen gehasst hatte.

Private Ginger Byrne hätte allen Grund gehabt, die Deutschen zu hassen. Fast zweieinhalb Jahre zuvor hatte er das Gemetzel am ersten Tag der Schlacht an der Somme erlebt. Damals sass er im Niemandsland in einem Granattrichter fest, während es ein deutscher Maschinengewehrschütze offenbar persönlich auf den jungen britischen Soldaten abgesehen hatte. Aber Byrne war nicht nachtragend.

Ich besass ein 50-Gramm-Päckchen Tabak mit einem goldenen Etikett auf der Vorderseite. Man konnte ihn auch kauen, wenn man wollte. Aber da ich Kippen rauchte, hatte ich das Päckchen schon seit sechs Monaten in der Tasche. So dachte ich mir, ich mache dem guten alten Jerry ein Geschenk. Schliesslich war Heiligabend, und die letzten vier Jahre lang hatten wir an Weihnachten eine ganz andere Sorte von Geschenken ausgetauscht, nicht wahr?

Also stapfte ich durch den Schnee. Ich war ohne Begleitung, denn wenn die kleine alte Dame allein war, hätte es sie vielleicht erschreckt, wenn mehrere Soldaten bei ihr auftauchten. Ich öffnete das Gartentor, ging den Weg zum Haus und klopfte an die Tür. Ein älterer Herr mit einer von diesen langen Pfeifen öffnete und sah mich schweigend an. Ich konnte kein Deutsch ausser «Gut Morgen». Also sagte ich das. Dann zog ich das Päckchen Tabak aus meiner Tasche, gab es ihm und reichte ihm die Hand. Wir schüttelten uns die Hände. Dann trat er zurück und liess mich eintreten.

Seine Frau und seine beiden Söhne waren da. Sie begrüsstten mich alle mit einem Händedruck. Sie hatten nicht viel zu essen, aber ein gutes Feuer, und wir nahmen drum herum Platz. Die Sprachbarriere störte furchtbar, aber wir versuchten uns mit dem bisschen Französisch, das wir konnten, zu verständigen. Die alte Dame verstand offenbar gar nichts. Die beiden Söhne machten mir deutlich, dass sie im deutschen Heer als Maschinengewehrschützen gedient hatten. Ich sagte, ich sei auch Maschinengewehrschütze gewesen, worauf wir alle nickten. Es war schade, dass ich kein Deutsch konnte, sonst hätten wir prima fachsimpeln können. Später fragte ich mich, ob einer der beiden vielleicht 1916 der besagte Schütze an der Somme gewesen war. Ich hätte ihm bereitwillig die Hand geschüttelt, denn er hatte seine Sache gut gemacht. (...)

Auf einem der Küchenregale entdeckte ich eine kleine Ziehharmonika. Ich zeigte darauf, und der alte Bauer holte sie herunter und

gab sie mir. Ich spielte «Stille Nacht», und sie sangen es auf Deutsch und ich auf Englisch. Es gefiel ihnen sehr. Wir waren davon so ange-
tan, dass wir es zwei Mal sangen. Ihre Nationalhymne ist bei uns ja
auch als Choral bekannt. Ich hatte den gesamten Text der deutschen
Nationalhymne in der Schule gelernt – Englisch natürlich. In jenen
Tagen waren wir noch irgendwie miteinander verwandt, und eigent-
lich sind wir es ja noch immer. (...) Komisch, das Ganze.

Da die Kasernen von Soldaten der Kavallerie und der Infanterie belegt
waren, übernahmen Staffeln der kurz zuvor umbenannten Royal Air
Force zahlreiche Flugplätze am Stadtrand von Köln. Während der Besat-
zung behandelten die gegnerischen Piloten einander mit demselben Re-
spekt wie im Kampf. Ernst Udet, der mit seinen 62 Luftsiegen im Anse-
hen gleich hinter dem grossen Baron von Richthofen rangierte, war in
den Messen der Royal Air Force ein gern gesehener Gast. Anfang 1919
sprach Udet in Bickendorf vor britischen Piloten. Darunter befand sich
auch Captain Edward Crundall, mit sieben Abschüssen Inhaber des Dis-
tinguished Flying Cross. Er berichtete später, man habe Udet «Drinks
spendiert, und er erzählte von den Kriegstagen, als er in Douai stationiert
war und die Albatros D. III flog».

Andere zeigten weniger Toleranz. In den Seitenstrassen, in den Ge-
schäften und Kneipen der Stadt waren Streitigkeiten an der Tagesord-
nung. Ausserdem kam es zu Zerstörungen aus reiner Rachsucht. Ein na-
mentlich nicht bekannter britischer Soldat, der bei einem deutschen Pho-
tografen ein Porträt von sich machen liess, schrieb auf die Rückseite der
Aufnahme: «Dies [es Bild] hat mich zwei Mark gekostet, und den Mann,
der es gemacht hat, 300 Mark für eine neue Kamera.» In den Geschäften
bedienten sich Soldaten offen an Zigaretten und erklärten, da die Deut-
schen Belgien kahlgefressen hätten, dürften die Briten ihnen jetzt die-
selbe Medizin verabreichen. In der Besatzungsbehörde trafen zahlreiche
Beschwerden über Soldaten ein, die gedankenlos durch Privatgärten
stampften und Pflanzen zertrampelten, nur um den Weg abzukürzen.
Zahllose Besitzer von Privatunterkünften verlangten Schadensersatz für



Soldaten der 23rd Royal Fusiliers mit der deutschen Familie, bei der sie einquartiert waren.

zerbrochenes Porzellan, beschädigte Möbel und von Sporen und durch Brandflecken ruinierte Teppiche. Man rechnete bereits mit dem Ausbruch einer gewissen Feindseligkeit und war deshalb umso erstaunter, wie gut die Tommies im Grossen und Ganzen während der siebenjährigen Besatzungszeit mit den Deutschen auskamen.

Wenige Monate nach Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrags schrumpfte die Zahl der britischen Soldaten in Deutschland auf weniger als 10'000 Mann. Die Besetzung glich nun eher einem Einsatz in Friedenszeiten, der allerdings seine angenehmen Seiten hatte: Da durch die Inflation deutsche Währung immer mehr an Wert verlor, stieg die Kaufkraft der Briten ins Unermessliche. Ausserdem durften die Besatzungstruppen ihre Familien nach Deutschland holen, was zu einer neuen Art von Konflikten führte – diesmal zwischen den Soldatenfrauen und den «tüchtigen» deutschen Hausfrauen.



Das Erinnerungsfoto aus den 1950er-Jahren zeigt den einstigen Artillerie-Fahrer Alfred Henn mit Frau (rechts) und die Familie eines deutschen Soldaten, mit der er sich während der Besatzung angefreundet hatte.

Am Ende kam es zu etwa 700 Eheschliessungen britischer Soldaten mit deutschen Frauen, und zwischen den Besatzern und den Familien, mit denen sie in Berührung kamen, entstanden oft lebenslange Freundschaften. Alfred Henn, Fahrer bei der Artillerie, hielt bis Ende der 1990-er-Jahre Kontakt zu einem deutschen Soldaten.

Die pragmatische Kölner Bevölkerung wusste es zu schätzen, dass die Briten für Sicherheit sorgten: Sie verhinderten nicht nur Übergriffe politischer Extremisten, sondern schützten sie auch vor den Franzosen, deren Verbitterung über die Verheerungen in Nordfrankreich und die ungeheuren Verluste das Verhältnis zu den Deutschen vergiftete.

Violet Markham, die Ende 1919 den Kölner Brückenkopf besuchte, wunderte sich über die relative Ruhe auf den belebten Strassen der Stadt.

Was im besetzten Gebiet am meisten auffällt und den englischen Besucher immer wieder in Erstaunen versetzt, ist die unendliche Gelassenheit, mit der sich die Deutschen in ihre Lage fügen. Das Leben verläuft verblüffend normal. Diese bewundernswerten Menschen scheint es, zumindest äusserlich, nicht zu stören, dass ihr Land von feindlichen Armeen besetzt ist. (...) Ich stellte mir einen von deutschen Truppen besetzten englischen Bahnhof vor und fragte mich, ob dort unter solchen Bedingungen eine ähnliche Ruhe und Gleichgültigkeit anzutreffen wäre. In dieser wie in vielen anderen Hinsichten ist die deutsche Seele ein Rätsel, das mit jeder im besetzten Gebiet verbrachten Stunde verwirrender wird.

Natürlich handelte es sich hier nicht einfach nur um Deutsche, sondern um Rheinländer, die sich ihre Ungezwungenheit und ihren milden Pragmatismus zugute hielten. Die Sicherheit und relative Stabilität, die ihnen die Briten nach diesem verheerenden Krieg boten, war ihnen im Augenblick mehr wert als eine ungezügelte Freiheit, die womöglich ins Chaos geführt hätte. Grundsätzlich freut sich keine Bevölkerung über eine Besatzung, doch in Deutschland hiess der von Briten kontrollierte Kölner Brückenkopf bald die «die Insel der Seligen», und das nicht ohne Grund.

Die Blockade Deutschlands blieb auch in Kraft, als die Siegermächte in Versailles noch um einen Friedensvertrag rangen, der Deutschland vor vollendete Tatsachen stellen sollte. So änderte sich auch nichts an der katastrophalen Lebensmittelknappheit. Im Rheinland war die tägliche Nahrungszufuhr der Zivilisten auf knapp 1'000 Kalorien pro Kopf gesunken. Schliesslich ergriff die britische Regierung im Januar 1919 Massnahmen, um die Not zu mildern, und ordnete die Verschiffung zusätzlicher Lebensmittel, darunter 12'000 Tonnen Fleisch und 100'000 Tonnen Kartoffeln, von Rotterdam und Antwerpen zum Westufer des Rheins an.

Auch in Berlin, wo noch eine kleine britische Gemeinde lebte – darunter Evelyn Fürstin von Wahlstatt und Reverend Henry Williams –, war

die Lage fatal. Die britische Regierung genehmigte ausserordentliche Lieferungen des Roten Kreuzes an die Briten in der Hauptstadt, fügte allerdings eine wichtige Klausel an: «Die Begünstigten müssen wahrhaft britische Staatsbürger sein, und dazu zählen nicht in Grossbritannien geborene Frauen mit Ehemännern, die einer feindlichen Nation angehören.» Das bedeutete, dass in Grossbritannien geborene, mit Deutschen verheiratete Frauen kein Recht auf diese Pakete hatten, wohl aber naturalisierte britische Staatsbürger deutscher Herkunft, sofern sie «während ihres Aufenthalts in Deutschland eine ausreichende Verbindung zum britischen Empire nachweisen können» – was immer das heissen mochte.

Ada Crosley machte sich furchtbare Sorgen um ihre Tochter Lillian Stephan und ihren kleinen Enkel. Lillian hatte 1910 einen Deutschen geheiratet und war vor dem Krieg nach Arnstadt gezogen, wo sie auch jetzt noch lebte. In den Augen der britischen Behörden war sie Deutsche, obwohl ihre Mutter betonte, dass weder ihre Tochter noch ihr Enkel jemals die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hatten. Als Lillian und ihr Sohn im Januar 1919 dem Verhungern nahe waren, wandte sich Ada in einem Schreiben an das Rote Kreuz.

Heute erhielt ich einen Brief von ihr [Lillian]. Darin bat sie inständig um Lebensmittel für sich und das Kind, dessen Gesundheitszustand wegen des Mangels an Nahrung und Milch besorgniserregend ist. Um ihres Kindes willen, um sein Leben zu retten, hat sie versucht, nach England zurückzukehren. Weder wir noch sie verlangen irgendetwas für ihren Ehemann, es geht einzig um sie und ihr Kind. Darf sie demnächst, ehe es zu spät ist, nach Hause zurückkehren, um wieder einmal satt zu werden, oder darf ich ihr Lebensmittel für das Kind schicken? Bitte, bitte, können Sie irgendwie helfen und etwas unternehmen. (...) Sie hegt keine Sympathien für die Deutschen, sondern ist durch und durch Engländerin. Drei Söhne von mir waren im Krieg, alle sind schwer verwundet, und einer war in Gefangenschaft, aber die Not meiner Tochter ist für mich die schwerste Prüfung.

Die Antwort liess nicht lange auf sich warten: «Wir haben in dieser Angelegenheit den Blockademinister konsultiert, und er hat entschieden, dass gegenwärtig nur wirkliche britische Staatsbürger Lebensmittel erhalten sollen. Daher kann Mrs. Stephan keine Hilfe gewährt werden.»

Gebürtige Britinnen, die einen Deutschen geheiratet hatten, blieben also weiterhin Ausgestossene. Die gebürtige Deutsche Malvina Mendelssohn dagegen erhielt Zuwendungen, nachdem die Behörden festgestellt hatten, dass ihr deutscher Ehemann in den 1870er-Jahren britischer Staatsbürger geworden war. In den 1890er-Jahren war er gestorben, woraufhin sie nach Wiesbaden zog. Bei Kriegsausbruch musste sie die Stadt wegen ihrer britischen Nationalität verlassen und verbrachte die Kriegszeit in Frankfurt. Alt und gebrechlich, wie sie inzwischen war, befand sie sich in einer beklagenswerten Lage, doch dann kam sie in den Genuss von Hilfspaketen. «Informiere hiermit den CPWC,* dass ihrer Versorgung mit Lebensmitteln aus Berlin nichts im Wege steht.»

Diese Haltung der Regierung verärgerte manche in Berlin stationierte ranghöhere Offiziere. So beklagte sich Major General Sir Richard Ewart über die Ungerechtigkeit dieser Regelung, durch die alle gebürtigen Britinnen bestraft würden. «Auf diese Weise grenzen wir eine beträchtliche Zahl äusserst bedürftiger Menschen aus, während viele andere davon profitierten, die eindeutig weniger Not litten.» Doch trotz seiner Einwände erhielt Sir Richard die Anweisung, weiterhin zu verfahren wie bisher. Zumindest erwies man ihm die Ehre einer ausführlichen Erklärung:

1. Wenn wir freigiebig Lebensmittel an die Ehefrauen Deutscher verteilen, bedeutet das das Ende der Blockade.
2. Mit der Ehefrau würden wir auch ihren Mann unterstützen, ein Prinzip, das wohl nicht vertretbar wäre, zumal wir vom niederländischen Gesandten in Berlin von einer ganzen Reihe britischer Staatsbürger gehört haben, die Hilfe brauchen.

* Central Prisoners of War Committee: Zentralausschuss für Kriegsgefangene (Anm. d. Übers.).

3. Die in Grossbritannien geborene Gattin eines Deutschen ist keine britische Staatsbürgerin mehr. (...) Deutschen Staatsbürgern sollte von der eigenen Regierung geholfen werden, aus den gemäss der Waffenstillstandsbedingungen genehmigten und zukünftig noch zu genehmigenden Mitteln, und nicht durch das britische Rote Kreuz.

Wenn die gebürtigen Britinnen nicht hungern wollten, mussten sie in ihre alte Heimat zurückkehren. Im März 1919 legte ein Beamter des Aussenministeriums die vorherrschende Meinung dar: «Es handelt sich um eine Angelegenheit des Innenministeriums, und dort ist man bekanntlich der Ansicht, dass in Grossbritannien geborene Witwen von Boches die Erlaubnis erhalten könnten, in unser Land zurückzukehren, vorausgesetzt, sie beantragen so bald wie möglich nach ihrer Ankunft die Einbürgerung. Allerdings glaube ich nicht, dass Kinder deutscher Nationalität aufgenommen werden.» Diese Haltung der Regierung sollte sich erst nach der Unterzeichnung des Friedensvertrags ändern. Bis dahin gab es wohl kaum eine in Grossbritannien geborene «deutsche» Mutter, die wieder nach England zog, denn dazu hätte sie ihre Kinder zurücklassen müssen.

Fürstin Blücher befasste sich in ihrem Tagebuch mit der Not dieser Frauen. Warum mussten britische und amerikanische Ehefrauen ohne eigene Schuld solches Leid erdulden? Nachdem sie viereinhalb Jahre lang kleine wie grosse Katastrophen festgehalten hatte, beendete sie ihre Aufzeichnungen mit der Bemerkung: «(...) selten erhellte ein Lichtstrahl das lange düstere Kapitel der Geschichte.»

(...) wir Engländerinnen und Amerikanerinnen, die zufällig mit Ausländern verheiratet sind, [begegnen] überall Argwohn und Misstrauen. Statt dass unsere Lage erleichtert wird durch die tatsächliche Beendigung der Feindseligkeiten, werden wir überall wie Parias und Ausgestossene behandelt.

Schon seit den ersten Kriegstagen war unsere Situation heikel, und je mehr wir uns ganz bewusst bemühten, unserem Pflichtgefühl gegen-

über beiden Ländern zu entsprechen, desto deutlicher empfanden wir die Schmähungen und Beleidigungen, die wir oft ertragen mussten. Das Schicksal hatte uns die Aufgabe zugewiesen, beiden Ländern gegenüber (so weit es möglich war) unparteiisch zu bleiben und danach zu streben, zumindest einen kleinen Rest von Höflichkeit zwischen ihnen aufrechtzuerhalten.

Es war für viele von uns kein Leichtes, unseren Männern in ihre Heimat zu folgen – liebten wir doch unser Land und unsere Angehörigen mit jeder Faser unseres Wesens – und, gedrängt von unserer Treue ihnen gegenüber, nach Kräften eine gerechte Einstellung zu wahren, während ihnen [den Gegnern] zur gleichen Zeit unsere Angehörigen in die Hände fielen und alle nur erdenklichen Hassgefühle und Vorurteile in die Welt hereinbrachten.

Gewiss, unsere Angehörigen in England und Amerika blieben uns verbunden, doch oft waren sie selbst einer erbärmlichen Hetzjagd ausgesetzt, wenn sie sich für uns verwandten. Hier, wo uns bei jedem Schritt Zweifel und Misstrauen begegneten und unsere einfachsten Worte mutwillig entstellt wurden, standen unsere Gatten treu zu uns, und obwohl sie sich im besten Sinne des Wortes als Patrioten erwiesen, wurden sie in beiden Ländern mit argwöhnischen Blicken betrachtet. Jetzt, in diesen Zeiten des zweifelhaften Friedens, geht es uns schlechter denn je. Wir dürfen nicht zurück in die Heimat unserer Jugendzeit, nicht einmal zu einem flüchtigen Besuch unserer Eltern, die es kaum noch erwarten können, uns endlich wiederzusehen, weil unsere Ehemänner, wie immer sie auch denken mögen, nun einmal zufällig Ausländer sind; aus demselben Grund verwehrt man uns den Zugang zu unserem Geld und unserem Besitz. In Deutschland wiederum blickt man mit Misstrauen auf uns, weil unsere Sympathien vielleicht zu international erscheinen; in neutralen Ländern dürfen wir uns nicht in der Gesellschaft bewegen, um nicht Gefahr zu laufen, unsere Freunde zu kompromittieren; und um unsere Männer nicht zu kompromittieren, dürfen wir uns nirgendwo in der Öffentlichkeit mit englischen oder ame-

rikanischen Verwandten oder Freunden sehen lassen. Daher fühlen wir uns überall als Verbannte und Exilierte und sehnen uns nach einer Zeit, in der Milde und Nachsicht die Welt regieren. Natürlich beziehen sich diese Klagen nicht nur auf die englischen Ehefrauen der Deutschen, sondern auf alle Frauen, welche Ausländer geheiratet haben. Für uns gibt es keinen Platz unter der Sonne und nirgendwo Gesetze, die uns schützen.

Ähnlich alleingelassen fühlte sich auch eine andere Gruppe, die sich jedoch nach Ansicht vieler ihre Probleme selbst zuzuschreiben hatte. Es handelte sich um die von Reverend Henry Williams «Renegaten» genannten Soldaten der irischen Brigade – jene etwa vier Dutzend Männer, die der Aufforderung Sir Roger Casements gefolgt waren und sich zum Kampf für Irland gemeldet hatten. Sie wurden am Ende von allen anderen Gefangenen getrennt, sassen während des ganzen Krieges in der Zossener Kaserne fest und verbrachten ihre Zeit dann in Kneipen, wie Williams meinte.

Das Letzte, was ich von diesen Iren hörte, war, dass sie noch eine ganze Weile nach Kriegsende in Deutschland blieben, weil sie sich aus Angst, erschossen zu werden, nicht in die Heimat zurücktrauten. Einer von ihnen, ein grosser, dicker Kerl, fiel auf, weil er bei Ausbruch der Revolution mit einem Maschinengewehr auf das Brandenburger Tor geklettert war und dort zwei oder drei Tage blieb. Im Interesse des Maschinengewehrs kann man nur hoffen, dass er sich nicht zu sehr betrank.

Ob Williams den Iren selbst dort gesehen hatte, ist unklar. Möglicherweise hatte Williams durch Major General Sir Richard Ewart davon erfahren.

Anfang Februar 1919 traf Sir Richard die Blüchers im Hotel Continental in Berlin. Beim Dinner unterhielt man sich über eine Vielzahl von Themen. Zunächst sprach Fürstin Blücher vom Feldzug in Afrika, wo ihr Schwager, Admiral Sir Edward Charlton, zusammen mit Sir Richard ge-

dient und verschiedene militärische Operationen durchgeführt hatte. Dann kam man auf Casement zu sprechen. Sir Richard schrieb später darüber:

Sie erwähnte, dass sie [der Fürst und die Fürstin] Casement des öfteren getroffen hatten. Sie hielten ihn für einen törichten Menschen, sozusagen einen Spinner. (...) Bevor Casement zu einer letzten Reise [nach Irland] aufbrach, übergab er Fürst Blücher handgeschriebene Aufzeichnungen. (...) Fürstin Blücher bat mich, sie zu lesen. (...) Sie sind insofern interessant, als sie zeigen, dass Casement grundsätzlich gegen einen Aufstandsversuch in Irland war, sofern er nicht durch organisierte Hilfe aus dem Ausland in Form von Soldaten, Waffen, Versorgungsgütern etc. unterstützt wurde. Die irischen Revolutionäre aber hatten Deutschland lediglich um Waffen gebeten. Casement hielt das für Wahnsinn und weigerte sich, die Männer seiner «Brigade» durch ein waghalsiges Unternehmen in Gefahr zu bringen. Daraufhin setzte ihn die deutsche Regierung unter Druck und drohte, ihn bei den irischen Revolutionären anzuschwärzen. (...) Interessanterweise erfuhren wir, dass Irland in ständigen Verhandlungen mit Deutschland stand.

Drei Tage nach diesem geselligen Abend liefen Sir Richard fünf Freiwillige der Brigade über den Weg – inzwischen ohne die grünen Uniformen. Es war «ein bäuerisch aussehender Haufen in Zivilkleidung», zu dem auch einer der ursprünglichen Rädelsführer, Henry Burke, gehörte.

Interessant war, wie wir Burke entdeckten. Während der Kämpfe in Berlin hatten die Regierungstruppen das Brandenburger Tor am Ende der Strasse Unter den Linden umstellt, und alle Fahrzeuge wurden angehalten. Als Lieutenant Breen in einem Wagen hindurchfahren wollte, hielt ihn der Unteroffizier des Wachtrupps auf. Zu Breens Überraschung sprach er mit einem breiten irischen Akzent!

Es war Private Burke von den Connaught Rangers. Am Nachmittag sprach er bei der Botschaft vor und erzählte seine Geschichte. Offenbar konnten bei Ausbruch der Revolution, als die deutschen Wachposten nachlässig wurden, viele Kriegsgefangene aus ihren Lagern fliehen. So auch Burke, der wusste, dass er als Angehöriger der Casement-«Brigade» abgestempelt war. Er trieb sich in Berlin herum, bis er eines Tages sah, wie ein Regierungssoldat im Verlauf der Gefechte sein Gewehr wegwarf und sich den Spartakisten anschloss. Er sagte, er habe einfach nicht tatenlos zusehen können, deshalb habe er sich den Regierungstruppen angeschlossen und an ihrer Seite gekämpft!

Die Männer hatten nur wenig zu tun und wussten nicht wohin. Schliesslich fügten sie sich in das Unvermeidliche. Ob man sie nur bedrängt oder auch bedroht hatte, die fünf verliessen Berlin und machten sich auf den Weg nach Köln, um sich beim Hauptquartier der Second Army zur Rückführung in die Heimat zu melden. Ihnen folgten weitere Kameraden, und nach wenigen Wochen war der Grossteil der irischen Brigade wieder in Grossbritannien. Vier von ihnen aber kehrten nicht zurück. Einer starb 1916 eines natürlichen Todes, einer beging Selbstmord, ein weiterer starb im Kampf mit einem anderen Rekruten der irischen Brigade, und der vierte wurde bei den anhaltenden Unruhen in Deutschland im Februar 1919 erschossen.

Angesichts der Bestrafung der irischen Rebellen nach den Osteraufständen von 1916 hatten die Überlebenden der Brigade bei ihrer Rückkehr allen Grund, nervös zu sein. Die meisten von ihnen hatten jedoch absolut nichts ausrichten können, und das war in gewissem Sinne ihre Rettung.

Im Februar 1919 diskutierte man im britischen Kabinett über das weitere Schicksal von Casements Brigade. Kaum jemand wollte diese Männer wegen Verrat oder Fahnenflucht zur Verantwortung ziehen. Gegen eine strafrechtliche Verfolgung sprachen auch die kürzlich verkündete Amnestie und die anschliessende Haftentlassung der irischen Rebellen. Ausserdem musste man befürchten, dass ein Prozess in Irland erneut die

Emotionen anheizen könnte. Die Anwälte der Krone vertraten die Ansicht, wegen der Verjährung müssten die meisten Fälle vor einem Zivilgericht verhandelt werden. Denn Paragraph 161 des Armeegesetzes schreibe vor, dass ein Prozess vor dem Kriegsgericht spätestens drei Jahre nach dem mutmasslichen Vergehen stattfinden müsse.

Wir sind der Auffassung, dass mit einer Verurteilung wegen dieses Vergehens, das einzig darin besteht, dass sich der Betreffende der irischen Brigade angeschlossen hat, kaum zu rechnen ist. Ein jeder könnte unter diesen Umständen die nicht zu widerlegende Begründung vorbringen, der Grund für seinen Eintritt sei nicht Illoyalität gegenüber der Krone gewesen, sondern vielmehr der Wunsch, eine günstige Gelegenheit zur Flucht zu finden oder eine mildere Behandlung durch die Deutschen zu erreichen.

Am Tag, an dem die Anwälte ihr Gutachten vorlegten, erklärte Winston Churchill im Unterhaus, soweit es der Regierung bekannt sei, befänden sich inzwischen 33 Männer der Brigade wieder in Grossbritannien; ihr Aufenthaltsort sei zwar bekannt, doch keiner befinde sich in Haft. Einen Monat später waren mindestens sechs nach Irland zurückgekehrt, und man entschied rasch, aus «formalen Gründen» nicht gegen sie vorzugehen. Dabei hätten letztlich allein Mitglieder der Brigade Beweismaterial für eine Anklage liefern können, doch es gab wohl kaum Männer, die ihre ehemaligen Kameraden denunzieren wollten. Ansonsten hätte man sich an die Deutschen selbst wenden müssen, und das stand nicht zur Debatte. Die Alliierten wollten Deutsche wegen begangener Kriegsverbrechen verfolgen, und da war es völlig abwegig, sie in einem Prozess gegen britische Staatsbürger als Zeugen heranzuziehen.

Der Versailler Friedensvertrag enthielt bestimmte Klauseln zum heiklen Thema der Kriegsverbrechen und ihrer Verfolgung. Die Paragraphen 228, 229 und 230 des Abkommens verpflichteten die Deutschen, mut-

massliche Kriegsverbrecher an die Alliierten auszuliefern. Doch obwohl man ihnen eine Liste mit 854 Namen übergab, unter denen sich auch die ehemaligen Oberbefehlshaber Hindenburg und Ludendorff befanden, wurde kein hochrangiger Politiker oder Militär jemals vor Gericht gestellt.

Die zornigen Artikel der britischen Presse über Grausamkeiten des Feindes weckten in der Öffentlichkeit die Erwartung, ihre Politiker würden bei der Forderung nach Übergabe der Kriegsverbrecher federführend sein – schliesslich hatten auch zahlreiche politische Hassreden nach dem Waffenstillstand diesen Eindruck erweckt. Doch die Regierung in London lehnte es ab, Personen vor Gericht zu bringen, die in Deutschland eine wichtige politische oder militärische Stellung innegehabt hatten.

Im Gegensatz zu Frankreich und Belgien hatte Grossbritannien praktisch keine Zerstörungen zu beklagen. Bezeichnenderweise hatte es Ende Juni 1919 seine Kriegsziele weitgehend erreicht. Deutschlands Hochseeflotte, die am Stützpunkt der Royal Navy in der Bucht Scapa Flow interniert war, war von den eigenen verbliebenen Mannschaften versenkt worden. Ohne Marine und durch den Friedensvertrag aller Kolonien beraubt, würde Deutschland, so glaubte man jedenfalls, nie wieder eine Bedrohung für das Empire darstellen können. Und mit abnehmendem öffentlichem Druck im eigenen Land und dem allgemeinen Wunsch, nach vorn zu blicken und wirtschaftliche und soziale Probleme anzugehen, verlor die Forderung nach Verfolgung deutscher Kriegsverbrecher mit der Zeit an Kraft. Als sich die Niederlande weigerten, den ehemaligen deutschen Kaiser Wilhelm II. auszuliefern, reagierten die Briten zunächst empört, nahmen aber dann die Entscheidung hin.

Im Lauf der Zeit gab es sogar Bestrebungen, die weitaus aggressivere Haltung französischer und belgischer Politiker in dieser Frage zu dämpfen, weil man fürchtete, die Verfolgung hoher deutscher Offiziere könne zu einer Gegenreaktion rechtsgerichteter Kräfte führen und Deutschland weiter destabilisieren. In Wahrheit war die britische Politik viel stärker

November 1918, England: Eine Puppe des deutschen Kaisers, aufgehängt in einer Strasse. Der Bevölkerung hatte man versprochen, dass man den deutschen Kaiser zur Rechenschaft ziehen werde, doch auf diplomatischer Ebene wurde nur wenig unternommen, um die Niederländer zur Auslieferung ihres «Gastes» zu nötigen. Wilhelm II. blieb bis zu seinem Tod 1941 in Holland.



mit den eigenen Ängsten vor einer Ausbreitung der bolschewistischen Ideologie als mit dem Thema der Kriegsverbrechen beschäftigt. In einer auf März 1920 datierten Notiz machte Winston Churchill deutlich, wo seine Schwerpunkte lagen:

Aus meiner Sicht sollten wir gegenwärtig das Ziel verfolgen, Deutschland zu einer starken, aber friedlichen Nation zu machen, die unsere französischen Verbündeten nicht angreift, zugleich aber als moralisches Bollwerk gegen den russischen Bolschewismus dient. (...) Die Empfehlung des Kriegsministeriums in den letzten fünfzehn Monaten beruhte stets auf der Haltung, dass Erholung, Stabilisierung und Beruhigung Europas Grossbritannien in die Lage versetzen werden, die Früchte des Sieges zu geniessen.

Churchills Worte zeugen von grossem Pragmatismus. Dennoch musste man nach den zahllosen Versprechungen der Politiker den Versuch unternehmen, Kriegsverbrecher zur Rechenschaft zu ziehen. Jedes Land legte also eine Liste der in Frage kommenden Personen vor, jeweils mit den höchsten Rängen an erster Stelle.

Der britische Nachrichtendienst Stewart Roddie war sich der prekären politischen Situation Deutschlands in hohem Masse bewusst. Anfang 1920, sechs Monate nach Versailles, nahm er an einem Bankett im Haus eines prominenten Geschäftsmanns teil. Zu den Gästen gehörte die politische Elite des Landes, unter anderem der Reichspräsident, der Reichskanzler und der Reichswehrminister Gustav Noske. Da das Essen in einem Privathaus stattfand, konnten sich die Anwesenden laut Roddie unbefangen äussern.

Als der Nachrichtendienst an jenem Abend sein Hotel verliess, stellte er fest, dass ihm sein Bursche einen geladenen Dienstrevolver und ein halbes Dutzend zusätzliche Patronen in die Manteltasche gesteckt hatte. Roddie war überrascht, denn für ihn gab es keinen Grund für eine solche Vorsichtsmassnahme. «Zum grossen Leidwesen [des Burschen] lehnte ich es ab, mich bis an die Zähne zu bewaffnen, doch als ich zu dem Tref-

fen kam und das Haus von Polizisten bewacht vorfand, die zweifellos genau das waren, fragte ich mich, ob ich nicht voreilig gehandelt hatte.»

Bei dem Abendessen unterhielt sich Roddie lange mit Reichswehrminister Noske. Dieser versuchte ihm mit aller Deutlichkeit vor Augen zu führen, dass seine Regierung ein Jahr lang darum gerungen hatte, ein Mindestmass an Stabilität herzustellen. Aber nun verlangten die Alliierten gerade das, was das deutsche Volk in Rage bringen würde.

«Sie fordern, dass wir den Kaiser, den Kronprinzen, Hindenburg, Ludendorff und Hunderte Offiziere aller Dienstgrade festnehmen und an Sie ausliefern, damit Sie sie wegen an Ihnen begangenen Kriegsverbrechen vor Gericht stellen können. Aber seit wann ist der Kläger auch der Richter? Was würde unser Volk von jenen halten, die eine solch schändliche Forderung an es stellen, und was würde die Welt von einem Volk halten, das sie erfüllt? (...) Ich kann es mir ohne Weiteres leisten, mein Leben aufs Spiel zu setzen, denn ich habe nicht viel zu verlieren. Sie haben meinen einzigen Sohn mit Kugeln durchlöchert. (...) Oh, er ist nicht tot, nein, er befindet sich in einem Irrenhaus. Das ist das Ende meiner Familie.»

Sein Gesicht wurde steinern, seine Stimme blechern, und die letzten Worte brachte er heraus, als ob er auf Schrot bisse. Mir lief es kalt den Rücken hinunter, als mir klar wurde, was dieser scheinbar aus Stahl und Eisen bestehende Mann ertragen musste.

«Bringen Sie Ihre Landsleute zu der Einsicht, dass sie Unmögliches von uns verlangen. Sie werden es begreifen, wenn man ihnen die Dinge erklärt.»

Noske war Mitglied der Sozialdemokratischen Partei und galt als gemässigt. Doch bei den Unruhen in Deutschland hatte er eiserne Härte gezeigt und unzählige kommunistische Erhebungen des Jahres 1919 rücksichtslos niedergeschlagen. Zugleich hatte er so eng mit der traditionell rechtsgerichteten Offizierskaste zusammengearbeitet, wie es ihm möglich erschien.

Nach dem Essen fuhr Noske seinen Gesprächspartner zurück zum Hotel Adlon. Bei dieser Gelegenheit erzählte Roddie dem Reichswehrminister von den Vorsichtsmaßnahmen seines Burschen. «Hm', erwiderte Noske, steckte die Hand in die Manteltasche und zog eine gefährlich aussehende Automatikwaffe hervor, 'ich bin da vorsichtiger. Nicht, dass sie mich retten könnte, aber immerhin verschafft sie mir die Befriedigung, auf den, der mich erwischt, einen Schuss abzugeben.'» Dies überzeugte Roddie von der Notwendigkeit, künftig ebenfalls eine Pistole bei sich zu tragen.

Die Ernsthaftigkeit, mit der Noske gesprochen hatte, beeindruckte ihn. Nachdem er über den Abend Bericht erstattet hatte, wurde er umgehend nach England geschickt, um hohe Offiziere und Politiker wie Field Marshal Henry Wilson, Winston Churchill und Sir Arthur Balfour zu treffen. «Mr. Churchill schien die problematische innenpolitische Situation in Deutschland am meisten ernst zu nehmen», schrieb Roddie in seinen Erinnerungen und äusserte sich überzeugt, dass seine Erkenntnisse im Kabinett die Runde machen würden.

Ob seine Einschätzungen entscheidend für die veränderte Haltung der Briten in der Frage der Kriegsverbrecherprozesse waren, konnte Roddie nicht wissen, doch es ist anzunehmen, dass sie eine gewisse Wirkung hatten. Keine vier Wochen später, im März 1920, hatte der britische Nachrichtenoffizier in Berlin eine zweistündige vertrauliche Unterredung mit Ludendorff. Danach war Roddie überzeugt, dass der alternde General den verderblichen Einfluss des Bolschewismus ebenso fürchtete und energisch bekämpfte wie jeder britische Politiker auch. So unglaublich es auch scheinen mag: Ludendorff legte dar, welche Vorzüge es haben könnte, wenn die deutsche Armee gemeinsam mit den Alliierten unter dem Befehl von Feldmarschall Haig gegen Moskau marschieren würde.

Entgegen Noskes Befürchtungen hatten die Briten keineswegs die Absicht, Ludendorff zu verhaften und vor Gericht zu stellen. Aufgrund anhaltender Proteste aus Deutschland hatten die Alliierten bereits viele Namen von ihren Kriegsverbrecherlisten entfernt. Die Deutschen hatten sich

dabei vor allem an die Briten gewandt, die in dieser Frage Zurückhaltung zeigten und pragmatischen Argumenten zugänglich schienen.

Als die Alliierten die Auslieferung von Deutschen verlangten, versuchten die Briten gleichzeitig Frankreich und Belgien dahingehend umzustimmen, dass sie die Strafverfolgung mutmasslicher Kriegsverbrecher den Deutschen überliessen. «Es war schlichtweg so», schrieb ein Beobachter, «dass Deutsche in Deutschland vor einem deutschen Gericht für Verstösse gegen deutsches Recht zur Verantwortung gezogen werden sollten.» Als dies den Deutschen widerstrebend zugestanden wurde, wählten sie als Prozessort den Obersten Gerichtshof in Leipzig – einer Stadt, die vom Einflussbereich der Alliierten besonders weit entfernt lag.

Im März 1919 sagte der Kommandeur der 3rd Infantry Labour Company seinen Männern Lebewohl. Es war zwei Jahre her, dass Major William Renwick das Kommando über eine Einheit übertragen worden war, die vorwiegend aus Soldaten mit deutschen Nachnamen bestand. Auch wenn Renwick diese Ernennung anfangs als zweifelhafte Ehre erschienen sein mag, empfand er mittlerweile Respekt und Vertrauen gegenüber den Männern, die unter seinem Befehl standen.

Jetzt war es Zeit heimzukehren, und Major Renwick verfasste ein Schreiben, das an die Anschlagtafel der Kaserne geheftet werden sollte. Nachdem er 1914 in die Armee eingetreten war und drei Jahre fernab von Frau, Kindern und Geschäft in Frankreich gedient hatte, wollte er ins zivile Leben zurückkehren. Beim Abschied von seinen Leuten brachte er seine Gefühle zum Ausdruck.

Ich empfinde Bedauern, dass ich die Verbindung zu einer solch hervorragenden Kompanie aufgeben muss, die zu befehligen ich seit ihrer Aushebung das Vergnügen und die Ehre hatte. In der gesamten Zeit meiner Tätigkeit als ihr Kommandeur wurde ich äusserst loyal von allen Rängen unterstützt, und es gab nur wenige, die eine leichtere Aufgabe hatten. Dass die Kompanie wegen ihrer Disziplin und Arbeit,

ihrem Auftreten und ihrer Tüchtigkeit einen guten Ruf hatte, war keineswegs mir zu verdanken, sondern meinen Zugführern, den höheren Unteroffizieren und all jenen, die so gut zusammenwirkten, dass sich die Kompanie einen Namen machen konnte.

Wir hatten gegen ein Vorurteil zu kämpfen, und ich denke, es entspricht der Wahrheit, wenn ich sage, dass uns das gelungen ist. (...) Bis zum Ende meiner Tage werde ich mit Freuden auf die Zeit zurückblicken, in der ich eine enge Verbindung zu so vielen guten Kameraden aufbauen konnte, und ich finde keine Worte, um an dieser Stelle die Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen, die ich Ihnen entgegenbringen möchte für all die Unterstützung, die ich stets gesucht und immer erhalten habe.

Renwicks Stolz auf seine Einheit war aufrichtig. Im September 1917 war er für das Military Cross vorgeschlagen worden, und drei Offiziere der Kompanie, Sergeant Major Wiehl, Sergeant Korhaus und Corporal King standen auf der Liste für die Meritorious Service Medal. Während Renwick seinen Orden auch tatsächlich erhielt, kam von den anderen dreien nur King in den Genuss einer Auszeichnung als «Mentioned in Dispatches» (erwähnt im Kriegsbericht). War dies ein Beispiel für das Vorurteil, gegen das Renwick so hartnäckig angekämpft hatte? Vielleicht. Immerhin erhielten im Jahr darauf, im Mai 1918, die Soldaten Mälzer und Kriehn von der 1st Infantry Labour Company die Meritorious Service Medal.

Während Major Renwick ins zivile Leben zurückkehren konnte, blieben seine Männer in Uniform, zumindest vorerst. Mitte Januar 1919 erhielt die Kompanie eine vertrauliche Mitteilung des Generaladjutanten, wonach die Männer «unter keinen Umständen demobilisiert werden» dürften, bis sie weitere Anweisungen erhielten. Ein Grund wurde nicht genannt, aber das britische Heer musste auf die allgemeine Unzufriedenheit unter den einfachen Soldaten über die langsamen Fortschritte bei der Demobilisierung reagieren, und die Arbeitskompanien wurden dabei

nicht gerade bevorzugt behandelt. In der fast wahnhaft antideutschen Atmosphäre, die sich Anfang 1919 ausbreitete, konnte niemand sagen, wie die Zukunft dieser Männer aussah. Vielleicht war es da besser, wenn sie zusammenblieben, statt nach Grossbritannien zurückzukehren, wo sie sich in alle Winkel zerstreuen würden. Viele von ihnen, darunter die 1st, 2nd und 4th Infantry Labour Company, waren im Gebiet des Ypembogens und bei Courtrai stationiert, als im November die Order kam, keine Urlaube mehr zu genehmigen, da man Instruktionen für die Rückkehr der Kompanien nach Grossbritannien erwarte.

Erst Mitte Dezember erhielt die 3rd Infantry Labour Company die Erlaubnis, sich aufzulösen. Zum Abschied wurde folgendes Schreiben verlesen:

Nun, da die Zeit für Sie gekommen ist, die Armee zu verlassen und ins Zivilleben zurückzukehren, möchte ich Ihnen sowohl persönlich als auch offiziell für Ihre geleisteten Dienste danken.

Sie werden die unschätzbare Gewissheit mitnehmen, dass Sie in diesem Grossen Krieg für Freiheit und Ehre und Anstand eine heldenhafte Rolle gespielt haben. Und Sie werden die Erinnerung an Ihre Kameraden mitnehmen, Ihren Stolz auf Ihre Kompanie und die Liebe zu Ihrem Land.

Sie haben sich an die Regeln gehalten: Tun Sie es auch weiterhin, denn dann wird es um das grosse Empire, zu dessen Rettung Sie beigetragen haben, gut bestellt sein.

Ich wünsche Ihnen rundum Wohlergehen und Glück.

F.O. Clarke, für den Befehlshaber der 80th Labour Group

Im Gegensatz zu Renwicks anrührendem Schreiben dürfte dieses «Lebewohl» oberflächlich geklungen haben. Es hätte für jede aufgelöste Einheit verfasst sein können und war es vermutlich auch. Nicht, dass es diesen Männern viel ausgemacht hätte, Hauptsache, sie kamen nach Hause. Da seit dem Waffenstillstand ein Jahr vergangen war und die Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrags bereits sechs Monate zurücklag, mögen sich allerdings viele gefragt haben, was sie in der Heimat erwartete-

te. Hatte sich die Einstellung gegenüber Deutschen verändert, würde es Arbeit für sie geben? Die Zeichen standen nicht gut.

Allgemein blickte man zwar nach vorn, denn schliesslich musste das Leben weitergehen, aber unter der Oberfläche brodelte in der britischen Bevölkerung der Hass auf die Deutschen. Und wie üblich passten sich die Politiker der Stimmung in der Öffentlichkeit an. Ein Ausdruck dieser Haltung war die gezielte Behinderung der Rückkehr naturalisierter britischer Staatsbürger deutscher Herkunft. Das beste Beispiel hierfür ist die unendliche Geschichte von Carl Fuchs, dem weltbekannten Cellisten und Freund von Sir Edward Elgar.

Bei seiner Entlassung aus der offenen Internierung hatte seine Frau Nelly einen britischen Pass für ihren Mann beantragt. Da zurückkehrende Staatsbürger den Weg durch das neutrale Holland nehmen mussten, hatte die Londoner Regierung den Niederländern geraten, diesen Menschen, die nur «theoretisch britische Staatsbürger» seien, den Zugang zu ihren Behörden zu verweigern.

Im Innenministerium hatte sich die Ansicht durchgesetzt, diese Menschen wollten Deutschland lediglich wegen der katastrophalen Wirtschaftslage verlassen und würden dem britischen Steuerzahler zur Last fallen. Daher wollte man sichergehen und nur «Personen mit der Eignung, einen Pass zu erhalten und den damit verbundenen Schutz zu geniessen», einreisen lassen – gegebenenfalls ein nützliches Verzögerungsinstrument. Ende Februar war Nellie Fuchs mit ihrer Geduld am Ende.

«Sir», schrieb sie an das Innenministerium, «darf ich Sie daran erinnern, dass ich immer noch ohne Antwort auf meinen Brief vom 10. Januar bin, dessen Erhalt Sie am 11. Januar bestätigt haben? Darin bat ich dringend um einen Pass für meinen Ehemann Professor Carl Fuchs, damit er nach England zurückkehren und seine Familie ernähren kann. (...) Der Antrag auf einen Pass wurde am 10. Dezember abgeschickt.» Erst im März wurde zähneknirschend die Genehmigung erteilt und die niederländische Gesandtschaft in Berlin bevollmächtigt, Fuchs einen Pass auszustellen. Noch im selben Monat kehrte er nach Grossbritannien zurück,

fast fünf Jahre nachdem er von dort aufgebrochen war, um seine kranke Mutter zu besuchen.

Die Politiker hegten fast einhellig den Wunsch, sämtliche feindliche Ausländer nach Hause zu schicken, und die Regierung verfolgte die Praxis, Deutsche wenn irgend möglich zu repatriieren. Im Dezember 1918, wenige Tage vor den Parlamentswahlen, erklärte der Schatzkanzler Andrew Bonar Law in einer Rede: «Ich glaube nicht, dass Menschen, die in der Zeit höchster Gefahr weggesperrt werden mussten, gute Staatsbürger sind, und wenn diese Regierung beim Friedensschluss wieder an die Macht kommt, werden wir diese Leute in ihr Heimatland zurückschicken.»

Die Regierungskoalition wurde wiedergewählt, und damit fanden die Repatriierungen so zügig statt, wie es die Transportmöglichkeiten erlaubten. Dabei war es gut nachvollziehbar, warum Bonar Law die Deutschen ausweisen lassen wollte: Seine beiden ältesten Söhne waren im Krieg gefallen. Natürlich schielten alle Parlamentsabgeordneten auf die Gunst der Wähler, aber viele von ihnen hatten ebenfalls Opfer zu beklagen – so etwa der neue Innenminister und liberale Abgeordnete Sir Edward Shortt, dessen einziger Sohn, Lieutenant William Shortt von den Scots Guards, im Oktober 1917 gefallen war. Als Innenminister hielt er das Parlament ständig über die Repatriierung feindlicher Ausländer auf dem Laufenden, und die Zahlen waren erstaunlich.

Im Februar 1919 war die Zahl der Internierten von etwa 24'250 auf 19'800 gesunken. Bereits im März konnte Shortt berichten, dass nur noch sechs Internierungslager mit insgesamt 12'500 Insassen, davon 10'500 Deutsche, betrieben wurden. Im Oktober 1919 hatte man 84 Prozent aller feindlichen Ausländer nach Deutschland oder Österreich rückgeführt.

Im April 1919 teilte Shortt dem Parlament mit, auf Empfehlung des Beratungsausschusses, der alle Fälle prüfte, hätten lediglich 41 Internierte nach ihrer Entlassung die Genehmigung erhalten, weiterhin in Grossbritannien zu leben. Somit blieben nur noch etwa 5'000 Deutsche, die das Land nicht verlassen wollten. Von ihnen wurden letztlich 3'900

von der Ausweisung verschont – meist aufgrund familiärer Bindungen oder weil sie schon sehr lange in Grossbritannien lebten.

Natürlich gab es im Land noch viele Tausend weitere Deutsche, die nicht interniert worden waren. Im Juli antwortete Shortt auf eine Anfrage im Parlament, dass 5'785 männliche und 5'965 weibliche Personen seit 1915 aufgrund von Gutachten von der Repatriierung ausgenommen worden seien.

Durch die Regierungsmassnahmen sank die Anzahl der Deutschen in Grossbritannien von 57'500 im Jahr 1914 auf 22'250 am Ende des Jahrzehnts.

Die Repatriierungspolitik betraf jedoch nicht gebürtige Britinnen und in Grossbritannien geborene Kinder mit deutscher Staatsbürgerschaft. Sie durften nicht auf Staatskosten mit ihrem Gatten oder Vater ausreisen. Vielmehr folgten sie den Männern oder reisten ihnen voraus. Aber keine gebürtige Britin wurde gegen ihren Willen des Landes verwiesen.

Das Friends Emergency Committee, das während des ganzen Kriegs aktiv gewesen war, hatte die Familien feindlicher Ausländer in ihrem Überlebenskampf in Grossbritannien unterstützt und ihnen geholfen, wenn sie – oft gegen ihren Willen – nach Deutschland zurückkehren mussten. Im Oktober 1919 veröffentlichte das FEC seinen siebten und letzten Bericht, in dem es auch um die Not der Ehefrauen internierter Männer ging. Darin hiess es, das FEC habe von diesen Frauen nach dem Waffenstillstand eine Flut von Briefen erhalten, in denen sie die Hoffnung ausdrückten, dass man nun wieder zum normalen Leben zurückkehren könne. Doch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch.

Endlich herrschte Frieden, ihre Ehemänner würden umgehend entlassen werden und all ihre Ängste und Prüfungen somit ein Ende haben! Aber die Männer kamen nicht wie erwartet in Freiheit, und die Anspannung drückte die Frauen mehr nieder als all das Leid der Vergangenheit. Als später die Repatriierung der Internierten beschleunigt wurde, standen viele weitere unserer Frauen vor einem furchtbaren Dilemma: Sollten sie mit ihren Männern in ein Land gehen, wo

schrecklicher Lebensmittelmangel herrschte, wo – selbst wenn der Mann Arbeit fand und gut verdiente – kein Hausrat erhältlich oder nur zu exorbitanten Preisen zu erwerben war? Und wenn sie die Wiedervereinigung der Familie hinauszögerten und in Grossbritannien blieben – wovon sollten sie leben, wenn man die Beihilfezahlungen einstellte? Würden sie sich als Almosenempfängerinnen durchschlagen müssen? Würde der Aufschub zur dauerhaften Trennung führen? Es ist ein beredtes Zeugnis für den Mut und die Hingabe dieser Frauen, dass viele von ihnen keinen Augenblick zögerten, sofort die Zelte abzureissen und in ein fremdes Land zu gehen, um so bald wie möglich bei ihren Männern zu sein. Am schwersten fällt einer gebürtigen Engländerin dieser Entschluss, wenn ihre Kinder bereits älter sind und hier eine feste Anstellung gefunden haben oder wenn ihre Söhne im britischen Heer dienen. Sie stehen vor der Tatsache, dass sie diese Kinder zurücklassen, wenn sie zu ihrem Mann ins Ausland ziehen. So ist es durchaus verständlich, dass sie hin- und hergerissen sind.

Solch schreckliche Probleme werden oft unseren Betreuern vorgebracht, die für viele verzweifelte Frauen hochgeschätzte Freunde geworden sind. Tatsächlich stellen unsere Mitarbeiter ein wichtiges persönliches Bindeglied zwischen den Komitees und den Bedürftigen in all ihren unterschiedlichen Ausprägungen dar. Sie haben wunderbare Arbeit geleistet und sich neben den körperlichen auch um die moralischen und geistigen Bedürfnisse dieser Frauen gekümmert. Wenn eine Mutter einmal den Entschluss gefasst hatte, ihrem Ehemann zu folgen, in den Gesprächen mit ihr aber deutlich wurde, wie sehr sie diesen Sprung ins Unbekannte fürchtete, wurden Gespräche bei einer Tasse Tee im Büro anberaunt, mit Helfern, die sich in Deutschland auskannten. Dabei erfuhr eine, sagen wir, Mrs. Schmidt, geboren in East London, Einzelheiten über exotische Städte wie Hannover oder Berlin und über das Leben dort. Ausserdem erteilten wir Unterricht in einfachem Umgangsdeutsch,

damit die Frauen in der Lage waren, in ihrer neuen Heimat zumindest nach den wichtigsten Dingen des Lebens zu fragen. Immer häufiger erhalten wir von Frauen, denen wir helfen konnten, Zeichen der Dankbarkeit, wenn ihnen klar wird, welche wichtigen Beitrag die Freunde von St. Stephen's für ihr Wohlergehen leisten.

Ethel Druhm und ihre achtjährige Tochter Elfreda hatten sich damit abgefunden, London verlassen und in Deutschland ein neues Leben beginnen zu müssen. Seit im Herbst 1914 eine tobende Meute ihr Friseurgeschäft demoliert hatte, litt die Familie Not und Entbehrung. Richard Druhm war interniert, und die englische Familie, die Ethels Heirat schon vor dem Krieg missbilligt hatte, liess nun seine Frau und seine Kinder weitgehend im Stich. Nachdem Ethel ihren Geburtsnamen Norris wieder angenommen hatte, fand sie Arbeit in London. Das aber hiess nicht, dass sie bereit war, ihren Mann aufzugeben. Ihre Tochter Elfreda erinnert sich:

Als der Krieg vorbei war, wurde mein Vater gleich nach Deutschland zurückgeschickt. Die Frauen konnten sich in diesem Fall ohne weiteres von ihren Ehemännern scheiden lassen und in England bleiben. Manche taten das auch. Aber da meine Mutter das nicht wollte, ging sie nach Deutschland, und ich natürlich mit ihr. Ich stand meiner Mutter sehr nahe und vertraute ihr voll und ganz. Für mich war ihr Verhalten richtig.

Es war Februar, und die schreckliche Kälte machte uns auf der Reise schwer zu schaffen. Miss Elsie Hope, die beste Freundin meiner Mutter, begleitete uns zum Bahnhof. Sie liebte mich wie eine Tochter und hatte mir eine Daunendecke, einen Mantel und ein Paar Stiefel mitgebracht, weil sie wusste, dass es kalt werden würde. Meine Grossmutter und die Schwestern meiner Mutter hingegen kamen nicht zum Bahnhof, um uns zum Abschied zuzuwinken. Das konnte ihnen meine Mutter jahrelang nicht verzeihen, denn schliesslich wussten sie, dass wir nach Deutschland geschickt wurden.

Als wir 1919 dort ankamen, nahmen wir Kontakt zu Familien auf, die Vater im Internierungslager kennengelernt hatte. So trafen wir uns mit der Familie Stalenbrusher oder mit der Familie Stemler. Die Stemlers wohnten in unserer Nähe und hatten eine Tochter, mit der ich mich oft traf. Aber sie kehrte nach England zurück. Damals herrschten in Deutschland furchtbare Zustände mit all den Unruhen und Schiessereien, und die Versorgungslage war so katastrophal, dass Frau Stemler ihren Mann verliess und mit ihrer Tochter in die Heimat zurückkehrte. Sie konnte es einfach nicht mehr ertragen.

An die Überfahrt kann ich mich nicht mehr erinnern, aber die Züge auf der anderen Seite waren vom Krieg beschädigt, die Fenster alle kaputt, und es gab keine Heizung. Dabei herrschte ein raues, eiskaltes Wetter. Wir fuhren durch Holland, jeden Abend stiegen wir aus, und die Quäker oder das holländische Rote Kreuz halfen uns, bis wir in Deutschland ankamen. Das dauerte fast eine Woche, und dort mussten wir dann auf Züge warten, die uns nach Berlin und von dort in die Kleinstadt Luckenwalde etwa 50 Kilometer südlich der Stadt brachten.

Wir gelangten zum Haus der Eltern meines Vaters, wo man uns herzlich empfing. Mein Grossvater nahm mich auf den Schoss und versuchte mir Wörter auf Deutsch beizubringen. Sie meinten, am besten würde ich die Sprache im Unterricht lernen, und so brachten sie mich nach einer Woche in eine Schule. Unsere erste Stunde war Französisch, man stelle sich das vor, vom Deutschen ins Französische, und ich konnte doch nur Englisch. Aber die Kinder waren sehr nett und stritten sich darum, wer mir alles zeigen durfte. Sie hatten keinerlei antienglische Gefühle und überlegten ständig, was sie für uns tun konnten.

Es war fast ein Jahr her, seit sich Richard Noschke für die Repatriierung entschieden hatte. Er vermisste seine Frau und seine fünf Kinder und wusste nicht, wann er sie wiedersehen würde, obwohl inzwischen Frieden herrschte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland schrieb er:

Nun, da ich hier ausser Gefahr bin, weit weg von all den Gräueln dieses schrecklichen Kriegs, habe ich Zeit zum Nachdenken. Oft frage ich mich, wie es möglich war, dass die Menschen in England so herzlos gegen mich sein konnten, wo ich doch bestens beleumundet 25 Jahre mit einer englischen Ehefrau und einer erwachsenen Familie in dem Land gelebt und 20 Jahre in ein und derselben Stellung gearbeitet habe. Aber ich weiss keine Antwort darauf. Da ich den grössten Teil meines Lebens dort drüben verbracht habe, hatte ich viele Freunde gefunden, aber leider muss ich sagen, dass sich fast alle, mit sehr wenigen Ausnahmen, von mir abgewandt haben. (...)

Ich bin jetzt seit drei Jahren von meiner Familie getrennt, und nichts deutet darauf hin, dass ich sie jemals wiedersehen werde. Mit diesen wenigen Zeilen möchte ich meinen Kindern in aller Deutlichkeit schildern, was ich durchgemacht, wie viele schlaflose Nächte ich verbracht und dass ich dabei nie die Hoffnung aufgegeben habe.

Noschkes ältester Sohn William war zur 6th Infantry Labour Company eingezogen worden. Interessanterweise verfasste der Vater seine Erinnerungen in Englisch, aber wohl nicht, weil er sich mit dieser Sprache leichter tat, sondern weil seine Kinder vermutlich nicht besonders gut Deutsch verstanden.

Richard Noschke kehrte nach England zurück und bezog ein Haus im Londoner Stadtteil East Ham. Wann er die Genehmigung dazu erhielt, ist nicht bekannt. Aber er wohnte dort noch bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.

Eine allzu grosse Zahl britischer Parlamentarier war entschlossen, Grossbritannien von allem, was deutsch war, zu reinigen. Der im August 1918 verabschiedete British Nationality and Status of Aliens Act enthielt etliche antideutsche Bestimmungen wie etwa die Möglichkeit, eine Einbürgerung zu widerrufen. Wie bereits geschildert, wurden schon vor dem Waffenstillstand Staatsbürgerschaften aberkannt.

Es ist nicht bekannt, wie viele Zivilisten ihre britische Staatsbürgerschaft verloren. Doch wenn die *Times* lückenlos von allen durch das Innenministerium aufgehobenen Einbürgerungen berichtet hat, waren – Frauen und Kinder nicht mitgezählt – keine 100 Personen betroffen. Die meisten Fälle gab es in den ersten beiden Jahren nach dem Krieg, aber selbst im Oktober 1923 kam es noch zu Ausbürgerungen.

Aber all das war harmlos im Vergleich zur Lage der Frauen, deren einziges Vergehen darin bestand, einen feindlichen Ausländer geheiratet zu haben.

Während des Kriegs hatten viele dieser Frauen grosse Demütigungen und Einschränkungen erdulden müssen: Sie verloren ihre Rechte als britische Staatsbürgerinnen und den diplomatischen Schutz bei Reisen im Ausland. Ein 1918 erlassenes Gesetz verbot ihre Beschäftigung im öffentlichen Dienst. Und als das Wahlrecht erweitert wurde, blieben sie ausgeschlossen, auch wenn sie die anderen Bedingungen für die Teilnahme an der Wahl erfüllten. So überrascht es kaum, dass der Druck zunahm, die Nationalität der Frauen nicht von der des Ehemanns abhängig zu machen. Im Jahr 1923 berief das Unterhaus einen Sonderausschuss zu dieser Frage ein, der sich jedoch auf keine Lösung einigen konnte. Sechs Jahre später wurde dem Parlament die *Nationality of Married Women Bill* (Gesetz zur Nationalität verheirateter Frauen) vorgelegt, die jedoch trotz der Zustimmung von 222 Abgeordneten aller Parteien durchfiel. Erst 1946, nach fünfundzwanzigjährigem Kampf der Frauenbewegung, erliess die Regierung ein Gesetz, nach dem Frauen bei der Eheschließung ihre Nationalität behielten und auch weiterhin den Schutz genossen, der mit ihrer Staatsbürgerschaft verbunden war.

Im Mai 1920 wurde die endgültige Fassung der Liste mutmasslicher deutscher Kriegsverbrecher nach Berlin geschickt. Doch aufgrund rechtlicher Formalitäten – und Verzögerungen durch die Deutschen – wurden die Fälle erst ein Jahr später verhandelt. Am Ende legten die britischen Behörden sieben Anklagen vor, eine lächerlich geringe Zahl, die zudem

noch auf vier reduziert wurde, weil man die anderen drei Beschuldigten nicht ausfindig machen konnte.

Vor Gericht verantworten mussten sich Soldaten unterer Ränge, denen man die unmittelbare Beteiligung an kriminellen Handlungen eindeutig nachweisen konnte. Drei von ihnen hatten Kriegsgefangene misshandelt: Sergeant Karl Heinen, der Gefreite Robert Neumann und schliesslich Hauptmann Emil Müller. Seine Brutalität im Lager Flavy-le-Martel konnten viele Gefangene bezeugen, darunter auch Private Nathan Sacof, der im März 1918 gefangengenommen worden war und für Müller gedolmetscht hatte.

Die meisten britischen Zeugen, die nach Deutschland geladen wurden, waren in ihr ziviles Leben zurückgekehrt und wollten den Krieg am liebsten vergessen. Der ehemalige Private Arthur Hoyland sollte gegen Robert Neumann aussagen, ignorierte jedoch die Mitteilung, dass er in Leipzig erscheinen müsse. Schliesslich wurden zwei Polizeibeamte von Scotland Yard beauftragt, ihn abzuholen. Hoyland war nach einem Fluchtversuch an den Daumen aufgehängt und mit einem Kabel geschlagen worden. Ausserdem hatte man ihn einer Scheinhinrichtung unterzogen und hungern lassen.

Mehrere Regierungsvertreter sowie der Staatsanwalt Sir Ernest Pollock begleiteten die Zeugen auf ihrer Reise nach Leipzig. Zwei britische Polizeioffiziere sorgten für zusätzliche Sicherheit. Sie standen unter der Leitung von Inspector A. C. Collins, der vor der Abreise mit den Zeugen sprach. «Ich erläuterte ihnen die Bedeutsamkeit und Gewichtigkeit ihrer Aufgabe in Deutschland und dass sie sich auf der Reise und während ihres Aufenthalts in Leipzig anständig zu verhalten hätten, um Feindseligkeiten zu vermeiden.» So vernünftig Collins' Worte scheinen, so zeugt dieser Satz auch von der mittlerweile mildereren Haltung der Regierung gegenüber den Deutschen und dürfte bei den Angesprochenen Bitterkeit und schmerzliche Erinnerungen wachgerufen haben.

Die Zeugen blieben nur wenige Tage in Leipzig. Inspector Collins schrieb: «Um nicht die Aufmerksamkeit der breiten Masse zu erregen, hielt man es für wünschenswert, dass die Zeugen in kleinen Gruppen

durch die Stadt gingen, wobei sie auf Schritt und Tritt von [britischen] und deutschen Polizisten beobachtet werden sollten.»

Der Prozess vor dem Obersten Gerichtshof fand in einem langgestreckten Saal mit riesigen Gemälden von Friedrich dem Grossen und Kaiser Wilhelm I. statt. Die Verhandlungen wurden vor sieben Richtern und mit zwei Staatsanwälten geführt. Journalisten von 80 Zeitungen aus der ganzen Welt drängten sich in dem Raum. Die Richter sassen an hufeisenförmig aufgestellten Tischen, und die Zeugen standen bei ihrer Aussage in dem Raum dazwischen.

Die ersten wurden am 23. Mai aufgerufen. Es ging um den Fall Sergeant Karl Heinen, verantwortlich für die Zwangsarbeiter in der Zeche Friedrich der Grosse. Er wurde der Grausamkeit und unmenschlichen Behandlung der Kriegsgefangenen beschuldigt. Nach den Zeugenaussagen erklärte die Verteidigung, die Männer seien renitent gewesen und hätten die Arbeit verweigert; es sei nicht mehr Gewalt angewendet worden als absolut nötig. Darauf erwiderte der deutsche Staatsanwalt, der Fall sei klar, und forderte eine zweijährige Gefängnisstrafe. Der Vorsitzende des Prozesses lobte das Auftreten der Zeugen, verurteilte Heinen aber zu lediglich zehn Monaten Haft. Das deutsche Gericht behandelte jeden Übergriff als Gesetzesverstoss eines Einzelnen, und «das Urteil stellte bloss die Gesamtstrafe für eine Reihe von Tätlichkeiten dar, während die generelle Brutalität in ihrem langfristigen Verlauf unberücksichtigt blieb», schrieb ein Beobachter.

Im Anschluss an das Verfahren durften die Zeugen nach London zurückkehren. Anschliessend wurde die zweite Zeugengruppe zum Prozess gegen Hauptmann Emil Müller entsandt. Im Lager Flavy-le-Martel hatte es zahlreiche Todesfälle gegeben – im Durchschnitt sechs pro Tag. Sie wurden direkt oder indirekt auf die himmelschreienden Zustände im Lager, den Mangel an Nahrung und Wasser, die miserablen sanitären Einrichtungen, die harte und übermässige Arbeit und die grausame Behandlung zurückgeführt.

Mehrere deutsche Wachmänner, die unter Müller gedient hatten, belasteten ihn. Einer von ihnen widersprach dem ehemaligen Lagerkommandanten, der zu seiner Verteidigung behauptet hatte, er habe keinen

Einfluss auf die Bedingungen gehabt (peinlicherweise stellte sich heraus, dass das Lager von den Briten gebaut und von den Deutschen erobert worden war); das Chaos sei durch die grosse Zahl der Gefangenen herbeigeführt worden. Er habe seinen Vorgesetzten darüber Bericht erstattet, doch es sei nichts unternommen worden. Das Gericht befand, dass Müller für die Umstände im Lager nicht verantwortlich sei, aber ein brutales Regiment geführt habe. Der Staatsanwalt forderte fünfzehn Monate Haft. Der vorsitzende Richter verhängte eine Strafe von sechs Monaten für Verbrechen, die laut Kommentaren britischer Beobachter vergleichbar mit den Vergehen Sergeant Heinens waren.

Robert Neumann wurde der körperlichen Züchtigung britischer Gefangener für schuldig befunden und zu sechs Monaten Haft verurteilt. Der letzte Prozess, die Verhandlung gegen den U-Boot-Kommandeur Kapitänleutnant Karl Neumann, war eine Farce, da der Fall in nur zwei Stunden erledigt wurde. Neumann war wegen Versenkung eines Lazarett-schiffs angeklagt. Er behauptete, auf Befehl gehandelt zu haben, eine Rechtfertigung, die das Gericht gelten liess. Zeugen wurden nicht befragt, und das Gericht sprach Neumann frei.

Die von den Briten vorgelegten Fälle wurden allesamt in nur einer Woche abgehandelt.

Das Prozessergebnis im Fall Karl Neumann war zwar unbefriedigend, aber die Verfahren aufgrund der Klagen der Briten verliefen in einer sachlichen Atmosphäre – im Gegensatz zu denen der Belgier und Franzosen, bei denen es wegen Hassausbrüchen und Anschuldigungen zu Tumulten im Gerichtssaal kam. Vor dem Gerichtsgebäude wurden die Mitglieder der französischen und belgischen Delegationen von Deutschen bespuckt und verhöhnt, und schliesslich stellte man die Verfahren ein.

Die Deutschen hatten begriffen, dass ihnen am besten gedient war, wenn sie die wenigen von Grossbritannien angestregten Verfahren ordnungsgemäss und mit dem angemessenen Respekt durchführten. So kam es hier zu keinerlei Übergriffen auf Zeugen oder Beobachter. Allerdings war es auch relativ unproblematisch, zwei Angeklagte unterer Ränge zu

kurzen Haftstrafen zu verurteilen, und dem einzigen für schuldig erklärten Offizier zollte der Richter in seinem Schlusswort den Respekt, der seinem Rang in der Armee entsprach.

Kurz vor der Abreise der britischen Abgesandten aus Leipzig wollten die Deutschen den Freispruch Karl Neumanns «wieder gutmachen» und teilten den Briten mit, sie würden ein weiteres Strafverfahren gegen zwei U-Boot-Offiziere durchführen. Die beiden Männer waren an einem eindeutig völkerrechtswidrigen Angriff auf das Hospitalschiff *Llandoverly Castle* beteiligt gewesen. Dabei waren Überlebende, die bereits in Rettungsbooten saßen, darunter auch Krankenschwestern, beschossen worden. Beide Offiziere wurden für schuldig befunden und zu vier Jahren Haft verurteilt. Mit dem Ende dieses Prozesses zogen die Briten einen Schlusstrich unter das Thema Kriegsverbrecherprozesse und normalisierten ihre Beziehungen zu Deutschland. Gut dokumentierte Verbrechen wie die Verschickung britischer Gefangener an die russische Front im Februar 1917 fielen dem Vergessen anheim.

Die britische Presse bezeichnete die Verfahren als Farce, die *Times* sprach von einem «skandalösen Versagen der Justiz». Im Unterhaus kam es zu Anfragen wegen der milden Strafen, und die Regierung wurde aufgefordert zu intervenieren.

Anstelle des Premierministers antwortete Staatsanwalt Sir Ernest Pollock, der den Prozessen beigewohnt hatte. Während er es für unangebracht hielt, die noch laufenden von Frankreich und Belgien angestregten Verfahren zu kommentieren, meinte er:

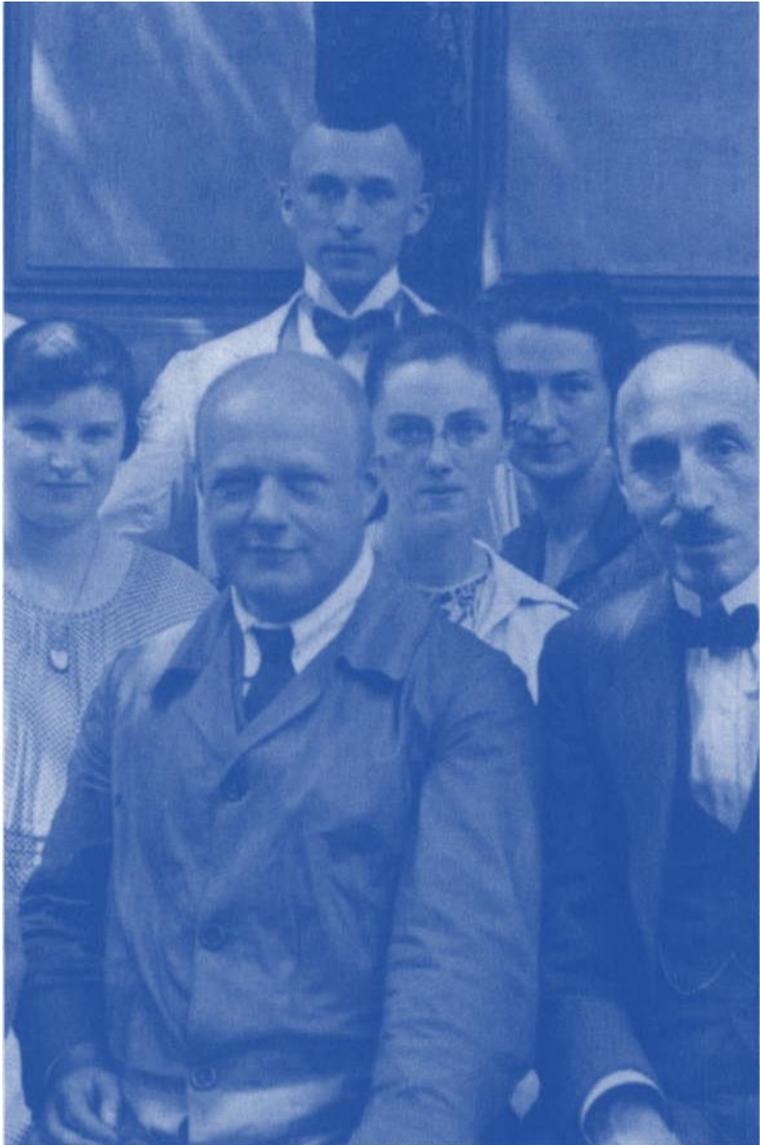
Vielleicht möchten die ehrenwerten Mitglieder dieses Hauses hören, dass das Urteil, das in meiner Gegenwart gefällt wurde, grosse Bedrückung im deutschen Militär ausgelöst hat. Ich versichere Ihnen, dass es die Offiziere dort gewiss nicht für eine geringe Strafe erachten, wenn einer aus ihren Reihen in ein gewöhnliches Gefängnis gesteckt wird, um unter Dieben und anderen Verbrechern eine zehnmonatige Haft abzusitzen.

Die Abgeordneten dürften sich gefragt haben, was sie die Gedanken und Gefühle von Deutschen angingen. Waren die Urteile nicht durch die begangenen Verbrechen begründet? Aber das spielte eigentlich schon keine Rolle mehr. Die Parlamentarier mussten nur etwas Dampf ablassen. Die Politiker verloren das Interesse am Thema Kriegsverbrechen, weil es in der britischen Öffentlichkeit keine Rolle mehr spielte. Der Krieg war vorbei.

Konnte Grossbritannien also die «Früchte des Siegs» ernten, wie Winston Churchill versprochen hatte? Wenn dem so war, dann merkten die meisten Briten nichts davon. Oft mussten sich Familien nach langer Trennung wieder auf Menschen einstellen, die ihnen, besonders den Kindern, fremd geworden waren. Und das war umso härter, als in den Jahren nach dem Krieg grosser Versorgungsmangel herrschte. Die gewaltigen Ausgaben während des Kriegs machten Beschränkungen des Regierungshaushalts notwendig, und die Folge waren Arbeitslosigkeit, Armut und wirtschaftliche Depression. Nur widerwillig und in geringem Masse wurden Ansprüche der aus dem Krieg heimgekehrten Soldaten auf Pensionen und Beihilfen erfüllt.

Die Geschichtswissenschaft streitet bis heute über die finanziellen Kosten des Konflikts zwischen Grossbritannien und Deutschland. Beide Länder waren materiell wie emotional ausgelaugt, wobei die Situation in Deutschland weit katastrophaler war als die beim einstigen Gegner. Schätzungen zufolge verlor Deutschland 1917 und 1918 durch Hunger und damit verbundenen Krankheiten so viele Zivilisten wie Grossbritannien Soldaten im Kampf. Über die weitere politische Entwicklung der beiden Länder ist viel geschrieben worden. Weniger wissen wir hingegen von den unzähligen Menschen, deren Leben durch anhaltende körperliche und seelische Verletzungen zerbrach, nicht zuletzt als Folge erzwungener Trennung und Isolation. Auch dies gehörte zum Alltag des Ersten Weltkriegs.

Margarethe van Emden, geb. Berndt (Mitte), Grossmutter des Autors, etwa 1924 während ihres Studiums an der Universität Leipzig. Hinter ihr steht Ernst Jünger, der einstige Infanterieoffizier und Verfasser von In Stahlgewittern. Margarethe zog in den 1930er-Jahren nach Grossbritannien und blieb dort bis zu ihrem Tode.



Danksagung

Zunächst möchte ich den hingebungsvollen und hilfsbereiten Mitarbeitern von Bloomsbury für ihren Zuspruch und ihr anhaltendes Vertrauen in meine Arbeit danken, insbesondere dem Cheflektor Bill Swainson. Ebenso danken möchte ich Liz Woabank für ihr leidenschaftliches Interesse und ihren freundlichen Beistand sowie Oliver Holden-Rea, Tess Viljoen, Maria Hammershoy, Holly Macdonald, Paul Nash und Anya Rosenberg für ihre Unterstützung. Richard Collins hat nach meinen früheren vier Büchen auch dieses sorgfältig und kenntnisreich redigiert.

Besondere Erwähnung verdient meine ausgezeichnete Agentin Jane Turnbull, die mit ihren klugen Bemerkungen und Erkenntnissen in diesem Jahr eine grosse Hilfe für mich war. Ihre Freundschaft bedeutet mir sehr viel. Und wieder einmal geht grosser Dank an meinen wunderbaren Freund Taff Gilligham fürs Korrekturlesen und, wie immer, für die Entdeckung kleinerer, dennoch aber bedeutender Fehler. Ich schätze diesen Freundesdienst sehr. Ausserdem danke ich Peter Johnston für seine ausgezeichnete ergänzende Rechercharbeit.

Von Herzen danken möchte ich meiner Familie: meiner Mutter Joan van Emden für ihre unschätzbare Unterstützung und ihre auch diesmal treffenden und ungeheuer hilfreichen stilistischen Anmerkungen. Vielen Dank, Mum! Und dann danke ich meiner Frau, die mir unerschütterlich

zur Seite steht, niemals etwas kritisiert und mich allenfalls ermahnt, ab und zu mein Arbeitszimmer aufzuräumen ... Betrachte es als erledigt!

Und nun zu all jenen, denen ich für die Erlaubnis zur Verwendung von Fotos, Tagebuchauszügen, Briefen oder Erinnerungen danken möchte: Calista Lucy vom Dulwich College für Informationen zum Hintergrund von Wilford Wells; meinem Schriftstellerkollegen Jack Sheldon, der mir mit seinen hervorragenden Deutschkenntnissen und seinem Wissen über die deutschen Militäreinheiten die Militärberichte von Wilford Wells zugänglich machte; Christine Leighton, Archivarin im Cheltenham College, für die freundliche Genehmigung zum Abdruck von Henry Hadleys Foto. Ausserdem danke ich Margaret Tyler und Kevin C. Dowson für die Erlaubnis zur Verwendung des Fotos von Major Renwick und seinen Offizierskollegen in der 3rd Infantry Labour Company; Liz Howell für die 1917 in Reading entstandenen Aufnahmen vom 30th Middlesex Regiment und von Private Charles Kuhr; Kevin Northover für sein Bild von der Fraternisierung bei Beaumont Hamel und Kevin Varty für sein Foto von Captain Richard Hawkins. Ich danke auch Fergus Johnston und Ellen Campbell, beide entfernte Verwandte von Henry Hadley, und Christopher Jage-Bowler, Pfarrer an der St. George's Church in Berlin. Für ihre Hilfe, ihren Rat und ihre nützlichen Hinweise danke ich meinen guten Freunden Mary Freeman, Jeremy und Mark Banning! Mein Dank gilt auch Dave Empson, William Spencer, Stephen Chambers und Duncan Mirylees.

Wie immer danke ich auch den Familien meiner Interviewpartner, die so freundlich waren, mir wertvolle Familienfotos und Dokumente zur Verfügung zu stellen.

Quellen

Veröffentlichte Erinnerungen

- Andrews, Albert: *Orders are Orders: A Manchester Pal on the Somme*, hrsg. von Sue Richardson, im Selbstverlag, 1987; Kindle Edition, 2013.
- Barnett, Denis Oliver: *In Happy Memory*, im Selbstverlag, 1915.
- Binding, Rudolf G.: *Vier Jahre an der Front*, Verlag Philipp Reclam jun. 1940.
- Bloem, Walter: *Vormarsch*, Verlag Grethlein & Co., 1916.
- Blücher von Wahlstatt, Evelyn Fürstin: *Tagebuch*, Verlag für Kulturpolitik, 1924.
- Blücher von Wahlstatt, Evelyn Fürstin: *An English Wife In Berlin*, Constable, 1921.
- Buckler, Julius: *Malaula! Der Kampfruf meiner Staffel – vom Dachdeckerlehrling zum Pour le Mérite-Offizier*, Steininger, 1939.
- Buxton, Andrew: *The Rifle Brigade, A Memoir*, Robert Scott, 1918.
- Byrne, Ginger: *I Survived Didn't I?*, hrsg. von Joy Cave, Leo Cooper, 1993.
- Chapman, Guy: *A Passionate Prodigality*, Buchan & Enright, 1985.
- Clark, Reverend Andrew: *Echoes of the Great War*, Oxford University Press, 1985.
- Cliff, Norman: *To Hell and Back with the Guards*, Merlin Books, 1988.
- Collins, Norman: *Last Man Standing*, Pen & Sword, 2002.

- Courtney, Lady Kate: *War Diary*, im Selbstverlag, 1927.
- Crundell, Edward: *Fighter Pilot on the Western Front*, William Kimber, 1975.
- Dundas, Henry: *Scots Guards, A Memoir*, Blackwood 1921.
- Evans, Alfred: *The Escaping Club*, John Lane, 1941.
- Ewart, Wilfrid: *Scots Guard*, Strong Oak Press, 2001.
- Fielding, Rowland: *War Letters to a Wife*, Spellmount Classics, 2001.
- Foley, G.A.: *On Active Service*, im Selbstverlag, Bridgewater, 1920.
- Gerard, James W.: *My Four Years in Germany*, Hodder & Stoughton, 1917.
- Gillespie, Alexander: *Letters from Flanders*, Smith, Elder & Co., 1916.
- Graham, Stephen: *Private in the Guards*, William Heinemann, 1928.
- Grinnell-Milne, Duncan: *Escaper's Log*, John Lane, 1926.
- Hitchcock, Frank: , *Stand Toe A Diary of the Trenches*, Hurst & Blackett, 1937. Hodges, Frederick James: *Men of 18 in 1918*, Arthur H. Stockwell Ltd., 1988.
- Hutchison, Graham Seton: *Footslogger*, Hutchinson & Co., 1933.
- Jünger, Ernst: *In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stosstruppführers*, Projekt Gutenberg, Klett Cotta, 1994.
- Lucy, John: *There's a Devil in the Drum*, The Naval and Military Press, 1993. Markham, Violet: *A Woman's Watch on the Rhine*, Hodder & Stoughton, 1921.
- Martin, Jack: *The Secret War Diary of Jack Martin*, Bloomsbury, 2009.
- McCudden, James: *Flying Fury: Five Years in the Royal Flying Corps*, The Aeroplane Publishing, 1918.
- Muddock, J.E. Preston, *All Clear, A Brief Record of the London Special Constabulary 1914-19*, Everett & Co., 1920.
- Osburn, Arthur: *Unwilling Passenger*, Faber & Faber, 1926.
- Peel, Mrs. C., *How We Lived Then*, The Bodley Head, 1929.
- Pickard-Cambridge: *Hilda: An Englishwoman's Experiences in Germany, August 1914*, im Selbstverlag, 1931.

- Richard, Frank: *Old Soldiers Never Die*, Faber & Faber, 1942; Neuaufgabe 2001.
- Roddie, Stewart: *Peace Patrol*, Christophers, 1932.
- Siepmann, Harry: *Echo of the Guns*, Robert Hale, 1987.
- Stoffa, Pal: *Round the World to Freedom*, John Lane, 1933.
- Troyte-Bullock, C.J., in: *History of the Somerset Light Infantry 1914-1919*, Everard Wyrall u. a., Methuen & Co., 1927.
- Vivian, Alfred Percival George: *The Phantom Brigade*, Ernest Benn, 1930.
- Walkinton, M.L.: *Twice in a Lifetime*, Samson Books, 1980.
- Vischer, Adolf Lucas: *Die Stacheldraht-Krankheit. Beiträge zur Psychologie der Übergangszeit*, Rascher, 1918.

Unveröffentlichte Erinnerungen

- Cole, Lance Corporal Victor, 7th Royal West Kent Regiment: *An Englishman's Life*.
- Parke, C.G.A., 2nd Gordon Highlanders: *Memories of an Old Contemptible*.
- Smith, Francis Nimmo, 1st Scots Guards: *Diary*.

Zeitungen

- Bournemouth Guardian*, Bericht über das Verfahren gegen Julia Jacobitz, 11. Januar 1916.
- East London Observer*, Leitartikel zu den in East London lebenden Deutschen, 8. August 1914.
- Manchester Guardian*, Artikel zum Aliens' Restriction Act, 10. August 1914; Leserbrief von Charles Eshbom, 26. September 1914.
- The Times online*, Bericht über König Georges Besuch in Kiel, 27. Juni 1904; Leserbrief Florence Phillips, 6. August 1914; Leserbrief Bampfylde Fuller, 8. August 1914; Bericht über Hensley Henson, 26. Dezember 1914; Bericht über Reverend Henry Woods, 26. Dezember 1914; Leserbriefe von Sir Felix Semon, Sir Carl Meyer und

Leopold Hirsch, 12. Mai 1915; Sir Jellicoes Bericht, 7. Juli 1916; Lord Newtons Rede im Oberhaus, 8. März 1918; Bericht über Sir George Cave und Brigadier General Page Croft, 12. Juli 1918; Bericht über Udo Willmore-Wittner, 2. November 1918.

Zeitschriften

Bericht von Private Robert Nisbet, in *The New Chequers*, Zeitschrift der «Friends of Lochnagar».

Erinnerungen von Corporal Walter Crookes, 1st Cheshire Regiment, in der Regimentszeitschrift *The Oak Leaf*.

Erinnerungen von Lieutenant Alexander Gallaher und Private Alfred Tilney in der Regimentszeitschrift der 4/7th Royal Irish Dragoon Guards.

Erinnerungen von Private William Gordon in *The Beam*, Dezember 1969.

Weitere Literatur

Brown, Malcolm und Shirley Seaton: *Christmas Truce*, Papermac, 1994.

Holmes, Richard: *Tommy: The British Soldier on the Western Front 1914-1918*, Harper Collins, 2004.

Housman, Laurence: *War Letters of Fallen Englishmen*, Victor Gollancz, 1930 (darunter die Briefe von Captain Edward Hulse und Lieutenant Colonel John Hawksley).

Marlow, Joyce, Hrsg.: *The Virago Book of Women and the Great War 1914-1918*, Virago, 1998.

Panayi, Panikos: *The Enemy in our Midst*, Berg, 1991.

van Emden, Richard: *All Quiet on the Home Front*, Headline, 2003.

van Emden, Richard: *The Soldier's War*, Bloomsbury, 2008.

W.A.S. und J.D.N., Hrsg.: *Wycliffe and the War 1914-1918* im Selbstverlag, 1923 (darunter die Briefe von Melville Hastings).

Willis, James F.: *Prologue to Nuremberg. The Politics and Diplomacy of Punishing war Criminals of the First World War*, Greenwood Press, 1982.

Winter, Denis: *Death's Men: Soldiers of the Great war*, Allen Lane, 1978.

Archive

Privatsammlung des Autors: Briefe des Schützen Ernest Blake; Fotokopie des Tagebuchs von Private Tom Tolson, 8th King's Own Yorkshire Light Infantry.

Hansard Parlamentsprotokolle: Reginald McKenna und Joseph King (Unterhausdebatte 5.8.1914, Band 65 CC1987-1990); Winston Churchill (Unterhausdebatte 15.4.1919, Band 114 cc2713f); Edward Shortt (18.2.1919, Band 112 cc741-743, und Unterhausdebatte 13.3.1919, Band 112 cc260, und 01.04.1919, Band 114 ccl054f, sowie Unterhausdebatte vom 15.7.1919, Band 118 cc210f); zu Caroline Hanemann (Unterhausdebatte 7.8.1919, Band 119 cc527f).

Imperial War Museum: Mit freundlicher Genehmigung des Department of Documents, mit ausdrücklichem Dank an Tony Richards: persönliche Unterlagen von Captain Charles Carrington: Dokumente 20614; persönliche Unterlagen von Major General Sir Richard Ewart: Dokumente 683; Bericht einer Engländerin (Miss Waring) über den Kriegsausbruch in Deutschland August 1914: Dokumente 12426; persönliche Unterlagen von EV Stibbe: Dokumente 11786; persönliche Unterlagen von Lieutenant Thomas Hughes: Dokumente 12244; persönliche Unterlagen von Richard Noschke: Dokumente 11229; patriotischer Brief von Lotte an Dorothy, September 1914: Dokumente 1962; persönliche Unterlagen von Lieutenant Colonel Sir Iain Colquhoun: Dokumente 6373; persönliche Unterlagen von Brigadier General H.C. Hubert Rees: Dokumente 7166; Briefordner der Royal Dragoons von 1914: Dokumente 12546; private Unterlagen von Miss W.L.B. Tower mit Verweis auf den 3. Marquess von Ormonde: Dokumente 6322; private Unterlagen von Private Martyn Evans: Dokumente 9766; Brief eines deutschen Soldaten (Weingartner) an die Familie eines verwundeten britischen Soldaten (Mole) vom März 1916: Dokumente 12451; persönliche Unterlagen von Private Samuel Fielding: Dokumente 12810; persönliche Unterlagen von Major General Sir John Laurie: Dokumente 1713; private Unterlagen von Reverend Montague Bere: Dokumente 12105; persönliche Unterlagen von Brigadier T.I. Dunn: Dokumente 12179; persönliche Unterlagen von Private Frank Harris: Dokumente 14979; persönliche Unterlagen von Brigadier Philip Mortimer: Dokumente 12327; persönliche Unterlagen von Private Percy Clare: Dokumente 15030; persönliche Unterlagen von Private Arthur Wrench: Dokumente 3834; persönliche Unterlagen von Captain Arthur Pick: Dokumente 4672; persönliche Unterlagen von H.G.R. Williams: Dokumente 11514.

Mit freundlicher Genehmigung der Audio-Abteilung und mit Dank an Lance Corporal Harry Hopthrow: Katalog Nummer 11581. Es wurde alles Erdenkliche unternommen, um die Rechteinhaber ausfindig zu machen, und der Autor wie auch das Imperial War Museum sind dankbar für jede Information, die dazu beitragen könnte, deren Namen oder Adressen aufzuspüren.

The Liddle Archive: Mit freundlicher Genehmigung der Liddle Collection, Leeds University Library, www.leeds.ac.uk, mit Dank an Richard Davies: Private Charles Eshbom: GS 0526; Reverend Henry Williams: GE 37; C.A.M. Dunlop: GS 0480; Lieutenant). A. Brewster: GS 0196; Private Percy Ogley: GS 1200.

The National Archives: Kew, www.nationalarchives.gov.uk

Cab45 (Cabinet Papers): Aus der Korrespondenz folgender Offiziere mit dem offiziellen Historiker des Ersten Weltkriegs, Brigadier General Sir James E. Edmonds (Cab45), in den 1920er-Jahren wird in diesem Buch zitiert:

Lieutenant George Edwards, 1/6th Seaforth Highlanders, zitiert von einem unbekanntem Offizier; Lieutenant Bradford Gordon, 9th Kings Own Yorkshire Light Infantry; Lieutenant Colonel John Hall, 16th Middlesex Regiment; Lieutenant Aubrey Herbert, 1st Irish Guards; Captain William Carden-Roe, 1st Royal Irish Fusiliers; Captain J.G. Smyth-Osbourne, 1st Royal Welsh Fusiliers; Colonel Roger Tempest, 2nd Scots Guards.

FO (*Foreign Office files*): FO383/17 Annie Reiser; FO383 23/81/169/207/315/521 Carl Fuchs; FO383 /48 /182 / 294 Henry Hadley; FO383 / 53 Hermann Waetjen; FO383 / 55 C.F. Just; FO383 / 60 Albert Cress-

well/Edgar Gillon/David Russell; FO383/80 Mrs. W.D. Bumyeat; FO383/80 Wilford Wells; FO383/80/151 Julia Jacobitz; FO 383/80/149 Corporal Alfred Felton; FO383/81 Julius Ring, / 197 William Kunz, / 197 Wilhelm Roderwald, / 194 Bartholomäus Eid, / 192 Carl Martini, / 193 Henry Steinke, / 442 Hubert Biskebom; FO383/180 Lt Col. Godfrey Goodman, Captains Hans Roser/ Reinhardt / Maffett; FO383/202 Mary Harthaus; FO383/203 Captain Robert Campbell; FO383/289 Captain Bushby Erskine; FO383/203/289 Peter Gastreich; FO383/292 Adam Ultsch; FO383 / 522 Lilian Stephan; FO383 / 522 Malvina Mendelssohn.

MEPO (Metropolitan Police Office): MEPO 2 /10662: Casements Bemühungen, eine irische Brigade aufzustellen; MEPO 3/1166 Deutsche Kriegsverbrecher: Polizeiliche Ermittlungen im Auftrag des Generalstaatsanwalts Seiner Majestät für die Prozesse in Leipzig.

WO (War Office files): WO32/5783: Gespräche mit Feldmarschall von Ludendorff und General Hoffmann über die bolschewistische Bedrohung, geführt von Lieut. Col. W. Stewart Roddie; WO95 (War Diaries): WO95/2215/1-9th East Surrey Regiment; WO95/2695/1-1/5th Sherwood Foresters; WO95 /1971 /2-8th Royal Munster Fusiliers; WO95/1371/1 – 1st Royal Berkshire Regiment; WO95/1972/2-8th Royal Dublin Fusiliers; WO95/1972/2-7th Royal Irish Rifles; WO95 /1972-48 Brigade; WO95/1975 / 5-9th Royal Munster Fusiliers; WO95/1535/2 – Tagebuch von Lieutenant James Pennycuik, als Teil des Kriegstagebuchs der 59th Field Company Royal Engineers; WO141/9: Aufstellung der irischen Brigade; WO141/36: Prozess gegen Mitglieder der deutsch-irischen Brigade; WO141 /67: deutsch-irische Brigade; WO 161 Berichte über die Befragung von Kriegsgefangenen 1914-1918, Gespräche mit folgenden Kriegsgefangenen: Private John Harrison, 1st Cheshire Regiment; Private John Cooper, 1st Coldstream Guards; Captain Thomas Sotherton-Estcourt; Captain R.F. Peskett, 2nd Dragoon Guards, Lincolnshire Regiment; Private George Winkworth, Rifle Brigade; Private Charles Duder, 4th Royal Fusiliers; Captain Arthur Hargreaves, 1st Somerset Light Infantry; Private James Harrold, 2nd East Kent Regiment; Lance Corporal Herbert Lewin, 1st Royal Berkshire Regiment; Private James McDaid, 1/10th Ar-

gyle and Sutherland Highlanders; Private Thomas Dickinson, 8th Durham Light Infantry; Private George Kitson, 12th Royal Scots Fusiliers; Private Patrick Leavy 14th Highland Light Infantry; Private Alfred Hoare, 1st Hampshire Regiment; Private James Harlock, 17th Royal Fusiliers; Private Ernest Barton, 2nd Manchester Regiment; Crewman Alfred Arney, HMS *Nomad*; Private Ernest Brown, 20th Machine Gun Corps; Private Andrew Duffy, RAMC; Private Tim Macarthy, RAMC; Private Daniel Merry, 7th Battalion Canadian Infantry; Private Patrick Cullen, 2nd Royal Munster Fusiliers; Sergeant James Morrison, Royal Marine Light Infantry; CSM Alexander Gibb, 2nd Argyle and Sutherland Highlanders; Corporal Robert Steele, 5th Signal Troop Royal Engineers; Private Arthur Soder, 1st Dorset Regiment; Lance Corporal Harold Sugden, Army Service Corps bei der 6th Field Ambulance; Corporal Charles Wright, 5th Lancers; Private Charles Brown, 1st West Yorks; Private Frank Barlow, 1st West Yorks; Lieutenant Patrick (Pat) O'Brien, Royal Flying Corps; Lieutenant John Howey, Royal Flying Corps; Captain Francis Don, Royal Flying Corps; Private George Wash, 8th Durham Light Infantry; Private Henry Webb, RAMC; Private James Whiteside, 36th Machine Gun Corps; Private Ernest Hart, 2nd East Kent Regiment; Captain Harold Rushworth, Royal Flying Corps; Lieutenant Harvey Frost, Royal Flying Corps; Lieutenant Geoffrey Parker, Royal Flying Corps; Private George Allen, 1st Rifle Brigade; WO339 & WO374 Officers' Files, betreffend: WO339/16499 – Captain William Renwick; WO339/60685 – 2nd Lt Frederick Ruscoe; WO339/26578 – Captain David Buries; WO339/17037 – 2nd Lt John Brewster; WO374/ 77437 – Major Charles Yate.

The National Army Museum: NAM 1999-11-216-1 – Kriegstagebuch, 1st Infantry Labour Company, Middlesex Regiment, 5. März 1917 – 30. Januar 1918; NAM 1999-11-216-2 – Kriegstagebuch, 2nd Infantry Labour Company, Middlesex Regiment, 2. April 1917 – 30. November 1917.

Regimental Museum of the Royal Welsh: Private Charles Heare, 1/2nd Monmouthshire Regiment.

Society of Friends: Jahresbericht des Friends Emergency Committee.

Surrey History Centre: Mit freundlicher Genehmigung: Captain Wilfred Birt – ESR/25 /Birt/4; Captain William Morrirt, 1st East Surrey Regiment – ESR/25 /Morrwg.

The Tank Museum, Bovington: Fahrer Ernest Reader – WW1 /Reader.

Trustees of the Army Medical Services Museum: Tagebuch von Capt. Henry Wynyard Kaye, MD, RAMC – RAMC / 739.

Vom Autor geführte Interviews

Soldaten und Matrosen: Abie Seaman Alfred Bastin, Royal Naval Division; Lance Corporal Andrew Bowie, 1st Cameron Highlanders; Lance Corporal Vic Cole, 7th Royal West Kent Regiment; Private William Easton, 77th Field Ambulance RAMC; Private George Gadsby, 1/18th London Regiment; Lieutenant Richard Hawkins, IIth Royal Fusiliers; Private Walter

Humphreys, 1/15th London Regiment; Private Jack Rogers, 1/7th Sherwood Foresters; Private Ernest Stevens, 20th Middlesex Regiment; Private Frank Sumpter, 1st Rifle Brigade.

Zivilpersonen: Percy Johnson; Elfreda Druhm.

Bildnachweis

- S. 11: Copyright © Surrey History Centre – ESR/25/STONHF/I
- S. 14: Copyright © Popperfoto/Getty Images
- S. 25: Copyright © Mary Evans Picture Library/Süddeutsche Zeitung Photo
- S. 58: Copyright © Surrey History Centre – ESR/25/Morrwg
- S. 63: Copyright © Surrey History Centre – ESR/25/Morrwg
- S. 80: Copyright © Topfoto
- S. 83: Copyright © Topfoto
- S. 88: Copyright © Imperial War Museum Q64154
- S. 137: Copyright © Imperial War Museum Q64157
- S. 203: Copyright © Liz Howell
- S. 235: Copyright © Kevin Varty
- S. 288: Copyright © Kevin Dowson
- S. 318: Copyright © Imperial War Museum HU83721
- S. 325: Copyright © Imperial War Museum Q23941
- S. 335: Copyright © Imperial War Museum Q108607
- S. 361: Copyright © Imperial War Museum Q47933